Die

Bartholomäus-Nacht.

Geschichtlicher Roman

von

Prosper Merimée.

Taschenbibliothek
klassischer Romane
des
Auslands.

3—5te Lieferung:

Prosper Merimée's Werke

Erster Band:

Die Bartholomäus-Nacht.

Preis per Lieferung von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Ggr.

Stuttgart & Cannstatt.
Verlag von Becher & Müller.
1845.

Prosper Merimée's
gesammelte Werke,

übersetzt

von

Dr. Heinrich Elsner.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Erster Band.

Die Bartholomäus-Nacht,

geschichtlicher Roman.

Stuttgart & Cannstatt,
Verlag von Becher & Müller.
1845.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Die Bartholomäus-Nacht,

geschichtlicher Roman.

I.

Die Reiter.

Schwarz stiegen die Horden
Ueber Alpen, halloh!
Mit Bourbon zum Morden
Hin über den Po!
Byron.

Nicht weit von Etampes, in der Richtung von Paris, gewahrt man heute noch ein großes viereckiges Gebäude mit Spitzbogen-Fenstern, denen einige rohe Bildhauer-Arbeiten zur Zierde dienen sollen. Ueber dem Thor befindet sich eine Nische, welche ehedem eine steinerne Madonna enthielt; letztere hatte jedoch in der Revolution das Loos von gar vielen männlichen und weiblichen Heiligen, und wurde von dem Präsidenten des revolutionären Clubbs von Larcy feierlichst in Stücke geschlagen. Seither hat man eine andere heil. Jungfrau an ihren Platz gestellt, freilich nur eine aus Gips geformte; angethan indeß mit einigen seidenen Lappen und mit etlichen Korallen geschmückt, stellt sie sich noch ziemlich gut dar und gibt der Schenke des Claude Giraut ein respektables Aussehen.

Vor beinahe drei Jahrhunderten, d. h. im Jahr 1572, hatte dieses Gebäude die gleiche Bestimmung, wie gegenwärtig, nämlich durstige Reisende aufzunehmen; aber die Außenseite war damals eine ganz andere. Auf den Mauern las man eine Menge

Inschriften, herrührend von den verschiedenen Kriegsparteien. Neben den Worten: „Es lebe der Herr Prinz!“ *) las man: „Es lebe der Herzog von Guise! Tod den Hugenotten.“ An einer andern Stelle hatte ein Soldat einen Galgen und einen Gehenkten mit Kohle gezeichnet, und, damit man ihn ja nicht mißverstehe, darunter die Inschrift gesetzt: Caspar von Châtillon.“ Indeß schien es, daß die Protestanten bald darauf die Oberhand in diesen Gegenden gewonnen hatten, denn der Name ihres Oberhaupts war weggekratzt und der des Herzogs von Guise an seine Stelle gesudelt. Andere, halbverlöschte, ziemlich schwer zu lesende und noch schwerer auf anständige Weise auszudrückende Inschriften bewiesen, daß der König und seine Mutter eben so wenig verschont geblieben waren, als die Parteihäupter. Am allermeisten schien jedoch die arme Madonna unter der Wuth des Bürger- und Religionskriegs gelitten zu haben. Ihre an zwanzig Stellen von Kugeln durchlöcherte Bildsäule zeugte von dem Eifer der hugenottischen Soldaten, das, was sie „heidnische Götzenbilder“ nannten, zu zerstören. Indeß der fromme Katholik, wenn er vor dem Bilde vorüber gieng, ehrerbietig seine Mütze zog, hielt sich der protestantische Reiter für verpflichtet, ihm einen Lanzenstoß beizubringen, und achtete sich nach vollbrachter Heldenthat nicht geringer, als wenn er das „apokalyptische Thier“ erschlagen und den Götzendienst zerstört hätte.

Allerdings war seit mehreren Monden zwischen den zwei streitenden Sekten Frieden geschlossen worden; aber der Schwur kam aus dem Munde und nicht aus dem Herzen. Mit gleicher Unversöhnlichkeit dauerte die gegenseitige Erbitterung fort. Alles mahnte daran, daß der Krieg kaum aufgehört habe, — Alles verkündete, daß der Friede nicht von langer Dauer seyn könne.

Die Schenke zum goldenen Löwen strotzte von Solda-

---

*) Der Prinz Condé.

ten. An ihrer fremdländischen Aussprache und ihrem bizarren Aufzug erkannte man sie als deutsche Cavalleristen, Reiter genannt, welche der protestantischen Partei ihre Dienste angeboten hatten, zumal als sie einen guten Sold zu zahlen im Stande war. Wenn die Geschicklichkeit dieser Ausländer in der Handhabung des Pferdes und ihre Gewandtheit im Gebrauch der Feuerwaffen sie an einem Schlachttage furchtbar machten, so standen sie andrerseits in dem vielleicht mit noch größerem Rechte erworbenen Ruf von vollendeten Räubern und unbarmherzigen Siegern. Der Haufen, welcher sich in der Herberge aufgepflanzt hatte, bestand aus fünfzig Reitern; sie waren Tags zuvor von Paris aufgebrochen und auf dem Wege nach Orleans, wo sie Garnison halten sollten.

Während die Einen ihre an die Mauer gebundenen Pferde besorgten, schürten Andere das Feuer an, drehten den Bratspieß und beschäftigten sich mit der Küche. Der Herbergvater betrachtete, als geschlagener Mann, die Mütze in der Hand und die Thräne im Auge, die Scene der Verwüstung, deren Schauplatz die Küche war. Er sah seinen Hofraum verheert, seinen Keller geplündert, seinen Flaschen, die man zu entpfropfen sich nicht einmal die Mühe nahm, den Hals gebrochen; und was das Schlimmste war, er wußte nur zu gut, daß trotz der strengen Befehle des Königs in Betreff der Kriegszucht er keine Entschädigung von denjenigen zu erwarten habe, welche ihn so feindlich behandelten. Denn in diesen unglückseligen Zeiten galt es als allgemein angenommene Wahrheit, daß eine bewaffnete Truppe, so im Frieden wie im Krieg, auf Unrechtskosten zehrte, wo immer sie sich befinden mochte.

Vor einem eichenen, von Schmutz und Rauch geschwärzten Tische saß der Hauptmann der Reiter. Er war ein großer und gewaltiger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit breiter Adlernase, flammenden Gesichtszügen, gräulichen und dünn gesäten Haaren, unter welchen eine breite, vom linken Ohr anfangende

und in seinem dichten Schnurrbart sich verlierende Narbe deutlich durchschimmerte. Er hatte Panzer und Helm abgelegt und nur ein Wamms von ungarischem Leder anbehalten, woran die schwarzen Spuren sich abreibender Waffen und sorgsam geflickte Löcher zu erkennen waren. Auch Säbel und Pistolen hatte er neben sich auf die Bank gelegt und nur den breiten Dolch an sich stecken, den ein kluger Mann damals nur im Bette vom Leibe that.

An seiner linken Seite saß ein hochrother, großer und wohlgestalteter Jüngling. Sein Wamms war mit Stickereien besetzt, und man bemerkte in seinem Anzug mehr Gewähltheit, als in dem seines Genossen. Es war indeß nur der Cornett des Hauptmanns.

Zwei junge Dirnen von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren leisteten, am gleichen Tische sitzend, ihnen Gesellschaft. Eine Mischung von Elend und Luxus spiegelte sich in den Kleidern derselben, die nicht für sie gemacht und nur durch das Kriegsglück ihnen zugeworfen zu seyn schienen, ab. Die Eine trug einen damastenen, goldgestickten, aber ganz vergilbten Spenser über einem einfachen linnenen Rock. Die Andere hatte ein blaues Atlaskleid nebst einem graufilzenen, mit einer Hahnenfeder geschmückten Männerhut. Beide waren hübsch; aber die Frechheit ihrer Blicke und die Zügellosigkeit ihrer Rede rochen überlaut nach der Gewohnheit, mit Soldaten zu leben. Der Atlasrock war eine Zigeunerin; sie konnte Karten und Zither schlagen. Die Andere hatte chirurgische Kenntnisse und schien sich eines ausgezeichneten Ranges in der Achtung des Cornetts zu erfreuen.

Diese vier Personen, jede hinter einer großen Weinflasche, plauderten mit einander und tranken in Erwartung des Essens.

Eben begann, wie das bei Hungrigen gewöhnlich der Fall ist, die Unterhaltung zu stocken, als ein junger, schlank und hochgewachsener, ziemlich elegant gekleideter Mann vor dem Thor der Herberge seinen trefflichen Schweißfuchs anhielt. Der Trompeter

der Reiter stand von der Bank, wo er sich gelagert, auf und faßte, dem Fremden entgegengehend, des Pferdes Zügel. Der Fremde war im Begriff, ihm für den vermeintlichen Höflichkeitsdienst zu danken; aber er wurde sogleich enttäuscht, denn der Trompeter öffnete das Maul des Rosses und betrachtete dessen Zähne mit einem Kennerauge; dann beschaute er sich, einige Schritte zurücktretend, die Füße und den Rücken des edlen Thiers, nickte mit dem Kopf, als sehr zufriedener Mann, und sagte in seinem Kauderwälsch: — Schön Gaul, myn Herr, das Ihr da reitet! und fügte noch einige deutsche Worte bei, welche seinen Kameraden, in deren Mitte er sich wieder niederließ, Anlaß zum Lachen gaben.

Diese ohne viele Umstände vorgenommene Prüfung war nicht nach dem Geschmack des Reisenden; er begnügte sich indeß, einen verächtlichen Blick auf den Trompeter zu werfen, und stieg ohne Jemands Hülfe ab.

Der jetzt aus dem Hause tretende Gastwirth nahm ihm ehrerbietig die Zügel ab und flüsterte ihm so leise, daß die Reiter nichts verstehen konnten: „Gott steh' Euch bei, mein junger Edelherr! Aber Ihr kommt sehr zur bösen Stunde; denn die Compagnie dieser Kopfhänger, welchen St. Christoph den Hals umdrehen möge, ist gar nicht angenehm für gute Christen, wie Ihr und ich."

Der junge Mann lächelte bitter. „Diese Herren," sagte er, „sind also protestantische Cavalleristen?"

„Und Reiter obendrein," fügte der Gastwirth bei. „Unsere liebe Frau soll ihnen die schwere Noth machen! Seit der Stunde, daß sie da sind, haben sie die Hälfte meines Geräthes zerbrochen. Es sind lauter unbarmherzige Raubgesellen, wie ihr Anführer, Herr von Châtillon, der saubere Teufelsadmiral."

„Für einen Graubart, wie Ihr," entgegnete der junge Mann, „ist das sehr unvorsichtig gesprochen. Wenn nun zufällig Euer neuer Gast ein Protestant wäre, so könnte er Euch gar wohl mit

einem guten Puff darauf dienen.“ Dabei schlug er mit seiner Reitpeitsche an seinen blank gewichsten Stiefel.

„Wie!.... Was!.... Ihr ein Hugenott?.... Protestant will ich sagen!“ rief der erstarrte Gastwirth aus. Dann wich er einen Schritt zurück und betrachtete den Fremden vom Wirbel bis zur Zehe, als suche er an dessen Anzug irgend ein Zeichen, woraus er auf seine Religion schließen könnte. Diese Prüfung und das offene freundliche Gesicht des jungen Mannes beruhigten ihn allmählig und er fuhr leiser fort: „Ein Protestant mit grünem Atlaswamms? ein Hugenott mit spanischem Halskragen? Ei, das ist ja nicht möglich! Ah, mein junger Edelherr, so viel Flottität sieht man nicht bei den Ketzern. Heilige Maria! Ein feines Atlaskleid ist allzuschön für solche Schmutzhämmel!“

Augenblicklich pfiff die Reitpeitsche und der Schlag, den der arme Herbergvater auf die Wange erhielt, war für ihn ein Glaubensbekenntniß dessen, mit dem er redete.

„Unverschämtes Lästermaul! Wart, ich will Dich Deine Zunge zähmen lehren! Fort mit meinem Pferde in den Stall, und daß ihm nichts abgehe!“

Der Gastwirth ließ traurig den Kopf hängen und führte das Pferd unter eine Art Schuppen, wobei er ganz leise tausend Flüche gegen die deutschen und französischen Ketzer hervormurrte; und wäre ihm der junge Mann nicht auf dem Fuße gefolgt, um die Behandlung seines Pferdes zu überwachen, so hätte das arme Thier in seiner Eigenschaft als Ketzer ohne Zweifel den Abend hindurch fasten müssen.

Der Fremde trat in die Küche und grüßte die dort versammelten Personen, indem er mit Anmuth die Krempe seines großen, von einer gelben und schwarzen Feder beschatteten Hutes lüftete. Nachdem ihm der Hauptmann seinen Gruß zurückgegeben, betrachteten sich beide eine Zeit lang wortlos.

„Hauptmann,“ sagte der junge Fremde, „ich bin ein protestantischer Edelmann, und es freut mich, hier einigen meiner Glau-

bensgenossen zu begegnen. Ist es Euch genehm, so speisen wir zusammen."

Der Hauptmann, günstig eingenommen von dem ausgezeichneten Benehmen und dem eleganten Anzug des Fremden, erwiderte ihm, daß er sich geehrt fühle. Sogleich machte ihm Jungfer Mila, die junge Zigeunerin, Platz auf ihrer Bank neben sich, und da sie von Natur sehr dienstfertig war, gab sie ihm sogar ihr Glas, welches der Hauptmann sofort füllte.

„Ich heiße Dietrich Hornstein," sagte der alte Haudegen, mit seinem Glas an das des jungen Mannes anstoßend. „Ohne Zweifel habt Ihr von Hauptmann Dietrich Hornstein gehört? Ich war es, der die verlorenen Kinder in der Schlacht von Dreux und darnach in der von Arnay-le-Duc führte."

Der Fremde verstand diesen Umweg, womit man nach seinem Namen forschte, und antwortete: „Ich bedaure, Euch keinen so berühmten Namen nennen zu können, wie der Eurige, Hauptmann; meinen eigenen meine ich, denn der meines Vaters ist wohl bekannt in unsern Bürgerkriegen. Ich heiße Bernhard v. Mergy."

„Wem sagt Ihr diesen Namen!" rief der Hauptmann, sein Glas bis zum Rande füllend. „Ich habe Euren Vater gekannt, Herr Bernhard v. Mergy. Ich habe ihn gekannt von den ersten Kriegen an, wie man einen vertrauten Freund kennt. Auf seine Gesundheit, Herr Bernhard!"

Der Hauptmann hob sein Glas empor und sagte einige deutsche Worte zu seiner Truppe. Im Augenblick, wo der Wein seine Lippen berührte, warfen alle seine Reiter mit lautem Zuruf ihre Hüte in die Luft. Der Wirth meinte, es sey das ein Zeichen zum Gemetzel, und warf sich in die Knie. Bernhard selbst war etwas betroffen von dieser außerordentlichen Ehre; er hielt es indeß für seine Schuldigkeit, diesen ächt germanischen Gruß zu erwidern, indem er auf die Gesundheit des Hauptmannes trank.

Die Flaschen, welchen man schon vor seiner Ankunft mächtig zugesetzt hatte, konnten für diesen neuen Toast nicht zureichen.

„Steh' auf, scheinheiliger Ketzer," herrschte der Hauptmann dem immer noch knieenden Wirthe zu; „steh' auf und hole uns Wein! siehst Du nicht, daß die Gläser leer sind?"

Und der Cornett warf ihm zum Beweise davon eins an den Kopf. Der Wirth eilte in den Keller.

„Dieser Mensch ist ein unverschämter Schuft," sagte Mergy, „aber Ihr hättet ihm doch mehr Uebels, als Ihr gewollt, zufügen können, wenn ihn diese Flasche traf."

„Bah!" sagte der Cornett mit rohem Lachen.

„Der Kopf eines Papisten," bemerkte Mila, „ist härter als diese Flasche, obgleich noch leerer."

Das Lachen des Cornets steckte alle Zuhörer an und sogar Mergy, der indeß mehr dem hübschen Munde der Zigeunerin, als ihrem grausamen Spott zulächelte.

Man brachte Wein, dann das Abendessen, und nach kurzem Stillschweigen fuhr der Hauptmann mit vollen Backen fort:

„Ob ich Herr v. Mergy gekannt habe! Er war Oberst des Fußvolks zur Zeit des ersten Feldzuges des Herrn Prinzen. Wir wohnten zwei ganze Monate in demselben Quartier während der ersten Belagerung von Orleans. Und wie befindet er sich jetzt?"

„Ziemlich gut für sein hohes Alter, Gott sey Dank! oft hat er mir von den Reitern erzählt und den schönen Angriffen, die sie in der Schlacht von Dreux machten."

„Auch seinen ältern Sohn ... Euren Bruder, den Hauptmann Georg, habe ich gekannt. Das heißt vor ...."

Mergy schien verlegen.

„Es war ein gewaltiger Haudegen," fuhr der Hauptmann fort, „aber, Donner und Teufel! ein Hitzkopf. Es thut mir Leid um Euren Vater; daß derselbe seinen Glauben abschwur, mußte ihm sehr wehe thun."

Mergy ward roth bis in's Weiße der Augen; er stotterte einige Worte zur Entschuldigung seines Bruders; aber unverkennbar beurtheilte er ihn noch strenger, als der Reiterhauptmann.

„Ah, ich sehe, daß Euch das Kummer macht,“ sagte der Hauptmann; gut! schweigen wir davon. Es ist ein Verlust für die Religion und ein großer Gewinnst für den König, der, wie es heißt, ihn sehr ehrenvoll behandelt.“

„Ihr kommt von Paris,“ unterbrach Mergy, in der Absicht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Ist der Admiral dort angekommen? Ihr habt ihn ohne Zweifel gesehen? wie befindet er sich dermalen?“

„Als wir abzogen, kam er mit dem Hof von Blois an; er befindet sich trefflich, frisch und stark. Er hat noch zwanzig Bürgerkriege im Magen, der theure Mann! Seine Majestät behandelt ihn mit so viel Auszeichnung, daß alle Papisten darob vor Aerger platzen möchten.“

„Wirklich? nie wird der König sein Verdienst nach Gebühr zu erkennen im Stande seyn.“

„Denkt nur, gestern sah ich, wie der König auf der Treppe des Louvre dem Admiral die Hand drückte. Herr von Guise, der hinterher gieng, sah so gottserbärmlich aus, wie ein gepeitschter Dachshund; und ich, was meint Ihr, daß ich dachte? Mir kam es vor als ob einer einen Löwen auf den Markt führte; er läßt ihn Patsch geben, wie einen Hund, aber obgleich Hanswurst zuversichtlich und freundlich thut, so vergißt er doch niemals, daß die Tatze, die er drückt, furchtbare Krallen hat. Ja, bei meinem Bart! man hätte sagen mögen, der König fühle die Krallen des Admirals.“

„Der Admiral hat eine lange Hand,“ meinte der Cornett. (Es war dies ein bei der protestantischen Armee gebräuchliches Sprichwort.)

„Für sein Alter ist er ein recht schöner Mann,“ meinte Jungfer Mila.

„Ich möchte ihn lieber zum Schatz haben, als einen jungen Papisten," fiel Trudchen, die Freundin des Cornetts, ein.

„Er ist die Säule der Religion," sagte Mergy, der auch seinen Senf zu dem Lobe geben wollte.

„Ja, aber verteufelt streng im Punkte der Kriegszucht," agte der Kapitän kopfschüttelnd. Sein Cornett blinzte ausdrucksvoll mit einem Auge und seine dicke Physiognomie verzog sich zu einem Zerrbild, das ein Lächeln vorstellen sollte.

„Ich erwartete nicht," sagte Mergy, „von einem alten Soldaten, wie Ihr, Hauptmann, dem Herrn Admiral über die genaue Kriegszucht, die er in seinem Heerlager hält, Vorwürfe machen zu hören."

„Ja freilich muß Ordnung seyn; aber man darf auch den Soldaten bei all dem Ungemach, das er aussteht, nicht vergessen und ihm nicht verbieten, von dem guten Wetter, das ihm zufällig lächelt, Vortheil zu ziehen. Bah! jeder Mensch hat seine Fehler und wenn er mich gleich hat hängen lassen, so wollen wir doch auf die Gesundheit des Herrn Admirals trinken."

„Der Admiral hat Euch hängen lassen?" rief Mergy, „Ihr seyd sehr gesund für einen Gehenkten."

„Ja! Sacrement! Er hat mich hängen lassen; aber ich bin nicht rachsüchtig, darum trinken wir auf seine Gesundheit!"

Noch bevor Mergy weiter fragen konnte, hatte der Hauptmann alle Gläser gefüllt, seinen Hut gezogen und seinen Reitern ein dreimaliges Hurrah auszustoßen befohlen. Nach Leerung der Gläser und Stillung des Tumultes fuhr Megy fort:

„Warum seyd Ihr denn gehenkt worden, Hauptmann?"

„Um eine Kleinigkeit: die Plünderung eines armseligen Klosters in der Provinz Saintonge, das beiläufig in Flammen aufgieng."

„Ja, aber nicht alle Mönche waren herausgegangen," unterbrach mit dem grellen Lachen des grausamsten Hohns der Cornett.

„Ei was liegt daran, ob eine solche Canaille etwas früher oder später brennt? Jedennoch, könntet Ihr's glauben, Herr

v. Mergy? gerieth der Admiral in schrecklichen Zorn; er liß mich verhaften und ohne weitere Ceremonien warf sein Großprofoß sein Halfter über mich. Da baten ihn alle Cavaliere und Edelherrn seiner Umgebung, sogar Herr v. La Noue, der wie man weiß, nicht gar zärtlich für den Soldaten ist, und alle Hauptleute um Gnade für mich, er aber schlug es rund ab. Mordelement! was der wüthend war! er zerbiß seinen Zahnstocher vor Grimm; und Ihr kennet ja das Sprichwort: Gott behüte uns vor den Paternostern des Herrn v. Montmorency und dem Zahnstocher des Herrn Admiral! „Gott verzeihe mir's," rief er, „man muß die Mordbrennerei ausrotten, so lange sie noch ein Kind ist; lassen wir sie zur großen Dame werden, so wird sie uns erwürgen! — Mittlerweile kommt der Prediger mit seinem Buch unter dem Arm; man führt uns unter eine gewisse Eiche .... mir däucht, ich sehe sie noch, mit ihrem vorgestreckten Aste, der ausdrücklich zu diesem Zweck hervorgeschossen zu seyn schien; man legt mir den Strick um den Hals .... so oft ich an diesen Strick denke, wird meine Gurgel trocken wie Zunder."

„Hier ist etwas zum Anfeuchten," sagte Mila, und füllte des Erzählers Glas bis zum Rand.

Der Kapitän leerte es mit Einem Zug und fuhr fort:

„Schon betrachtete ich mich für nichts mehr, noch minder als eine Eichel, als es mir beigieng, zu dem Admiral zu sagen:

„Ei! gnädigster Herr, henkt man so den Mann, der die verlornen Kinder bei Dreux commandirt hat?" Ich sah ihn seinen Zahnstocher ausspucken und einen neuen nehmen. Das ist, dachte ich, ein gutes Zeichen. Er rief dem Hauptmann Carmier und redete leise mit ihm, dann sagte er zum Profoß: „Mache vorwärts, hinauf mit ihm!" dann drehte er sich um. Man zog mich, mir nichts dir nichts, in die Höhe, aber der wackere Carmier zog den Degen und fuhr augenblicklich durch die Schnur, daß ich von meinem Aste fiel, so roth wie ein gesottener Krebs."

„Ich bringe Euch meinen Glückwunsch," sagte Mergy, „daß Ihr so guten Kaufs davon kamet."

Dabei betrachtete er den Hauptmann mit Aufmerksamkeit und schien sich unbehaglich zu fühlen in der Gesellschaft eines Mannes, welcher mit Fug und Recht den Galgen verdient hatte; doch waren in jener unglücklichen Zeit die Verbrechen so gäng und gebe, daß man sie nicht mit derselben Strenge, wie heut zu Tage, beurtheilen durfte. Die Grausamkeiten einer Partei ermächtigten einigermaßen zu Repressalien, und Religionshaß erstickte fast jedes Gefühl der Nationalsympathie. Zudem, um aufrichtig zu seyn, flößten ihm die geheimen Lockungen der Jungfer Mila, welche er sehr hübsch zu finden begann und die Dünste des Weins, der auf sein junges Gehirn stärker wirkte, als auf die harten Reiterschädel, in diesem Augenblick eine außerordentliche Nachsicht für seine Tischgenossen ein.

„Ich habe den Hauptmann acht Tage lang in einem bedeckten Wagen verborgen," sagte Mila, „und nur Nachts herausgehen lassen."

„Und ich," setzte Trudchen bei, „brachte ihm zu essen und zu trinken: er kann es selbst bezeugen."

„Der Admiral stellte sich sehr zornig gegen Carmier; das war aber nur eine angelegte Comödie zwischen Beiden. Ich meinerseits folgte der Armee lange, ohne daß ich mich dem Admiral zu zeigen wagte; endlich, bei der Belagerung von Langeac, entdeckte er mich in einem Laufgraben und sagte zu mir: ‚Dietrich, mein Freund, da Du nicht gehenkt worden bist, so laß Dich erschießen.' Dabei zeigte er mir die Bresche; ich begriff, was er sagen wollte, lief tapfer Sturm, und trat ihm am andern Tag auf offener Straße entgegen, meinen durchlöcherten Hut in der Hand haltend. — ‚Gnädigster Herr,' redete ich ihn an, ‚ich bin erschossen worden, wie ich gehenkt ward!' er lächelte mir zu und gab mir seine Börse mit den Worten: Da, kauf Dir einen neuen! — Seit der Zeit sind wir immer gute Freunde gewesen. Ah! was war

diese Stadt Langeac ein fetter Bissen! wenn ich nur daran denke, gerinnt mir das Wasser im Munde!"

„Ah! welch schöne Seidenstoffe!" rief Mila.

„Welche Menge schöner Leinwand!" rief Trudchen.

„Wie haben wir uns bei den Nonnen des großen Klosters erlustirt!" sagte der Cornett. „Zweihundert berittene Arkebusiere im Quartier bei hundert Nonnen! . . ."

„Mehr als zwanzig derselben schwuren das Papstthum ab," bemerkte Mila, „so sehr fanden sie die Hugenotten nach ihrem Geschmack."

„Hier," schrie der Kapitän, „mußte man unsere leichten Reiter sehen, wie sie mit dem Meßgewand auf dem Rücken zur Schwemme ritten; unsere Gäule fraßen Haber auf dem Altar und wir soffen den Firnewein der Pfaffen aus ihren silbernen Kelchen!"

Er drehte den Kopf um Trank zu fordern, und sah den Gastwirth mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen, worin sich ein unbeschreiblicher Ausdruck des Entsetzens malte.

„Schwachkopf!" sagte der tapfere Dietrich Hornstein achselzuckend. „Wie kann es doch einen so dummen Menschen geben, der an alle die Abgeschmacktheiten glaubt, welche die Papistenpfaffen auftischen! Denkt nur, Herr v. Mergy, in der Schlacht von Montcontour tödtete ich mit einem Pistolenschuß einen Edelmann des Herzogs von Anjou; als ich ihm seinen Koller auszog, was meint Ihr, daß ich auf seinem Magen fand? Ein groß Stück Seide, ganz voll von Heiligen-Namen; er wähnte sich damit vor den Kugeln zu schützen. Ich bewies ihm, daß es kein Scapulier gibt, durch welches eine protestantische Kugel nicht führe."

„Ja Scapuliere, das laß ich gelten," unterbrach der Cornett; „aber bei mir zu Hause verkauft man Pergamente, welche vor Blei und Eisen bewahren."

„Ich würde doch einen gut geschmiedeten Stahlharnisch vor-

ziehen," sagte Mergy, „wie sie Jakob Leschot macht, in den Niederlanden."

„Hört doch," fiel der Hauptmann ein, „man darf nicht läugnen, daß man sich fest machen kann; ich, wie ich mit Euch spreche, habe einen Edelmann bei Dreux gesehen, der von einer Kugel mitten auf die Brust getroffen ward; derselbe aber kannte die Salbe, womit man sich fest macht, und hatte sich unter seinem Büffelwamms damit eingeschmiert; gut! nicht einmal das schwarzrothe Mal einer Quetschung fand man nachher auf seinem Leib."

„Aber glaubt Ihr nicht lieber, daß die Büffelhaut, wovon Ihr geredet, hinreichte, die Kugel zu entkräften?"

„O! Ihr Franzosen, Ihr wollt an gar nichts glauben. Aber was wolltet Ihr sagen, wenn Ihr, so wie ich, gesehen hättet, daß ein schlesischer Landsknecht seine Hand auf einen Tisch legte und kein Mensch dieselbe mit Messerstößen durchbohren konnte? Doch Ihr lachet und haltet das für unmöglich? fragt nur Mila. Betrachtet einmal diese Dirne! sie kommt aus einem Land, wo die Herenmeister so gemein sind, wie die Mönche in diesem; sie könnte Euch schauerliche Geschichten erzählen. Zuweilen in den langen Herbstabenden, wenn wir unter freiem Himmel um das Feuer sitzen, sträuben sich mir die Haare auf dem Kopf über die Abenteuer, die sie zum Besten gibt."

„Ich wäre entzückt eines davon zu hören," sagte Mergy; „schöne Mila thut mir den Gefallen."

„Ja, Mila," fuhr der Kapitän fort, „erzähl' uns eine Geschichte, derweil wir diese Flaschen vollends leeren."

„Höret also," begann Mila, „und Ihr, mein junger Edelmann, der an nichts glaubt, möget dann Euren Zweifel, wenn's Euch beliebt, für Euch allein behalten."

„Wie könnet Ihr behaupten, daß ich an nichts glaube?" antwortete ihr Mergy mit leiser Stimme; „mein Wort darauf, ich glaube, daß Ihr mich behert habt, denn ich bin bereits zum Sterben verliebt in Euch."

Mila stieß ihn sanft zurück, denn Mergy's Mund berührte fast ihre Wange; und nachdem sie rechts und links einen verstohlenen Blick geworfen hatte, um sich von der allgemeinen Aufmerksamkeit zu versichern, begann sie folgender Weise:

„Hauptmann, Ihr waret gewiß in Hameln?"

„Niemals."

„Und Ihr, Cornett?"

„Ich auch nicht."

„Wie! werde ich denn Niemand finden, der in Hameln gewesen ist?"

„Ich war ein Jahr lang dort," sagte ein Reiter vortretend.

„Gut, Fritz! Du hast die Kirche in Hameln gesehen?"

„Mehr als hundertmal."

„Und ihre buntfarbigen Scheiben?"

„Das will ich meinen."

„Und was war auf diesen Scheiben gemalt?"

„Auf diesen Scheiben? . . . Auf dem Fenster links ist, glaube ich, ein großer schwarzer Mann, der Flöte spielt, und kleine Kinder, die ihm nachlaufen."

„Richtig. Wohlan! Ihr sollt die Geschichte dieses schwarzen Mannes und seiner Kinder von mir erfahren."

„Es sind lange Jahre her, daß die Leute von Hameln durch eine unzählige Menge Ratten gequält wurden, welche in so dichten Haufen vom Norden kamen, daß die Erde davon ganz schwarz wurde, und kein Fuhrmann es gewagt hätte, mit seinen Pferden über einen Weg, wo diese Thiere liefen, hinzufahren. Im Nu war Alles rattenkahl genagt; und wenn diese Ratten in einen Speicher fielen, so brauchten sie nicht mehr Umstände, einen Malter Waizen zu fressen, als ich, ein Glas dieses guten Weins zu trinken."

Sie trank, wischte sich den Mund und fuhr fort:

„Fallen, Schlingen, Gift, Alles war vergeblich. Von Bremen hatte man ein mit eilfhundert Katzen beladenes Schiff kommen lassen; unnütze Mühe! Für tausend, die man umbrachte,

kamen zehntausend noch hungriger wieder. Kurz, wäre nicht Hülfe gegen diese Plage erschienen, so mußten alle Einwohner Hamelns Hunger sterben, denn kein Körnlein Getraide wäre von den häßlichen Gästen verschont geblieben. Doch an einem gewissen Freitag trat vor den Bürgermeister der Stadt ein großer, verwitterter, dürrer Mann mit großen Augen und sperrangelweitem Maul, das von einem Ohr zum andern reichte, angethan mit rothem Wamms, spitzigem Hut, weiten, mit Bändern besetzten Hosen, grauen Strümpfen und Schuhen mit feuerfarbigen Maschen. Mir ist, als sähe ich ihn noch vor mir."

Unwillkührlich wandten sich alle Augen nach der Mauer, auf welche Mila hinstarrte.

„Ihr habt ihn also gesehen?" fragte Mergy.

„Nicht ich, sondern meine Großmutter; und sie erinnerte sich seines Gesichtes so deutlich, daß sie ihn hätte aus dem Kopf malen können."

„Und was sagte er zu dem Bürgermeister?"

„Er machte ihm das Anerbieten, gegen eine Belohnung von hundert Dukaten die Stadt von der verheerenden Geißel zu befreien. Ihr könnet Euch denken, daß der Bürgermeister und die Bürger sogleich einschlugen. Da zog der Fremdling alsbald eine metallene Flöte aus seinem Sack, und nachdem er sich auf dem Marktplatz, vor der Kirche, aber, wohlgemerkt! ihr den Rücken kehrend, aufgepflanzt hatte, begann er eine seltsame Weise zu spielen, wie nie ein deutscher Flötenspieler auf eine verfallen ist. Kaum hörten die Mäuse und Ratten diese Melodie, als sie von allen Dachböden, allen Mauerlöchern, allen Sparren und Ziegeln der Dächer hervor hundert-, tausendweise zu ihm herbeiliefen. Der Fremdling gieng, immer flötend, zur Weser hin; dort zog er seine Schuhe aus und stieg in's Wasser; ihm nach alle Ratten von Hameln, welche sogleich ersoffen. Nur e i n e blieb in der ganzen Stadt, und Ihr sollt gleich sehen, warum. Der Zauberer, denn ein solcher war es, fragte eine Nachzüglerin, die

noch nicht in die Weser gegangen war, warum Klaus, die weiße Ratte, noch nicht gekommen sey. Herr, antwortete die Ratte, sie ist so alt, daß sie nicht mehr gehen kann. Hole sie also selbst, erwiderte der Zauberer. Stracks lief die Ratte zurück nach der Stadt und kam bald mit einer alten, dicken, weißen Ratte wieder, die so alt, so alt war, daß sie sich nicht mehr fortzuschleppen vermochte. Die beiden Ratten, die alte von der jungen am Schwanze gezogen, giengen nun auch in die Weser und ersoffen, wie die übrigen. So wurde die Stadt von ihnen gereinigt. Aber als der Fremdling auf dem Rathhause erschien, um den versprochenen Lohn zu holen, da bedachten der Bürgermeister und die Bürger, daß sie jetzt nichts mehr von den Ratten zu fürchten hätten, und boten ihm, in der Ueberzeugung, mit einem schutzlosen Manne leichtes Spiel zu haben, ohne Schaamgefühl statt der versprochenen hundert Dukaten zehn an. Der Fremdling machte Gegenvorstellungen; man blies dieselben über ein Haus hinaus. Darauf drohte er, sich noch viel theurer bezahlen zu lassen, wenn man den Vertrag nicht buchstäblich erfülle. Die Bürger brachen über diese Drohung in ein schallendes Gelächter aus und warfen ihn vor das Thor des Rathhauses, ihn einen alten Rattenfänger schimpfend. Die Kinder der Stadt griffen dieses Schimpfwort auf und verfolgten ihn damit durch die Straßen bis zum Neuthor. Am folgenden Freitage erschien der Fremde wieder auf dem Marktplatz, aber dießmal mit einem purpurnen, ganz wunderlich aufgestutzten Hut. Aus seinem Sack zog er eine von der ersten ganz verschiedene Flöte; und sobald er darauf zu spielen angefangen, folgten ihm alle Knaben der Stadt vom sechsten bis zum vierzehnten Jahr und giengen aus dem Thor mit ihm."

„Und die Einwohner von Hameln ließen sie fortführen?" fragten Mergy und der Hauptmann zugleich.

„Sie liefen ihnen nach bis zum Koppenberg, an eine Höhle, die jetzt verstopft ist. Der Flötenspieler trat in die Höhle und

alle Kinder mit ihm. Eine Zeitlang hörte man den Flötenton; allmählig wurde er schwächer; endlich hörte man gar nichts mehr. Die Kinder waren verschwunden, und seitdem hat man keine Kunde von denselben erhalten."

Die Zigeunerin hielt ein, um den Eindruck in den Gesichtern der Zuhörer zu beobachten, welche ihre Erzählung auf sie hervorgebracht.

Da nahm der Reiter, welcher in Hameln gewesen war, das Wort und sagte: „Diese Geschichte ist so wahr, daß, wenn man in Hameln von etwas Merkwürdigem reden will, man zu sagen pflegt: dieß und das ist geschehen zwanzig Jahre, zehn Jahre nach dem Auszug unserer Kinder .... Der Herr v. Falkenstein hat unsere Stadt sechszig Jahre nach dem Auszug unserer Kinder geplündert."

„Aber das Merkwürdigste," fiel Mila ein, „ist, daß um dieselbe Zeit, weit von da, in Siebenbürgen, gewisse Kinder erschienen, die deutsch redeten und nicht sagen konnten, woher sie kamen. Die verheiratheten sich in dem Land und lehrten ihre Kinder ihre Sprache, daher es kommt, daß man bis auf diesen Tag in Sibenbürgen deutsch redet."

„Und es sind die Kinder von Hameln, die der Teufel dorthin versetzt hat?" fragte Mergy lächelnd.

„Ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß das wahr ist," rief der Hauptmann, „denn ich bin in Siebenbürgen gewesen und weiß gar wohl, daß man dort deutsch redet, während man rund umher ein höllisches Kauderwälsch baladert."

Das Zeugniß des Hauptmanns mochte so viel gelten, als manche andere Beweise.

„Soll ich Euch Euer Glück weissagen?" fragte Mila Herrn v. Mergy.

„Gerne," antwortete Mergy, seinen linken Arm um die Hüfte der Zigeunerin schlingend, während er ihr die offene Rechte hinreichte.

Mila betrachtete dieselbe mehrere Minuten lang stumm, von Zeit zu Zeit nachdenklich den Kopf schüttelnd.

„Nun! mein schönes Kind, wird die, die ich lieb habe, mein werden?“

Mila gab ihm einen Klaps auf die Hand. — „Glück und Unglück,“ sagte sie; „blaue Augen thun wohl und wehe. Das Schlimmste ist, daß Du Dein eigenes Blut vergießen wirst.“

Der Hauptmann und Cornett schwiegen stille, beide sichtlich bewegt von dem unheilverkündenden Ausgang dieser Prophezeihung.

Der Gastwirth schlug in's Geheim große Kreuze.

„Ich werde glauben, daß Du in der That eine Zauberin bist,“ sagte Mergy, „wenn Du mir sagen kannst, was ich zu thun m Begriff bin.“

„Du wirst mich küssen,“ flüsterte ihm die Zigeunerin in's Ohr.

„Sie ist eine Zauberin!“ rief Mergy, sie umschlingend. Er fuhr fort, sich leise mit der schönen Prophetin zu unterhalten, und ihr gutes Einvernehmen schien mehr und mehr zu wachsen.

Trudchen ergriff eine Art Zither, welche noch fast alle Saiten hatte, und nahm einen deutschen Marsch zum Vorspiel. Dann sang sie, als sie einen Kreis von Soldaten um sich sah, in ihrer Sprache ein Kriegslied, in dessen Refrain die Reiter wie rasend einfielen. Von ihrem Beispiel aufgemuntert, begann der Hauptmann mit einer Stimme, von der die Gläser zerspringen konnten, ein altes hugenottisches Kriegslied zu singen, dessen Musik mindestens eben so barbarisch war, als der Text:

„Der Prinz von Condé,
„Der liegt im Grunde;
„Herr Admiral jedoch
„sitzt noch zu Rosse hoch,
„mit Rochefoucault im Bund,
„jagt die Papistenhund',
„Hund', Hund', Hund', Hund.“

Alle Reiter, vom Wein erhitzt, huben jetzt, jeder eine andere

Melodie zu singen an. Schüsseln und Flaschen bedeckten mit ihren Trümmern den Fußboden; die Küche widerhallte von Flüchen, Gelächter und Saufliedern. Bald jedoch ließ der Schlaf, begünstigt von dem Dunst des Orléans-Weines, die Mehrzahl der Helden dieser bacchantischen Scene seine Macht fühlen. Die Soldaten warfen sich auf die Bänke. Der Cornett, nachdem er zwei Schildwachen vor die Thüre gestellt, schleppte sich wankend nach seinem Lager hin; der Hauptmann, welcher noch so viel Tastsinn beibehalten, um in gerader Linie zu marschiren, stieg, ohne zu laviren, die Treppe in das Zimmer des Wirthes hinauf, das er, als das beste der Herberge, für sich gewählt hatte.

Und Mergy und die Zigeunerin? Noch vor dem Gesang des Hauptmanns waren beide miteinander verschwunden.

II.

Am andern Morgen, oder: der Katzenjammer.

> Ein Träger.
> Ich sage, daß ich sogleich Geld haben will,
> Molière, die lächerlichen Gezierten.

Es war schon lange hoher Tag, als Mergy aufwachte. Die Vorgänge des gestrigen Abends waren in seinem Kopfe noch keineswegs verdämmert. Seine Kleider lagen zerstreut in der Stube umher und sein Mantelsack gähnte offen am Boden. Sich aufrichtend, betrachtete er eine Weile diese Scene der Verwirrung, indem er sich die Augen rieb, um seine Gedanken zu sammeln. Seine Züge drückten zugleich Ermüdung, Erstaunen und Unruhe aus.

Ein schwerer Schritt machte sich auf der Steintreppe, die in seine Stube führte, vernehmlich. Ohne daß man sich anzuklopfen die Mühe genommen hatte, gieng die Thüre auf, und

herein trat der Wirth mit noch saurerem Gesicht, als Tags zuvor; aber in seinen Blicken ließ sich die Unverschämtheit, welche an die Stelle der Furcht getreten war, ohne Mühe lesen.

Er warf einen Blick auf die Stube und bekreuzte sich, als wäre er durch solchen Wirrwarr von Entsetzen ergriffen.

„Ei, ei! mein junger Edelmann," rief er, „noch im Bette? Nur aufgestanden, denn wir müssen mit einander rechnen."

Mergy setzte einen Fuß aus dem Bette und gähnte erstaunlich dazu: „Woher," fragte er, „all' diese Unordnung? Warum ist mein Mantelsack offen?" und gebärdete sich dabei wenigstens eben so ärgerlich, als sein Wirth.

„Warum? Warum?" erwiderte dieser; „was weiß ich davon? Ich werde mich wohl um Euren Mantelsack bekümmern? Ihr habt mein Haus in eine noch viel ärgere Unordnung gebracht! aber bei St. Eustach, meinem guten Schutzpatron, Ihr werdet mir's bezahlen."

Derweil er sprach, zog Mergy seine scharlachenen Beinkleider an, und durch eine Bewegung, die er machte, fiel seine Börse aus der offenen Tasche. Der Klang, den sie von sich gab, mußte ein ganz anderer seyn, als der, den er erwartete, denn er hob sie sogleich mit Bestürzung auf und untersuchte sie.

„Man hat mich bestohlen!" rief er aus, sich zum Gastwirth wendend.

Statt der zwanzig Goldthaler, die darin gewesen, fand er nur noch zwei.

Meister Eustach zuckte die Achseln und lächelte verächtlich.

„Man hat mich bestohlen," wiederholte Mergy, rasch seinen Gürtel schnallend. „Ich hatte zwanzig Goldthaler in dieser Börse, und fordere dieselben zurück: In Eurem Hause hat man mir sie genommen."

„Bei meinem Bart! das freut mich," entgegnete beleidigend der Wirth; „das wird Euch lehren künftig vor Hexen und Diebinnen auf Eurer Hut zu seyn. Doch," fügte er leiser bei,

„Gleich und Gleich gesellt sich gern. All dieses Galgenfutter, Ketzer, Hexen und Diebe sind ein Kuchen und Muß.“

„Was sagtest Du, Kröte?“ schrie Mergy um so zorniger, als er die innere Wahrheit des Vorwurfs fühlte, und ergriff, wie jeder Unrechthabende, die Gelegenheit zum Streit bei den Haaren.

„Ich erkläre,“ erwiderte der Wirth mit erhobener Stimme, und die Faust in die Hüfte stemmend, „ich erkläre, daß Ihr alles in meinem Hause zerschlagen habt, und fordere Bezahlung bis auf den letzten Heller.“

„Ich werde meine Zeche bezahlen, und keinen Liard weiter. Wo ist der Hauptmann Korn . . . Hornstein?“

„Man hat mir,“ fuhr Meister Eustach immer mehr brüllend fort, „mehr als zweihundert Flaschen guten Wein getrunken, aber Ihr haftet mir dafür.“

Mergy hatte eben seinen Anzug beendigt. — „Wo ist der Hauptmann?“ rief er mit Donnerstimme.

„Er ist vor mehr als zwei Stunden abmarschirt; und möge er zum Teufel fahren, gleich allen Hugenotten, einstweilen, bis wir sie sammt und sonders verbrennen!“

Eine tüchtige Ohrfeige war die einzige Antwort, die Mergy in diesem Augenblicke finden konnte.

Dieser unvorhergesehene und kräftige Schlag machte den Wirth zwei Schritte zurücktaumeln. Das hornene Heft eines großen Messers lugte aus einer Tasche seiner Hosen hervor; er legte die Hand daran. Ohne Zweifel wäre ein großes Unglück geschehen, hätte er der ersten Bewegung seines Zornes nachgegeben. Aber die Klugheit that seiner Rachsucht Einhalt, indem sie ihn bemerken ließ, daß Mergy sich über die Häupten seines Bettes beugte, über dem ein langer Degen hieng. Augenblicklich entsagte er einem ungleichen Kampf, eilte Kopf über Hals die Stiege hinunter und schrie aus Leibeskräften: Mord! Feuer!

Herr des Schlachtfeldes, aber sehr unruhig über die Folgen

seines Siegs, legte Mergy sein Wehrgehäng an, steckte seine Pistolen darein, schloß seinen Mantelsack, nahm ihn in die Hand und entschied sich, bei dem nächsten Friedensrichter Klage einzulegen. Kaum hatte er die Thüre geöffnet und setzte den Fuß auf die erste Stufe der Stiege, als unversehens ein feindlicher Haufe sich ihm entgegenstellte.

Der Wirth marschirte voran, eine alte Hellebarde in der Hand; drei mit Bratspießen und Stöcken bewaffnete Bengel standen dicht hinter ihm; ein Nachbar mit einer rostigen Arkebuse bildete das Hintertreffen. Von beiden Seiten hatte man sich auf eine so schnelle Begegnung nicht gefaßt gemacht. Nur fünf bis sechs Stufen trennten die feindlichen Parteien.

Mergy ließ seinen Mantelsack fallen und ergriff eine seiner Pistolen. Diese feindliche Bewegung zeigte dem Meister Eustach und seinen Kampfgenossen, wie sehr ihre Schlachtordnung fehlerhaft sey. Gleich den Persern in der Schlacht bei Salamis, hatten sie es vernachlässigt, eine Stellung zu wählen, wo ihre Anzahl sich vortheilhaft entwickeln konnte. Der einzige von ihrer Truppe, der eine Feuerwaffe trug, durfte sich derselben nicht bedienen, weil er seine vorangehenden Mitstreiter verwundet hätte, indeß die Pistolen des Hugenotten, die ganze Länge der Treppe bestreichend, alle mit einem Schuß niederstrecken zu können schienen. Das leichte Knattern des Hahns, als Mergy seine Pistole geladen hatte, fand ein Echo in ihren Ohren und schien ihnen fast eben so entsetzlich, als die Entladung der Waffe selbst.

Mit unwillkührlichem Drange machte die feindliche Heersäule links umkehrt euch und eilte der Küche zu, wo sich ein größeres und vortheilhafteres Schlachtfeld darbot. In der von eiliger Flucht unzertrennlichen Unordnung verwickelte der Gastwirth seine Hellebarde, da er sie drehen wollte, zwischen seine Füße und fiel. Als edelmüthiger Feind mochte Mergy seiner Waffen sich nicht bedienen, und begnügte sich, seinen Mantelsack den Flüchtigen nachzuwerfen, der, gleich einem Felsstück auf

sie hinrollend und auf jeder Stufe seine Wucht verstärkend, die Niederlage vollendete. Die Stiege war von Feinden geleert und die zerbrochene Hellebarde blieb als Siegeszeichen.

Mergy stieg eiligst in die Küche hinab, wo sich der Feind bereits wieder auf einer Linie in Schlachtordnung gestellt hatte. Der Arkebusier hielt seine Waffe am Backen und blies auf seine Lunte. Der blutbedeckte Wirth, denn seine Nase war durch den Sturz stark gequetscht worden, hielt sich hinter seinen Freunden, wie der verwundete Menelaus hinter den griechischen Reihen. Statt eines Machaon oder Podalirus trocknete ihm sein Eheweib mit verwirrten Haaren und schief gesetzter Haube das Gesicht an einem schmutzigen Handtuche ab.

Mergy war rasch entschlossen. Er trat gerade auf den Arkebusenträger zu und setzte ihm die Mündung seiner Pistole auf die Brust.

„Wirf Deine Lunte weg oder Du bist ein Kind des Todes!"

Die Lunte fiel zu Boden und Mergy löschte mit seinem Stiefel den brennenden Zünder. Alsbald legten alle Verbündeten zu gleicher Zeit die Waffen nieder.

„Was Euch betrifft," sagte Mergy zum Wirth gewendet, „so wird Euch die kleine Züchtigung, die Ihr von mir erhalten, vielleicht lehren, die Fremden etwas höflicher zu behandeln. Wenn ich wollte, so ließe ich Euch den Schild durch den Schulzen des Orts einziehen; aber ich bin nicht bösartig. Seht einmal, was meine Zeche macht?"

Meister Eustach, der bemerkte, daß er seine furchtbare Pistole abgespannt, und während des Sprechens wieder in den Gürtel gesteckt hatte, faßte auf's Neue ein wenig Muth und murmelte, sich abwischend, traurig:

„Die Schüsseln zerbrechen, die Leute schlagen, guten Christen die Nase zerquetschen... einen Höllenlärm machen... wie man für alles das einen rechtschaffenen Mann entschädigen könnte, weiß ich nicht."

„Gut," nahm Mergy lächelnd das Wort. „Für Eure gequetschte Nase werde ich Euch zahlen, was sie nach meinem Anschlag werth ist. Wegen Eurer zerbrochenen Schüsseln wendet Euch an die Reiter; das haben sie gethan. Ich verlange nun nur noch zu wissen, was ich Euch für mein gestriges Abendessen schulde."

Der Wirth betrachtete seine Frau, seine Gesellen und seine Nachbarn mit einer Miene, als wollte er sie zugleich um Rath und um Schutz angehen.

„Die Reiter, die Reiter!" sagte er... „von denen Geld sehen, ist keine leichte Sache; ihr Hauptmann hat mir drei Livres gegeben und der Cornett einen Fußtritt."

Mergy nahm einen der Goldthaler, die ihm übrig geblieben. „Wohlan," sagte er, „laßt uns als Freunde scheiden." Dabei warf er das Goldstück dem Meister Eustach zu, welcher es, statt die Hand auszustrecken, verächtlich auf den Fußboden fallen ließ.

„Einen Thaler?" rief er, „einen Thaler für hundert zerbrochene Flaschen, einen Thaler für mein ruinirtes Haus, einen Thaler für abgeprügelte Leute?"

„Einen Thaler, nichts als einen Thaler?" fiel das Eheweib mit ebenso lamentablem Tone ein. „Es kommen katholische Edelleute hierher, die bisweilen ein wenig Geräusch machen; aber sie wissen wenigstens, was es kostet."

Wäre Mergy besser bei Kasse gewesen, so hätte er ohne Zweifel den Ruf der Freigebigkeit seiner Partei aufrecht gehalten.

„Meinetwegen," antwortete er trocken, „aber diese katholischen Edelleute sind nicht bestohlen worden. Entscheidet Euch," fügte er bei, „nehmt diesen Goldthaler, sonst bekommet Ihr gar nichts." Und er that einen Schritt, als wollte er ihn zurücknehmen.

Das Weib hob ihn sogleich auf.

„Wohlan! man führe mein Pferd vor! und Du da, leg' Deinen Bratspieß ab und trage mein Gepäck!"

„Euer Pferd, mein edler Herr?“ sagte einer der Diener des Meisters Eustach, indem er sein Gesicht verzog.

Der Wirth richtete, trotz seines Kummers, den Kopf auf und seine Augen blitzten einen Augenblick von boshafter Schadenfreude.

„Ich gehe, es Euch selbst vorzuführen, mein guter Edelherr! ich führe es Euch selbst vor, Euer gutes Pferd.“ Und er gieng hinaus, immer das Handtuch vor die Nase haltend. Mergy folgte ihm.

Wie groß aber war sein Erstaunen, als er statt des schönen Schweißfuchsen, der ihn hergetragen, einen kleinen, alten, spatigen Schecken sah, den außerdem noch eine breite Narbe am Kopf entstellte; statt seines flandrischen Sattels von feinem Sammet sah er einen rindsledernen, mit Eisen beschlagenen, kurz einen gemeinen Soldatensattel.

„Was soll das heißen? Wo ist mein Pferd?“

„Eure Gnaden mögen sich nur die Mühe nehmen, es von den protestantischen Herren Reitern zu verlangen,“ antwortete der Wirth mit erheuchelter Demuth; „diese würdigen Fremdlinge haben es mit sich genommen; gewiß geschah der Irrthum wegen der Aehnlichkeit.“

„Ein stolzes Roß!“ sagte einer der Gesellen; „ich wette, es ist nicht über zwanzig Jahre alt.“

„Man wird nicht läugnen können, daß es ein Schlachtroß ist,“ sagte ein Anderer; „sehet nur, welchen Säbelhieb es über die Stirne bekommen.“

„Welche prächtige Schabracke!“ fügte ein Anderer bei, „sie gleicht dem Kirchenrock eines Predigers, schwarz und weiß.“

Mergy gieng in den Stall hinein, den er leer fand.

„He! warum ließet Ihr mein Pferd mit fortnehmen?“ schrie er wüthend.

„Traun! mein edler Herr,“ antwortete der Stallknecht,

„der Trompeter hat ihn aufgezäumt; er bedeutete mir, daß das zwischen Euch Beiden abgemachter Tausch sey."

Mergy erstickte fast vor Wuth, und doch wußte er nicht, wen er in seinem Unstern packen sollte.

„Ich werde den Hauptmann aufsuchen," murmelte er zwischen den Zähnen, „er wird dem Spitzbuben, der mich bestohlen, sein Recht anthun."

„O gewiß," sagte der Wirth, „Eure Herrlichkeit haben's getroffen; denn der Hauptmann.... wie heißt er doch? Er sah immer wie ein gar ehrlicher Mann aus."

Bereits hatte sich Mergy selbst die Bemerkung gemacht, daß der Hauptmann den Diebstahl, wenn nicht befohlen, doch wenigstens begünstigt habe.

„Bei derselben Gelegenheit," fuhr der Wirth fort, „werdet Ihr auch Eure Goldthaler wieder von jenem Fräulein haben können: es täuschte sich ohne Zweifel, da es seinen Pack in der Dämmerung machte."

„Soll ich den Mantelsack Eurer Herrlichkeit auf das Roß Eurer Herrlichkeit legen?" fragte der Stallbube in ehrfurchtsvollstem und zur Verzweiflung bringenden Ton.

Mergy sah ein, daß er, je länger er bleibe, um so mehr von dem Hohn dieses Gesindels zu leiden habe würde. Nachdem daher der Mantelsack angeschnallt war, schwang er sich in seinen schlechten Sattel; die Mähre aber, da sie einen neuen Herrn fühlte, faßte den boshaften Wunsch, dessen Kenntnisse in der Reitkunst zu versuchen. Bald jedoch mußte sie empfinden, daß sie es mit einem vortrefflichen Reiter zu thun habe, der weniger als je aufgelegt war, ihre Artigkeiten zu dulden; sie faßte daher, nach einigen Bäumungen, die ihr mit großen, scharf gespitzten Sporen reichlich bezahlt wurden, den weisen Entschluß, zu gehorchen und einen starken Trab anzuschlagen. Aber sie hatte in dem Kampf mit ihrem Reiter einen Theil ihrer Kraft erschöpft; und ihr stieß zu, was in solchem Falle immer den schlech-

ten Gäulen zustoßt, sie stürzte, wie man sagt, mit allen Vieren. Unser Held erhob sich sogleich, zwar nur leicht gequetscht, aber noch wüthender wegen des Hohngeschreis, das sich alsbald hinter ihm erhob. Einen Augenblick schwankte er, ob er nicht mit der flachen Klinge Rache holen sollte; bei besserer Ueberlegung jedoch begnügte er sich, zu thun, als höre er die nachgerufenen Beleidigungen nicht, und schlug langsamer den Weg nach Orleans ein, von Ferne verfolgt durch einen Kinderhaufen, deren älteste das Spottlied auf Hans Wurst sangen, indeß die kleineren aus Leibeskräften schrieen: Auf den Hugenotten! Holz her! Holz her!

Nachdem er eine halbe Stunde gar traurig einhergetrottet, bedachte er, daß er heute wohl schwerlich die Reiter mehr treffen würde, daß sein Pferd ohne Zweifel verkauft sey, und endlich, daß es sehr problematisch wäre, ob sie ihm es gutwillig zurückgeben. Allmälig vertraute er sich mit dem Gedanken, es unwiederbringlich verloren zu glauben; und da er, unter solcher Voraussetzung, nichts auf der Straße von Orleans zu thun hatte, kehrte er auf die nach Paris zurück, schlug jedoch einen Querweg ein, um nicht an der verhaßten Herberge, der Zeugin seines Unsternes, vorbei zu kommen. Unvermerkt und in Folge einer frühzeitigen Gewohnheit, von allen Lebens-Ereignissen die gute Seite zu nehmen, betrachtete er es, Alles zusammen gerechnet, als ein großes Glück, so wohlfeilen Kaufs weggekommen zu seyn; möglicherweise hätte er ja ganz geplündert, sogar ermordet worden seyn können, während ihm jetzt doch noch ein Goldthaler, fast sein ganzes Gepäcke und ein Pferd geblieben war, das, wenn auch häßlich, ihn doch zu tragen vermochte. Ehrlich gestanden, entlockte ihm auch die Erinnerung an die hübsche Mila manchmal ein freundliches Schmunzeln. Kurz, nach dem Ritte von ein paar Stunden und einem guten Frühstück war er schier gerührt von dem Zartsinn dieses artigen Mädchens, das ihm aus seiner Börse, die zwanzig Goldstücke enthielt, nur achtzehn mit-

genommen hatte. Schwerer söhnte er sich mit dem Verlust seines schönen Schweißfuchsen aus, aber auch hier konnte er sich nicht verheimlichen, daß ein abgefeimterer Räuber als der Trompeter sein Pferd abgeführt hätte, ohne ihm ein anderes an dessen Stelle zu lassen.

Abends, kurz vor Thorschluß, langte er in Paris an und quartirte sich in einem Gasthof der St. Jacobsstraße ein.

III.

Die jungen Höflinge.

> Jachimo: Der Ring ist mein!
> Posthumus: Zu schwer ist es, dem Steine beizukommen.
> Jachimo: Nicht, da sich eure Frau so leicht erfand!
>
> Shakspeare, Cymbelin.

Als Mergy nach Paris kam, hoffte er, dem Admiral Coligny auf's Dringendste empfohlen zu werden und Dienst in dem Heere zu erhalten, das, wie die Sage gieng, unter den Befehlen des großen Feldherrn nach Flandern in den Krieg zog. Er schmeichelte sich, daß einige Freunde seines Vaters, an welche er Briefe mitbrachte, seine Schritte unterstützen und ihn am Hofe Carls, sowie bei dem Admiral, der gleichfalls eine Art Hof hatte, einzuführen die Gefälligkeit haben würden. Mergy wußte, daß sein Bruder einigen Kredit genoß, doch war er noch sehr unentschieden, ob er ihn aufsuchen sollte. Georg Mergy's Glaubens-Abschwörung hatte ihn fast gänzlich von seiner Familie getrennt, die ihn nur noch als Fremden betrachtete. Es war dies keineswegs das einzige Beispiel einer durch Verschiedenheit der Religionsmeinungen entzweiten Familie. Seit lange schon hatte Georgs Vater verboten, den Namen des Apostaten in seiner Gegenwart auszusprechen, und sich strenge an den Vers im

Evangelium gehalten: Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus. Wiewohl der junge Bernhard bei weitem nicht in so hohem Grade diese Unbeugsamkeit theilte, so erschien ihm doch der Glaubenswechsel seines Bruders als schimpflicher Fleck für die Ehre seiner Familie, und seine brüderliche Zärtlichkeit mußte nothwendig unter einer solchen Meinung leiden.

Bevor er sich über das gegen seinen Bruder einzuhaltende Betragen entschied, ehe er sogar seine Empfehlungsbriefe abgab, hielt er es für zweckdienlich, seine leere Börse wieder zu füllen, und verließ in dieser Absicht seinen Gasthof, um zu einem Goldschmied auf der St. Michelsbrücke zu gehen, der seiner Familie eine Summe schuldete, welche er zu erheben beauftragt war.

Beim Eingange der Brücke begegnete er einigen jungen, mit großer Zierlichkeit gekleideten Leuten, die einander am Arme haltend, fast gänzlich den engen Weg versperrten, welchen die Masse von Boutiquen und Bretterverschlägen, gleich zwei parallellaufenden Mauern sich erhebend und den Vorübergehenden die Aussicht auf den Fluß versperrend, auf der Brücke offen ließ. Hinter diesen Herrn stolzirten die Lakaien, deren jeder einen jener langen zweischneidigen Degen, die man Duelle nannte und einen Dolch, dessen Stichblatt so breit war, daß es im Nothfall zum Schild diente, in der Hand trug. Ohne Zweifel schien das Gewicht dieser Waffen den jungen Edelleuten zu schwer, oder machte es ihnen vielleicht auch Vergnügen, aller Welt zu zeigen, daß sie reich gekleidete Lakaien hatten.

Sie schienen guter Laune zu seyn, zum mindesten ließ sich das aus ihrem ununterbrochenen Gelächter schließen. Gieng eine wohlgekleidete Frau an ihnen vorüber, so machten sie ihr eine halb höfliche, halb unverschämte Reverenz; auch kühlten mehrere dieser Unbesonnenen ihr Müthchen, indem sie ernste, schwarz bemäntelte Bürger rauh anstießen, welche dann, tausend leise Flüche gegen den Uebermuth des Hofgesindels murrend, sachte

auswichen. Nur einer von der Gruppe wandelte mit gesenktem Haupt und schien an ihren Ergötzlichkeiten keinen Theil zu nehmen.

„Gott verdamm' mich, Georg!" rief einer der jungen Männer, den Angeredeten auf die Schulter schlagend, „Du wirst rasend widerwärtig. Seit einer dicken Viertelstunde hast Du keinen Mund aufgethan. Willst Du vielleicht Karthäuser werden?"

Mergy bebte, da er den Namen Georg's hörte, er konnte jedoch die Antwort der Person, die mit demselben angeredet worden war, nicht verstehen.

„Ich wette hundert Pistolen," nahm der erstere wieder das Wort, „daß er abermals in irgend einen Drachen von Tugend verliebt ist. Armer Freund! ich beklage Dich; es heißt in der That Unglück haben, wenn man in Paris einer Spröden begegnet."

„Geh' zu dem Magiker Rudbeck," sagte ein Anderer, „und laß Dir einen Zaubertrank geben, daß man Dich lieben muß."

„Vielleicht," meinte ein Dritter, „vielleicht ist unser Freund Kapitän in eine Nonne verliebt. Diese Teufel von Hugenotten, bekehrt oder nicht, begehren der Bräute des lieben Gottes."

Eine Stimme, die Mergy sogleich erkannte, antwortete traurig: „Zum Henker! Ich wäre weniger traurig, wenn es sich nur um Liebeleien handelte; aber," fügte Georg leiser hinzu, „Herr v. Pons, dem ich einen Brief an meinen Vater mitgegeben habe, ist mit der Nachricht zurückgekommen, daß derselbe nichts von mir hören wolle."

„Dein Vater ist von altem Kaliber," sagte einer der jungen Männer; „er ist einer von den eingefleischten Hugenotten, welche Amboise nehmen wollten."

In diesem Augenblick bemerkte der Kapitän Georg, als er zufällig den Kopf wendete, seinen Bruder Mergy. Einen Ruf freudiger Ueberraschung ausstoßend, eilte er mit offenen Armen auf ihn zu. Ohne eine Secunde zu zaudern, streckte ihm Mergy die Arme entgegen und drückte ihn an die Brust. Wäre die

Begegnung nicht so unvermuthet gewesen, so hätte er es vielleicht versucht, sich mit Gleichgültigkeit zu bewaffnen; aber die Ueberraschung setzte die Natur in alle ihre Rechte ein. Sie betrachteten sich sofort als Freunde, die nach einer langen Reise einander wiederfinden.

Nach den ersten Umarmungen wendete sich der Kapitän Georg an seine Freunde, deren einige stehen geblieben waren, um diese Scene mit anzusehen.

„Meine Herrn," sagte er, „Ihr seyd Zeugen dieses unerwarteten Zusammentreffens, verzeihet mir daher, wenn ich Euch verlasse, um mich zum erstenmal seit beinahe sieben Jahren mit ihm zu unterreden."

„Zum Henker, nein! Wir gestatten nicht, daß Du uns heute untreu wirst. Das Essen ist bestellt, und Du mußt dabei seyn." Dabei hielt ihn der Sprecher an seinem Mantel.

„Béville hat Recht," sagte ein Anderer, „wir lassen Dich nicht fort."

„Ei! zum Kukuk!" fuhr Béville fort, „Dein Bruder soll mit uns zum Mittagessen kommen; so haben wir dann statt eines guten Gesellschafters deren zwei."

„Entschuldiget mich," nahm Mergy das Wort, „aber ich habe heut mehrere Angelegenheiten in's Reine zu bringen. Ich muß Briefe abgeben..."

„Kann morgen geschehen."

„Sie müssen heute bestellt werden, ... und," fügte Mergy etwas schamroth bei, „ich will Euch nur gestehen, daß ich ohne Geld bin, und welches holen muß..."

„Ach! meiner Treu! eine schöne Ausrede!" riefen alle zugleich. „Wir werden nicht gestatten, daß Ihr das Essen anständiger Christen, wie wir, ausschlaget, um bei Juden zu entlehnen."

„Hier, mein lieber Freund," sagte Béville, mit einiger Prahlerei eine lange Börse an seinem Gürtel schüttelnd, „stellet

mich als Euren Schatzmeister an. Der Eilferpasch hat mich seit vierzehn Tagen günstig behandelt."

„Fort! fort! halten wir uns nicht auf und gehen wir zum Essen im Mohren," fielen alle aus Einem Halse ein.

Der Kapitän sah seinen noch unentschiedenen Bruder an. — „Bah! Du wirst Zeit genug haben, Deine Briefe abzugeben. Das Geld anlangend, so hab' ich; also komm mit uns, Du sollst mit dem Pariser Leben Bekanntschaft machen!" Mergy ließ sich mitnehmen. Sein Bruder stellte ihn allen seinen Freunden, einem nach dem andern, vor: der Baron Vaudreuil, der Ritter Reincy, der Vicomte Béville ꝛc. Sie überhäuften den Neuangekommenen, der sie nach der Reihe küssen mußte, mit Schmeicheleien. Béville gab ihm zuletzt den Bruderkuß.

„Oh! Oh!" rief er, „Gott verdamm mich! Kamerad, ich wittre Ketzergeruch. Ich setze meine goldene Kette an eine Pistole, Ihr seyd von der Religion."

„Es ist wahr, mein Herr, ich bin nicht so religiös, als ich seyn sollte."

„Seht einmal, ob ich nicht einen Hugenotten unter Tausenden herausfinde! Beim heiligen Bauch! was doch die Herrn Kopfhänger für eine ernste Miene annehmen, wenn sie von ihrer Religion sprechen."

„Mir scheint, man sollte niemals über einen solchen Gegenstand scherzen."

„Herr von Mergy hat Recht," sagte der Baron Vaudreuil; „und Ihr, Béville, werdet einmal für Eure schlechten Spöttereien über heilige Gegenstände ein Unglück haben."

„Seht mir doch diese Heiligenmiene an;" sagte Béville zu Mergy, „er ist der allerärgste Wüstling unter uns, und doch fällt es ihm von Zeit zu Zeit ein, uns eine Predigt zu halten."

„Laßt mich, was ich bin, Béville!" sagte Vaudreuil. „Bin ich ein Wüstling, so bin ich's, weil ich's eben nicht verhalten kann; so verehre ich wenigstens, was zu verehren ist."

„Was mich betrifft, so verehre ich sehr... meine Mutter; sie ist die einzige rechtschaffene Frau, die ich kennen gelernt habe. Im Uebrigen, mein tapferer Freund, gelten mir Katholiken, Hugenotten, Papisten, Juden oder Türken alle gleich; um ihre Zwistigkeiten kümmere ich mich just soviel, als um einen abgebrochenen Sporn."

„Gottloser," murmelte Vaudreuil. Dabei bekreuzte er sich auf den Mund, verdeckte indeß seine Handbewegung, so gut er konnte, mit dem Schnupftuch.

„Du mußt wissen, Bernhard," sagte der Kapitän Georg, „daß Du unter uns keine so gelehrten Disputatoren finden wirst, wie unser Magister Theobald Wolfsteinius ist. Wir kümmern uns wenig um theologische Erörterungen und wenden, Gott sey Dank, unsere Zeit besser an."

„Vielleicht," erwiderte Mergy etwas bitter, „wäre es für Dich besser gewesen, Du hättest dem gelehrten Gespräche des würdigen Geistlichen, den Du eben nanntest, aufmerksamer zugehört."

„Stille über diesen Punkt, junger Bruder; später werde ich vielleicht mit Dir daraus reden: ich weiß, daß Du von mir eine Meinung hegst... doch einerlei... wir sind nicht hier, um über solcherlei Gegenstände zu reden... ich glaube, ein rechtschaffener Mann zu seyn, und Du wirst es ohne Zweifel eines Tages erfahren... brechen wir ab, heute wollen wir nur an unser Vergnügen denken."

Und er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wollte er einen unangenehmen Gedanken verscheuchen.

„Theurer Bruder!..." sagte Mergy ganz leise, ihm die Hand drückend. Georg erwiderte den Druck; und beide beeilten sich, ihren um einige Schritte vorausgegangenen Genossen zu folgen.

Als sie vor dem Louvre, wo eben eine Anzahl reich gekleideter Personen heraustrat, vorübergiengen, grüßten oder um-

armten der Kapitän und seine Freunde fast alle ihnen begegnenden Herren. Dabei stellten sie Jeden den jungen Mergy vor, welcher auf diese Weise mit einer Menge in jener Zeit berühmter Leute plötzlich Bekanntschaft machte. Zugleich erfuhr er ihre Spitznamen (denn damals hatte jeder bedeutende Mann den seinigen), nebst den ärgerlichen Geschichten, die auf die Rechnung desselben erzählt wurden.

„Sehet Ihr,“ sagte man, „diesen wachsgelben Parlamentsrath? das ist Messire **Petrus de finibus**, verdollmetscht: Peter Séguier, der sich in allem, was er unternimmt, so gewaltig und klug umthut, daß er immer seinen Zweck erreicht. Sehet dort den kleinen Kapitän Bank-Brenner, Thoré von Montmorency; hier den Erzbischof der Flaschen (Erzbischof von Guise), der sich ziemlich aufrecht auf seinem Maulthier hält, maßen er noch nicht bei der Tafel war. — Schaut daneben einen der Helden Eurer Partei, den tapferen Grafen von La Rochefoucault, genannt der Kohl-Feind. Im letzten Kriege ließ er ein unglückseliges Kohlbeet mit Flintenkugeln durchlöchern, weil er es, in Folge seines schlechten Gesichtes, für eine Abtheilung Lanzknechte gehalten hatte.

Binnen weniger als einer Viertelstunde erfuhr Mergy die Namen der Liebhaber fast aller Hofdamen und die Anzahl der Duelle, wozu deren Schönheit Anlaß gegeben hatte. Er sah daraus, daß der Ruf einer Dame in gleichem Verhältniß mit den Todten stand, die sie veranlaßt hatte; so war die Frau von Courtavel, deren zeitweiliger Geliebter zwei seiner Rivalen getödtet hatte, weit berühmter, als die arme Gräfin von Pomerande, welche nur zu einem kleinen Duell mit leichter Verwundung Anlaß gegeben hatte.

Eine Frau von schlankem Wuchs und breiten Hüften, auf einem weißen Maulthier in Begleitung eines Stallmeisters reitend und von zwei Lakaien gefolgt, zog Mergy's Aufmerksamkeit auf sich; ihre Kleider waren nach dem neuesten Schnitt und

starrten von Stickereien. Soviel man urtheilen konnte, mußte sie hübsch seyn; um jene Zeit giengen nämlich die Damen nur mit einer Maske vor dem Gesicht aus; die ihrige war von schwarzem Sammt: man sah, oder vielmehr man rieth aus dem, was durch die Augenlöcher schimmerte, daß sie eine Haut von strahlender Weiße und dunkelbraune Augen haben müsse.

Als sie in die Nähe der jungen Herren kam, mäßigte sie den Schritt ihres Maulthiers, und schien Mergy, dessen Gesicht ihr unbekannt war, mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten. Bei ihrem Vorüberreiten sah man, wie alle Federnhüte den Boden kehrten, und sie neigte anmuthig den Kopf, um die zahlreichen Grüße, welche die Reihe der Bewunderer, durch welche sie ritt, ihr spendete, zu erwidern. Als sie vorüber war, hob ein leichter Windhauch den untersten Theil ihres Atlaskleides und ließ Sekunden lang einen kleinen, weißen Sammetschuh und einige Zolle eines rosaseidenen Strumpfes sehen.

„Wer ist diese Dame, die Jedermann grüßt," fragte Mergy mit Neugierde.

„Schon verliebt!" rief Béville. „Uebrigens thut sie es Jedem an; Hugenotten und Papisten, alle sind verliebt in die Gräfin Diana von Turgis."

„Das ist eine der Hofschönheiten," fügte Georg bei, „eine der gefährlichsten Circen für unsere galanten jungen Herrn. Aber hol' mich...! Die Citadelle ist nicht leicht zu nehmen."

„Wie viele Duelle zählt sie?" fragte Mergy lachend.

„Oh! sie rechnet nur nach Dutzenden," antwortete der Baron Vaudreuil; „aber das Schönste ist, daß sie sich selbst schlagen wollte; sie hat einer Hofdame, die ihr den Rang ablief, ein förmliches Cartell geschickt.

„Welches Mährchen!" rief Mergy aus.

„Sie wäre nicht die erste," sagte Georg, „die sich in unserer Zeit duellirt hätte: in der That hat sie eine ganz regelmäßige und gut stylisirte Aufforderung an die Sainte-Foir

geschickt, auf Leben und Tod, auf Degen und Dolch, im Hemd bis an die Hüfte, wie nur ein raffinirter Duellist thun könnte."

„Ich wäre gar zu gern der Secundant einer dieser Damen gewesen, um sie beide im Hemde zu sehen," sagte der Ritter von Reincy.

„Und fand der Zweikampf statt?" fragte Mergy.

„Nein," antwortete Georg; „man söhnte sie wieder aus."

„Er war's, der sie aussöhnte," sagte Vaudreuil; „er war damals der Cicisbeo der Saint-Foix."

„Pfui doch! nicht mehr, als Du," erwiderte Georg äußerst discret.

„Die Turgis ist wie Vaudreuil," sagte Béville; „sie macht ein Rührum — Styrum aus der Religion und den Sitten der Zeit: will sich im Zweikampf schlagen, was, glaube ich, eine Todsünde ist, und hört doch täglich zwei Messen."

„Laß mich doch mit meiner Messe in Ruhe," rief Vaudreuil.

„Ja, sie geht in die Messe," fuhr Reincy fort, „aber um sich dort ohne Maske sehen zu lassen."

„Ich meine, das ist überhaupt der Grund, warum so viele Frauen in die Messe gehen," bemerkte Mergy, hocherfreut, eine Gelegenheit zum Spott über die Religion, die er nicht bekannte, gefunden zu haben.

„Und in die Predigt," sagte Béville. „Wenn die Kanzelrede zu Ende ist, löscht man die Lichter aus, und dann Prosit die Mahlzeit! Bei meiner letzten Stunde! das macht mir rasende Lust, ein Lutheraner zu werden."

„Und Ihr glaubt an solche abgeschmackte Mährchen?" entgegnete Mergy mit verächtlichem Ton.

„Ob ich daran glaube! der kleine Ferrand, den wir alle kennen, gieng in die Predigt zu Orleans, um die Frau eines Notars zu sehen, eine prächtige Muskel, meiner Treu! mir lief das Wasser im Munde zusammen, da er sie schilderte. Nur in

der Predigt konnte er sie sehen; glücklicherweise hatte ihm einer seiner Freunde, ein Hugenott, das Losungswort gesagt: er kam glücklich hinein, und nun laß ich Euch rathen, ob unser Kamrad in der Dunkelheit seine Zeit gut anwendete."

„Das ist unmöglich," sagte Mergy trocken.

„Unmöglich? und warum?"

„Weil nie ein Protestant so niederträchtig wäre, einen Papisten in die Predigt zu führen."

Auf diese Antwort erscholl ein allgemeines Gelächter.

„Aha! Aha!" sagte der Baron Vaudreuil, „Ihr glaubt also, weil Einer Hugenott sey, so könne er weder Dieb, noch Verräther, noch Gelegenheitsmacher werden?"

„Der fällt aus dem Monde," rief Reincy.

„Ich," sagte Béville, „wenn ich einer Hugenottin ein Liebesbriefchen zu überschicken hätte, würde mich an ihren Pfarrer wenden."

„Darum ohne Zweifel," antwortete Mergy, „weil Ihr gewohnt seyd, Euren Priestern dergleichen Aufträge zu geben?"

„Unsern Priestern?..." schrie Vaudreuil zornroth.

„Macht ein Ende mit diesen langweiligen Erörterungen," unterbrach Georg, als er „die beleidigende Bitterkeit jedes Gegenausfalls" bemerkte; „lassen wir die Scheinheiligen aller Sekten bei Seite. Ich schlage vor, daß der Erste, der das Wort: Hugenott, Papist, Protestant, Katholik ausspricht, eine Strafe zahle."

„Topp!" rief Béville; „er soll gehalten seyn, uns mit gutem Wein von Cahors in dem Gasthof, wo wir speisen, zu regaliren."

Jetzt trat eine kurze Stille ein.

„Seit dem Tod des armen Lannoy, der vor Orleans fiel, hat die Turgis keinen bekannten Liebhaber," sagte Georg, „der seine Freunde von den theologischen Gedanken abbringen wollte."

„Wer wagt zu behaupten, daß eine Pariser Dame keinen

Liebhaber hat?" rief Béville; „so viel ist sicher, daß Comminges ihr scharf zusetzt."

„Eben deßwegen hat der kleine Navarette sie fahren lassen," sagte Vaudreuil; „Er fürchtet einen so schrecklichen Nebenbuhler."

„Comminges spielt also den Eifersüchtigen?" fragte der Kapitän.—„Er ist eifersüchtig wie ein Tiger," antwortete Béville, „und schwört, Jeden umzubringen, der es wagen würde, die schöne Gräfin zu lieben; so wird ihr denn nichts übrig bleiben, als den Comminges zu wählen, damit sie nicht ganz leer ausgehe."

„Wer ist denn dieser furchtbare Mensch?" fragte Mergy, der eine lebhafte Neugierde empfand für Alles, was näher oder entfernter die Gräfin Turgis angieng, ohne sich Rechenschaft davon ablegen zu können.

„Das ist," antwortete ihm Reincy, „einer unserer famösesten Raffinirten; und da Ihr aus der Provinz kommt, will ich Euch den schönen Ausdruck erklären. Ein Raffinirter ist das Muster eines galanten Mannes, er schlägt sich, wenn der Mantel eines Andern den seinigen berührt, wenn man vier Fuß weit von ihm ausspuckt, und aus jedem gleich triftigen Grunde."

„Comminges," erzählte Vaudreuil, „führt eines Tags einen Mann nach dem Pré-aux-Clercs (dem Louvre gegenüber, zwischen der Straße der Petits-Augustins und du Bac, dem damals für die Duelle classischen Punkt), sie ziehen ihr Wamms aus und greifen zum Degen. — „Bist Du nicht Berny aus der Auvergne?" fragte Comminges. — „Nicht im geringsten," antwortete der Andere; „ich heiße Villequier, und bin ein Normann." — „Desto schlimmer," entgegnete Comminges, „ich nahm Dich für einen Andern; da ich Dich jedoch gefordert habe, müssen wir uns schlagen." Und er machte ihm tapfer den Garaus."

Jeder wußte einen Zug von der Gewandtheit oder der rauflustigen Laune des Herrn von Comminges anzuführen. Der Stoff war reichhaltig, und diese Unterhaltung dauerte, bis sie

außerhalb der Stadt in dem Gasthof zum Mohren, mitten in einem Garten, nahe dem Ort, wo man das im Jahr 1564 angefangene Schloß der Tuilerien baute, anlangten. Mehrere Edelleute von Georg's und seiner Freunde Bekanntschaft trafen dort zusammen und die Tafel war sehr zahlreich besetzt.

Mergy, der sich neben den Baron von Vaudreuil gesetzt hatte, bemerkte, daß dieser, bevor er sich niederließ, ein Kreuz schlug und mit leiser Stimme und geschlossenen Augen das seltsame Tischgebet hersagte:

Laus Deo, pax vivis, salutem defunctis, et beata viscera Virginis Mariae quae portaverunt aeterni patris filium.

(Lob dem Herrn, Friede den Lebendigen, Heil den Verstorbenen, und selig ist der Leib der Jungfrau Maria, welcher den Sohn des ewigen Vaters getragen.)

„Verstehen Sie Latein, Herr Baron?" fragte ihn Mergy.

„Sie haben mein Gebet gehört?"

„Ja, aber ich gestehe, daß ich es nicht begriffen."

„Aufrichtig gestanden, ich kann nicht lateinisch und weiß nicht gerade, was dieses Gebet sagen will; aber ich habe es von einer meiner Tanten, die sich immer gut dabei befand, und seit ich mich desselben bediene, habe ich nur gute Wirkungen davon erlebt."

„Ich denke mir, das ist ein katholisches Latein, und folglich können wir Hugenotten es nicht verstehen."

„Die Wette! die Wette!" riefen Béville und Kapitän Georg zugleich. Mergy gab sich ohne Widerrede gefangen, und man bedeckte die Tafel mit neuen Flaschen, welche in Kurzem die Gesellschaft in rosigen Humor versetzten.

Bald wurde die Unterhaltung geräuschvoller, und Mergy benutzte den Lärm, um mit seinem Bruder zu reden, ohne Aufmerksamkeit für das, was um sie her vorgieng.

Sie wurden jedoch gegen das Ende des Nachtisches aus ihrem Privatgespräch durch das Geschrei eines heftigen Streites gerissen, der sich zwischen zweien der Gäste erhoben hatte.

„Das ist falsch!“ rief der Ritter von Reincy aus.

„Falsch!“ sagte Vaudreuil und sein von Natur bleiches Gesicht wurde wachsgelb, wie das eines Leichnams.

„Sie ist die tugendhafteste, die keuscheste der Frauen,“ fuhr der Ritter fort.

Vaudreuil lachte bitter und zuckte die Achseln. Alle Augen waren auf die Hauptpersonen dieser Scene gerichtet, und jeder schien in stillschweigender Neutralität den Erfolg dieses Wortstreits abwarten zu wollen.

„Von was handelt es sich, meine Herren, und warum dieser Scandal?“ fragte der Kapitän, immer bestrebt, sich jedem Friedensbruch zu widersetzen.

„Unser Freund, der Ritter,“ antwortete Béville ruhig, „behauptet, die Sillery, seine Geliebte, sey keusch, während unser Freund Vaudreuil meint, sie sey es nicht, und er wisse etwas Näheres.“

Ein allgemeiner Ausbruch des Lachens erfolgte und erhöhte noch die Wuth des Reincy, welcher sowohl Vaudreuil, als auch Béville mit rachesprühenden Augen anstarrte.

„Ich könnte Briefe von ihr zeigen,“ sagte Vaudreuil.

„Thue es, wenn Du kannst!“ schrie der Ritter.

„Wohlan!“ sagte Vaudreuil mit sehr boshaftem Kichern, „ich werde also einen ihrer Briefe diesem Herrn vortragen. Sie kennen vielleicht ihre Hand ebenso gut, als ich, denn ich mache nicht Anspruch darauf, der einzige mit Liebesbriefen und Gunstbezeugungen von ihr Beehrte zu seyn. Hier ist ein Billet, das ich eben heute von ihr erhalten habe. Dabei schien er in seiner Tasche zu suchen, als wollte er einen Brief herausziehen.

„Du lügst in Deinen Schlund.“

Der Tisch war zu breit, als daß die Hand des Barons seinen ihm gegenübersitzenden Gegner hätte berühren können. — „Ich werde Dir Deinen Lügenbezicht zu schlucken geben, bis Du daran erwürgst,“ rief er aus, und er begleitete diese Phrase mit

einer Flasche, die er ihm an den Kopf warf. Reincy wich aus und lief, in der Hast seinen Stuhl umstoßend, nach der Wand, um seinen dort aufgehängten Degen zu holen.

Alle standen auf, einige, um dazwischen zu treten, die meisten, um nicht so nahe dabei zu seyn.

„Haltet ein, Wahnsinnige, die Ihr seyd!“ rief Georg, sich vor den Baron, der ihm der Nächste war, stellend. „Zwei Freunde sollten sich um ein miserables Weibsgesicht schlagen?“

„Eine Flasche an den Kopf gilt gleich einer Ohrfeige,“ sagte Béville kalt. „Auf, Ritter, mein Freund, heraus mit dem Flammberg.“

„Freies Spiel! freies Spiel! Platz gemacht,“ schrieen fast alle Gäste.

„Hollah! hollah! Hänschen, schließ die Thüre zu!“ rief gleichgültig der Gastwirth zum Mohren, der an solche Auftritte gewohnt war; „wenn die Bogenschützen vorüberkämen, so könnten diese Bengel die edlen Herren da unterbrechen und meinem Hause schaden.“

„Wollt Ihr Euch in einem Speisesaal schlagen wie betrunkene Lanzknechte?“ fuhr Georg um Zeit zu gewinnen fort; „wartet wenigstens bis morgen!“

„Auf morgen denn,“ sagte Reincy.“ Dabei machte er eine Bewegung, als wollte er den Degen in die Scheide stecken.

„Er hat Furcht, unser kleiner Ritter,“ sagte Vaudreuil.

Augenblicklich warf sich Reincy, alle, die ihm im Weg standen, aus einander stoßend, auf seinen Feind. Beide griffen sich mit Wuth an. Vaudreuil hatte jedoch Zeit gehabt, eine Serviette sorgfältig um seinen Arm zu wickeln und bediente sich derselben mit Geschicklichkeit, um die Terzen zu pariren, indeß Reincy, der eine solche Vorsicht vernachläßigt hatte, gleich in den ersten Gängen in die linke Hand verwundet wurde. Dennoch kämpfte er muthig fort und rief seinem Bedienten, von dem er seinen Dolch forderte. Béville hielt den Bedienten auf, mit der

Behauptung, da Vaudreuil keinen Dolch habe, so dürfe dessen Gegner auch keinen nehmen. Einige Freunde des Ritters thaten Einsprache, bittere Worte wurden gewechselt, und ohne Zweifel wäre der Zweikampf in ein Scharmützel ausgeartet, hätte nicht Vaudreuil ein Ende gemacht, indem er seinen Gegner mit einem gefährlichen Stoß in die Brust niederwarf. Schnell setzte er den Fuß auf Reincy's Degen, damit ihn dieser nicht wieder aufheben könnte, und hob den seinigen, um ihm den Gnadenstoß zu geben. Die Gesetze des Duells gestatteten diese Abscheulichkeit.

„Ein entwaffneter Feind!“ rief Georg, und entriß ihm den Degen.

Des Ritters Verwundung war nicht tödtlich, aber er verlor viel Blut. Man verband ihn so gut als möglich mit Servietten, während er mit gezwungenem Lachen zwischen den Zähnen murmelte, daß die Sache noch nicht zu Ende sey.

In Kurzem erschienen ein Mönch und ein Wundarzt, welche sich den Verwundeten eine Zeit lang streitig machten. Der Wundarzt gewann indeß die Oberhand, ließ den Verwundeten an's Seineufer tragen und führte ihn in einem Boot in seine Wohnung.

Indeß Bediente die blutigen Servietten wegnahmen und den gerötheten Estrich wuschen, brachten andere neue Flaschen. Darauf machte Vaudreuil, nachdem er sorgfältigst seinen Degen abgewischt und in die Scheide gesteckt hatte, das Zeichen des Kreuzes, zog mit unzerstörbarer Kaltblütigkeit einen Brief aus seiner Tasche und las, nachdem er um Stille gebeten, die erste, ein großes Gelächter erregende Zeile:

„Mein Theurer! dieser langweilige Ritter, der mich stets belagert...“

„Gehen wir von hinnen,“ sagte Mergy mit einem Ausdruck des Abscheus zu seinem Bruder.

Der Kapitän folgte ihm. Der Brief nahm die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Anspruch, und ihre Abwesenheit wurde nicht bemerkt.

IV.

Der Bekehrte.

Don Juan.
Wie? Du nimmst für baare Münze was ich Dir da gesagt habe, und glaubst, mein Herz sey mit meinem Munde im Einverständniß?
Molière.

Der Kapitän Georg gieng mit seinem Bruder in die Stadt zurück und führte ihn in seine Wohnung. Unterwegs wechselten sie kaum einige Worte; die Scene, deren Zeugen sie gewesen, hatte einen peinlichen Ausdruck in ihnen zurückgelassen, dessen Folge ein unwillkührliches Schweigen war.

Uebrigens muß man diesen Hader und den daraus entstandenen unregelmäßigen Zweikampf für nichts Außerordentliches in jener Epoche halten. Von einem Ende Frankreichs zum andern veranlaßte der kitzliche Hochmuth des Adels die allertraurigsten Ereignisse; in solchem Grade war die Duellwuth unter der Regierung Heinrich's **III.** und Heinrich's **VI.** gestiegen, daß dieselbe, nach mäßigem Anschlag, mehr Edelleuten das Leben kostete, als zehn Jahre des Bürgerkriegs.

Georg's Wohnung war mit ausgesuchtem Geschmack meublirt. Gleich beim Eintritt zogen seidene, mit Blumen gestickte Vorhänge und bunte Teppiche die Augen des an größere Einfachheit gewohnten Mergy auf sich. Sie giengen in ein Kabinet, das der Kapitän sein Oratorium nannte, da das Wort Boudoir noch nicht erfunden war. Ein eichener, sehr schön gemeiselter Betpult, eine Madonna, das Gemälde eines italienischen

Meisters und ein mit einem großen Burbaumzweige versehener Weihkessel schienen die fromme Bestimmung des Zimmers zu erweisen, während ein Ruhebett mit schwarz damastenem Ueberzug, ein venetianischer Spiegel, ein Damenportrait, Waffen und musikalische Instrumente den Beweis für die etwas weltlichen Gewohnheiten des Inhabers ablegten.

Mergy warf einen verächtlichen Blick auf den Weihkessel und auf den Buchsbaumzweig, welche ihm trauriglich seines Bruders Abfall in's Gedächtniß riefen. Ein kleiner Lakai brachte Konfekt, Zuckerwerk und weißen Wein: Thee und Kaffee waren noch nicht gebräuchlich, der Wein ersetzte unsern einfachen Vorfahren diese eleganten Getränke.

Mergy, mit dem Glase in der Hand, ließ seine Augen unaufhörlich von der Madonna auf den Betpult und von dem Betpult auf den Weihkessel hin und her laufen. Er seufzte tief auf und sprach, seinen nachlässig auf dem Ruhebett ausgestreckten Bruder anblickend: „So bist Du also wirklich ein ausgemachter Papist! Was würde unsere Mutter sagen, wenn sie hier wäre?"

Dieser Gedanke schien den Kapitän schmerzlich anzuregen. Er runzelte seine dichten Augenlieder und machte eine Geberde mit der Hand, als bäte er seinen Bruder, von einem solchen Gegenstand nicht anzubinden; dieser aber fuhr ohne Gnade fort:

„Ist es möglich, daß Du den Glauben unserer Familie abgeschworen hast mit dem Herzen, wie Du es mit den Lippen gethan?"

„Den Glauben unserer Familie? . . . . . Er ist nie der meinige gewesen . . . . . Was? Ich? . . . . Glauben an die heuchlerischen Predigten eurer näselnder Wortdiener! . . . Ich! . . ."

„Oh gewiß! Es ist besser, man glaubt an das Fegfeuer, an die Ohrenbeichte, an die Unfehlbarkeit des Papstes! Es ist vernünftiger, man wirft sich vor den staubigen Fußsohlen eines Kapuziners nieder! Ja, ja, es wird noch eine Zeit kommen, wo

Du nicht essen zu können glaubst, ohne das Gebet des Baron von Vaudreuil herzusagen!"

„Höre, Bernhard, ich hasse die Disputationen, zumal in Religionssachen, aber früher oder später muß ich mich doch mit Dir erklären, und weil wir einmal auf dem Kapitel sind, so wollen wir es zu Ende bringen. Ich werde offenen Herzens mit Dir reden."

„Also glaubst Du nicht an alle diese blödsinnigen Erfindungen der Papisten?"

Der Kapitän zuckte die Achseln und klirrte, indem er die Ferse seines Stiefels schwer auf den Estrich fallen ließ, mit den Sporen, dann rief er aus: „Päpstlinge! Hugenotten! Aberglauben hier und dort. Ich kann nicht glauben was meiner Vernunft sich als Unsinn erweist. Unsere Litaneien und Eure Psalmen — Wahnwitz, der eine soviel werth als der andere. Nur," fügte er lächelnd bei, „gibt es bisweilen gute Musik in unsern Kirchen, während bei Euch ein Krieg auf Leben und Tod mit zarten Ohren geführt wird."

„Ein schöner Grund der Vorzüglichkeit Deiner Religion und ein treffliches Mittel Proselyten zu machen!"

„Nenne sie nicht meine Religion, denn ich glaube so wenig daran, als an die Deinige. Seitdem ich denken gelernt, seitdem meine Vernunft . . . ."

„Aber . . . ."

„Oh nur keine Predigt! Was Du sagen willst, weiß ich auswendig. Auch ich habe gehofft, habe gefürchtet. Glaubst Du nicht, daß ich mich mächtig anstrengte, den glücklichen Wahn meiner Kinderjahre beizubehalten? Ich habe alle unsere Doctoren gelesen, um darin Trost gegen die Zweifel zu finden, die mich erschreckten; aber dadurch vergrößerte ich sie nur. Mit einem Wort, ich konnte nicht, und ich kann nicht glauben. Glauben ist eine köstliche Gabe, die mir nicht gegönnt ward, aber nicht um

die Welt möchte ich einen Andern desselben berauben. Ich beklage Dich!"

„Es sey, und Du hast Recht. — Als Protestant glaubte ich nicht an die Predigt; als Katholik glaube ich ebensowenig an die Messe. Ei! zum Henker, sollten die Abscheulichkeiten unserer Bürgerkriege nicht hinreichen, auch den stärksten Glauben zu entwurzeln?"

„Diese Abscheulichkeiten sind nur das Werk der Menschen, und zwar derer, die Gottes Wort verkehrt haben."

„Diese Antwort stammt nicht von Dir; aber Du wirst es natürlich finden, daß ich mich noch nicht überwiesen gebe. Euer Gott, ich begreife ihn nicht, ich kann ihn nicht begreifen .... und sollte ich je glauben, so müßte ich es, wie unser Freund Jodelle sagt, unter der Wohlthat des Inventars thun."

„Da beide Religionen Dir gleichgültig sind, warum alsdann diese Abschwörung, welche Deine Familie und Deine Freunde so sehr betrübt hat?"

„Zwanzigmal habe ich dem Vater geschrieben, ihm meine Beweggründe darzulegen und mich zu rechtfertigen gesucht; aber er hat meine Briefe uneröffnet in's Feuer geworfen und mich schlimmer behandelt, als wenn ich ein großes Verbrechen begangen hätte."

„Meine Mutter und ich mißbilligten diese außerordentliche Strenge, und ohne die Befehle ....."

„Ich weiß nicht, was man von mir gedacht hat. Liegt mir auch nichts daran. Mein Entschluß zu einem Schritte, den ich schwerlich wieder thun würde, wenn er nicht schon gethan wäre, datirt sich ...."

„Ach, ich dachte immer, daß es Dich reuen würde."

„Mich reuen! nein; denn ich glaube keine schlechte Handlung gethan zu haben. Als Du noch in der Schule warst, Latein und Griechisch lerntest, hatte ich den Küraß angeschnallt, die weiße Schärpe, das Zeichen der Reformirten angelegt und focht in unsern ersten Bürgerkriegen. Euer kleiner Prinz Condé, der für

eure Partei so große Fehler gemacht hat, euer Prinz Condè beschäftigte sich mit euren Angelegenheiten, wenn seine Liebschaften ihm Zeit ließen, Eine Dame liebte mich, der Prinz forderte, daß ich sie ihm abtrete; ich schlug das aus, er wurde mein Todfeind. Von nun an gab er sich alle erdenkliche Mühe, mich bei jeder Gelegenheit empfindlichst zu kränken.

„Der kleine allerliebste Prinz,"
„Der immer küßt sein zartes Liebchen,"

bezeichnete mich den Fanatikern der Partei als Ungeheuer an Völlerei und Irreligiösität. Ich hatte nur eine Geliebte und hielt fest an ihr. Was die Irreligiosität betrifft.... so ließ ich die Andern im Frieden: warum also mir den Krieg erklären?"

„Nie hätte ich den Prinzen eines so schwarzen Zuges fähig gehalten."

„Er ist todt und Ihr habt einen Helden aus ihm gemacht. So geht es in der Welt. Er hatte seine Vorzüge: er starb als Tapferer, ich habe ihm verziehen. Aber damals war er mächtig, und ein armer Edelmann wie ich, der ihm etwas abzuschlagen wagte, schien ihm ein Verbrecher."

Der Kapitän gieng eine Zeit lang in dem Zimmer auf und ab und fuhr mit einem Tone, der seine wachsende Gemüthsbewegung verrieth, fort:

„Bald waren alle Minister, alle Duckmäuser der französischen Armee mir auf der Ferse. Ich kümmerte mich um ihr Gebelle so wenig, als um ihre Predigten. Ein Edelmann des Prinzen schimpfte mich, um ihm den Hof zu machen, einen Hurenjäger vor allen Hauptleuten. Er gewann eine Ohrfeige, und ich brachte ihn um. Wohl zwölf Duelle fielen täglich in unserem Heere vor, und unsere Generale thaten, als bemerkten sie es nicht. Mit mir machte man eine Ausnahme, und der Prinz bestimmte mich zum abschreckenden Beispiele für die ganze Armee. Nur auf die dringenden Bitten aller vornehmen Herrn und, ich muß es eingestehen, die des Admirals, wurde ich begna-

digt. Aber der Haß des Prinzen war noch nicht gestillt. Im Gefechte von Jazeneuil befehligte ich eine Abtheilung Pistolenschützen; ich war einer der Ersten im Getümmel: mein von zwei Flintenkugeln durchlöcherter Harnisch, mein von einem Lanzenstoß gefurchter linker Arm bewiesen, daß ich mich nicht geschont hatte. Ich konnte nur über zwanzig Mann verfügen, und ein Bataillon königlicher Schweizer marschirte gegen uns. Der Prinz Condé befahl mir, einen Angriff zu machen .... ich forderte zwei Reiter-Compagnieen von ihm ..... und ..... er schalt mich eine Memme!"

Mergy stand auf, und trat mit Rührung auf seinen Bruder zu. Der Kapitän, zornfunkelnden Auges und immer auf und abgehend, fuhr fort:

„Er schalt mich eine Memme vor allen jenen Edelleuten in ihren goldenen Rüstungen, die wenige Monate darnach ihn bei Jarnac verließen und dem Untergang preis gaben. Ich glaubte, sterben zu sollen; ich warf mich auf die Schweizer mit dem Schwur, daß, wenn ich aus Zufall entränne, ich niemals wieder für einen so ungerechten Prinzen den Degen ziehen würde. Schwer verwundet, vom Pferde geworfen, wollte mir eben ein Schweizer den Gnadenstoß geben, als einer der Edelleute des Herzogs von Anjou, Béville, dieser tolle Junge, mit dem wir gespeist haben, mir das Leben rettete und mich dem Herzog vorstellte. Man behandelte mich gut. Ich dürstete nach Rache. Man schmeichelte mir, man drang in mich, Dienste bei meinem Wohlthäter, dem Herzog von Anjou, zu nehmen; man erinnerte mich an den Vers:

Omne solum forti patria est, ut piscibus aequor.

(Vaterland ist jeder Boden dem Tapfern, wie Fischen die Meerfluth.)

Mit Entrüstung sah ich die Protestanten fremde Truppen in unser Vaterland berufen .... doch warum Dir nicht den einzigen Grund, der mich bestimmte, gerade heraussagen? Ich wollte mich rächen, und wurde katholisch in der Hoffnung, dem Prinzen

Condé auf einem Schlachtfelde zu begegnen und ihn zu tödten. Ein Elender hat es übernommen, ihm meine Schuld zu bezahlen.... Die Art seiner Ermordung hat mich schier meines Hasses vergessen gemacht.... ich sah ihn bluten, den Beschimpfungen der Soldaten preisgegeben; ich entriß diesen Leichnam ihren Händen und bedeckte ihn mit meinem Mantel. — Ich war also zu den Katholiken übergetreten; ich befehligte eine Schwadron ihrer Reiterei, ich konnte sie nicht mehr verlassen. Glücklicherweise glaube ich, meiner alten Partei einige Dienste geleistet zu haben; ich versuchte, so viel an mir war, die Wuth eines Religionskrieges zu sänftigen, und es ward mir das Glück zu Theil, mehrere meiner alten Freunde zu retten."

„Olivier von Basseville erklärt öffentlich, daß er Dir das Leben verdankt."

„So bin ich denn Katholik," sagte Georg mit ruhigerer Stimme. „Diese Religion behagt mir so gut, wie eine andere, denn es ist so leicht, sich mit ihren Frömmlingen zu verständigen! sieh' Dir einmal diese hübsche Madonna an, es ist das Portrait eines italienischen Freudenmädchens; die Duckmäuser bewundern meine Frömmigkeit, indem sie sich vor der angeblichen Jungfrau bekreuzen. Glaube mir, ich komme weit wohlfeileren Kaufs bei ihnen weg, als bei unsern Wortdienern. Ich kann leben, wie ich mag, wenn ich dem Vorurtheil der Canaille nur einige sehr leichte Opfer bringe. Schon recht! muß in die Messe gehen: ich gehe drein von Zeit zu Zeit, um schöne Frauen zu betrachten. Ich muß einen Beichtiger haben, hol' mich dieser und jener! ich habe einen braven Franziskaner, weiland Arkebusier zu Pferd, der mir für einen Thaler einen Beichtschein gibt und noch obendrein den Auftrag übernimmt, meine Liebesbriefe seinen hübschen Büßenden einzuhändigen. Gott straf' mich! Es lebe die Messe!"

Mergy konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Da," fuhr der Kapitän fort, „sieh' Dir einmal mein Meß-

buch an." Und er warf ihm ein reich in Sammet gebundenes und mit silbernem Schloß geschmücktes Buch hin.

„Diese Horen da sind gewiß so viel werth als unsere Gebetbücher."

Mergy las auf dem Rücken: **Horen des Hofes.**

„Der Einband ist schön," sagte er mit verächtlicher Miene das Buch zurückgebend. Der Kapitän machte das Buch nun selbst auf und gab es ihm lächelnd zurück. Mergy las jetzt auf der einen Seite: Das sehr grausenerregende Leben des großen Gargantua, Vater des Pantagruel, verfaßt von M. Alcofribas, Herauszieher der Quintessenz."

„Das heiß' ich mir ein Buch!" rief der Kapitän lachend; „es gilt mir mehr, als alle theologischen Quartbände der Bibliothek von Genf."

„Der Verfasser dieses Buchs war, sagt man, voll Wissenschaft, aber er hat keinen guten Gebrauch davon gemacht."

Georg zuckte die Achseln.

„Lies diesen Band, Bernhard, und sprich nachher mit mir darüber."

Mergy nahm das Buch und redete nach kurzem Stillschweigen weiter:

„Ich bin betrübt, daß ein, gewiß gerechter Unmuth Dich zu einem Geniestreich verleitet hat, den Du ohne Zweifel eines Tags bereuen wirst."

Der Kapitän ließ den Kopf hängen, und seine auf dem unter seinen Füßen ausgebreiteten Teppich gehefteten Augen schienen die Zeichnungen desselben neugierig zu untersuchen. — „Was geschehen ist, ist geschehen," brach er endlich mit einem erstickten Seufzer aus. „Vielleicht kehre ich einst zur Predigt zurück!" fügte er heiter bei. „Aber brechen wir jetzt davon ab, und versprich mir, nie wieder von so langweiligen Dingen zu reden."

„Ich hoffe, Dein eigenes Nachdenken wird mehr thun als meine Zusprüche und Räthe."

„Gut! reden wir jetzt von Deinen Angelegenheiten! welche Absicht führt Dich an den Hof?"

„Ich hoffe, dem Admiral hinlänglich empfohlen zu seyn, daß er mich unter die Zahl seiner Edelleute für den Feldzug, den er in den Niederlanden zu machen im Begriff ist, aufzunehmen beliebe."

„Ein schlechter Plan. Ein Edelmann, der Muth in der Brust und einen Degen an der Seite hat, muß sich nicht so freiwillig zur Rolle eines Bedienten herabgeben. Tritt als Freiwilliger in die königlichen Garden, in meine Compagnie leichter Reiter, wenn Du willst. Du wirst den Feldzug, wie wir alle, unter dem Befehle des Admirals mitmachen, aber zum Mindesten Niemands Leibdiener seyn."

„Ich habe nicht die geringste Lust, unter die Garde des Königs zu treten; es widerstrebt mir sogar. Allerdings wäre ich gern Soldat in Deiner Compagnie, aber mein Vater will, daß ich meinen ersten Kriegsdienst unter den unmittelbaren Befehlen des Admirals thue."

„Daran erkenne ich Euch, ihr Herrn Hugenotten! Ihr predigt Einigkeit, und mehr als wir, seyd ihr von altem Haß geschwollen."

„Wie so?"

„Ei nun, der König ist in Euren Augen noch immer ein Tyrann, ein Ahab, wie eure Prädikanten ihn nennen. Was sage ich? er ist nicht einmal ein König, sondern ein Thronräuber; und seit dem Tod Ludwigs **XIII.** *) ist Kaspar **I.** für sie König von Frankreich."

„Schlechter Spaß!"

„Uebrigens hat es nebeneinander feil, ob Du im Dienste des alten Kaspar oder in dem des Herzogs von Guise bist. Herr

*) Der Prinz Ludwig von Condé, welcher bei Jarnac fiel, wurde von den Katholiken angeklagt, daß er nach der Krone strebe. — Der Admiral von Coligny hieß Kaspar.

von Châtillon ist ein großer Heermeister und Du kannst den Krieg unter ihm lernen."

„Selbst seine Feinde achten ihn."

„Uebrigens existirt ein gewisser Pistolenschuß, der ihm sehr viel schadete."

„Er hat seine Unschuld bewiesen, und zudem widerlegt sein ganzes Leben jede Möglichkeit der Theilnahme an dem feigen Meuchelmord eines Poltrot."

„Kennst Du das lateinische Sprichwort: **fecit, cui profuit** (der that's, dem's nützte)? Ohne diesen Pistolenschuß war Orleans gewonnen."

„Alles zusammen gerechnet, war es doch nur ein Mann weniger in der katholischen Armee."

„Ja, aber welcher Mann! hast Du denn niemals die beiden schlechten Verse gehört, welche es indeß an Güte mit denen eurer Psalmen aufnehmen können?

So lang in Frankreich Guisen sind,
ein jeder seinen Méré *) find'.

„Kindische Drohungen, weiter nichts. Es gäbe eine lange Litanei, wollte ich alle Verbrechen der Guisarden anführen."

„Im Uebrigen, wäre ich König von Frankreich, weist Du wohl was ich thun würde, um den Frieden in Frankreich wieder herzustellen? Ich ließe alle Guisen und Châtillon's in einen guten, wohlgenähten, und fest geknüpften Ledersack stecken; dann ließe ich sie mit hundert Centnern Eisen in's Wasser werfen, daß mir ja keiner entkäme. Auch gibt es noch andere Leute, die ich in meinen Sack stecken möchte."

„Ein Glück, daß Du nicht König von Frankreich bist."

---

*) Poltrot de Méré, der den großen Herzog Franz von Guise, bei der Belagerung von Orleans in dem Augenblick ermordete, wo die Stadt auf's Aeußerste gebracht war. Coligny rechtfertigte sich ziemlich schlecht gegen den Vorwurf, diesen Mord, wenn nicht befohlen, doch wenigstens nicht verhindert zu haben.

Das Gespräch nahm jetzt eine lebhaftere Wendung: Politik und Theologie wurden jetzt bei Seite gelassen, und die beiden Brüder erzählten sich all die kleinen Abenteuer, welche ihnen seit ihrer Trennung begegnet waren. Mergy war aufrichtig genug, seine Geschichte in der Herberge zum goldenen Löwen preis zu geben: sein Bruder lachte darob aus vollem Herzen und zog ihn mit dem Verlust seiner achtzehn Goldthaler und seines schönen Schweißfuchsen gewaltig auf.

Der Glockenton einer benachbarten Kirche ließ sich hören.

„Mordelement!" rief der Kapitän, „gehen wir heute Abend in die Fastenpredigt! Gewiß, Du wirst Dich amüsiren."

„Großen Dank, ich habe noch nicht Lust, mich zu bekehren."

„Komm, mein Theurer, es ist ja der Frater Lubinus, der uns heute Abend predigen soll, ein Franziskaner, der die Religion so vergnüglich macht, daß er immer eine Masse Zuhörer versammelt. Außerdem wird heute der ganze Hof nach St. Jacob kommen; es gibt also was zu sehen."

„Wird auch die Frau Gräfin v. Turgis dabei seyn, und ihre Maske abnehmen?"

„Ganz gewiß — sie kann nicht ermangeln, sich einzufinden. Willst Du Dich in die Reihe stellen, so vergiß nicht, Dich beim Herausgehen aus der Predigt an der Kirchenthüre aufzupflanzen und ihr Weihwasser anzubieten, abermals eine von den hübschen Ceremonieen der katholischen Kirche. Gott! wie viel niedliche Hände habe ich gedrückt, wie viel Liebesbriefchen habe ich übergeben, indem ich Weihwasser reichte."

„Mag seyn, aber dieses Weihwasser eckelt mich so sehr an, daß ich glaube, nichts in der Welt könnte mich bewegen, einen Finger darein zu tauchen!"

Der Kapitän fiel mit einer großen Lache ein. Beide warfen jetzt die Mäntel über und begaben sich in die Kirche St. Jakob, wo bereits eine zahlreiche und gewählte Gesellschaft versammelt war.

V.

Die Fastenpredigt.

„Ein guter Maulaufreißer, ein schöner Horenableyerer, ein schöner Messenabdrücker, ein schöner Vigilienwegputzer; um alles in Summa zu sagen: ein wahrer Mönch, wie je einer gewesen, seit die mönchende Welt Möncherei mönchte."

Rabelais.

Wie der Kapitän Georg und sein Bruder durch die Kirche giengen, um einen bequemen Platz nahe bei dem Prediger zu finden, wurde ihre Aufmerksamkeit durch lautes, aus der Sacristei her schallendes Gelächter angezogen; sie traten hinein und sahen einen dicken Mann mit jovialem und leuchtendem Gesicht, eingehüllt in die Kutte des St. Franziskus und in sehr belebter Unterhaltung mit einem halben Dutzend junger, reich gekleideter Herren begriffen.

„Nun, meine Kinder," sagte er, „beeilt Euch, die Damen werden ungeduldig; gebt mir meinen Text!"

„Haltet uns eine Rede über die köstlichen Streiche, welche diese Damen ihren Männern spielen," sagte einer der jungen Herren, in welchem Georg sogleich Béville erkannte.

„Ein reicher Stoff, mein Junge, das laß ich gelten, aber was kann ich sagen, das die Rede des Predigers von Pontoise aufwöge, welcher ausrief: 'Jetzt werd' ich meine Kaputze derjenigen unter Euch an den Kopf werfen, welche ihrem Ehegemahl Hörner aufgepflanzt hat!' in Folge dessen nicht eine Frau in der Kirche war, die sich nicht geduckt, oder den Kopf mit Arm und Mantille gedeckt hätte, um den Wurf zu pariren."

„Oh! Pater Lubin," sagte ein anderer, „nur wegen Euch bin ich in die Predigt gekommen: erzählt uns doch heute etwas Drolliges; sprecht uns ein wenig von der Sünde der Liebe, welche dermalen so stark im Schwange geht."

„Im Schwange! ja, in Eurem Schwange, Ihr Herrn von unter fünf und zwanzig Jahren; ich aber habe deren fünfzig wohlgezählt. In meinem Alter kann man nicht mehr von Liebe reden. Ich habe diese Sünde durchaus vergessen.“

„Macht nicht den Heuchler, Pater Lubin; Ihr könntet über diesen Gegenstand jetzt so gut reden, als jemals: wir kennen einander.“

„Ja, predigt über die Fleischeslust,“ fügte Béville bei, „alle Damen werden behaupten, daß Ihr von Eurem Gegenstande voll seyd.“

Der Franziskaner beantwortete diesen Scherz durch ein schelmisches Augenblinzeln, durch welches der Stolz und das Vergnügen schimmerte, das ihm der Vorwurf eines der Jugend eigenthümlichen Lasters gewährte.

„Nein, darüber will ich nicht predigen, weil unsere Hof-Schönen nicht mehr bei mir beichten wollten, wenn ich mich in diesem Artikel zu strenge zeigte; und auf Gewissen, wenn ich davon spräche, so müßte ich ja nachweisen, wie man sich dem Teufel auf ewig in den Rachen wirft . . . wofür? . . . für den Kitzel einer Minute.“

„Also denn! . . . Ah! da kommt der Kapitän! geschwind, Georg, gib uns einen Predigttext, Pater Lubin hat sich verbindlich gemacht, uns über die erste beste Materie, die wir ihm liefern, zu predigen.“

„Ja,“ sagte der Mönch, „aber Donnerwetter! sputet Euch, denn ich sollte schon auf der Kanzel seyn.“

„Tod und Teufel! Pater Lubin! Ihr fluchet so gut, wie der König,“ rief der Kapitän.

„Ich wette doch, daß er in seiner Predigt nicht fluchen würde,“ sagte Béville.

„Warum nicht, wenn mich die Lust anwandelte?“ antwortete Pater Lubin keck.

„Ich wette zehn Pistolen, Ihr wagt es nicht.“

„Zehn Pistolen? Topp!"

„Béville," sagte der Kapitän, „ich bin Partner in Deiner Wette."

„Nein, nein," entgegnete dieser, „ich will das Geld des schönen Pater allein gewinnen; wenn er aber flucht, meiner Treu! so sollen mich meine zehn Pistolen nicht gereuen: Flüche eines Predigers auf der Kanzel sind wohl zehn Pistolen werth."

„Und ich, ich erkläre Euch, daß ich bereits gewonnen habe!" sagte der Pater Lubin; „ich fange meine Predigt gleich mit drei Flüchen an. Ah! Ihr Herrn Edelleute, weil Ihr einen Stoßdegen an der Seite und eine Feder auf dem Hut habt, so wähnt Ihr, allein das Fluchtalent zu besitzen? Wir wollen gleich sehen."

Damit trat er aus der Sacristei und stand alsbald auf der Kanzel. Sogleich herrschte die tiefste Stille in der Versammlung.

Der Prediger durchlief mit den Augen die Menge, die sich um seine Kanzel drängte, als suchte er seinen Wettehalter; und nachdem er denselben an eine Säule gelehnt, just ihm gegenüber entdeckt hatte, runzelte er die Stirne, setzte die Faust in die Hüfte und begann in dem Ton eines zornigen Menschen, wie folgt:

„Meine theuren Brüder,
bei der Tugend! beim Tod! beim Blut . . ."

Ein Murren des Erstaunens und der Entrüstung unterbrach den Prediger, oder füllte vielmehr die Pause aus, die er absichtlich machte.

„. . . . Jesu Christi," fuhr der Franziskaner mit sehr devotem Nasenton fort, „ist Rettung und Versöhnung für „uns aus der Hölle."

Ein allgemeiner Ausbruch des Lachens unterbrach ihn zum zweitenmal. Béville zog die Börse aus seinem Gürtel, schüttelte sie absichtlich vor dem Prediger, damit eingestehend, daß er verloren habe.

„Ei nun, meine Brüder,“ fuhr der unzerstörliche Frater „Lubin fort, „nicht wahr? dessen, dessen seyd Ihr sehr zufrie„den? Wir sind gerettet und erlöst von der Hölle. „Herrliche Worte, denkt Ihr! jetzt haben wir nichts mehr zu „thun, als die Hände in den Schooß zu legen und uns zu erlu„stigen. Mit dem widerwärtigen Höllenfeuer wären wir fertig. „Was das Fegfeuer betrifft, so macht dieses nur kleine Kerzen„brandmale, die mit der Salbe von einem Dutzend Messen zu „heilen sind. Edite, bibite! auf, gefressen, gesoffen, zum Mä„del gestiegen!

„Ha! hart gesottene Sünder, die Ihr seyd! das ist also Eure „Rechnung! Prosit die Mahlzeit! Frater Lubinus sagt Euch, daß „Ihr die Rechnung ohne den Wirth macht.“

„Ihr glaubt also, Ihr Herrn Ketzer, Hugenotten und Hugenotten„genossen, Ihr glaubt, daß um Euch von der Hölle zu befreien, „unser Heiland sich an's Kreuz schlagen ließ? Welcher Unsinn! „Ha! ha! meint Ihr wirklich? Ei, ei! für ein solches Pack sollte „er sein kostbares Blut vergossen haben! das hieße, mit Respekt „zu melden, die Perlen vor die Säue werfen; aber ganz im „Gegentheil, unser Herr warf die Säue den Perlen vor: „denn die Perlen sind im Meer, und unser Herr warf zweitau„send Säue in's Meer. Et ecce impetu abiit totus grex „praeceps in mare (und siehe die ganze Heerde stürzte mit Un„gestüm in's Meer). Glückliche Reise, Ihr Herrn Säue, und „mögen alle Ketzer denselben Weg nehmen!“

Hier hustete der Redner und hielt einen Augenblick inne, um die Versammlung zu betrachten, und sich der Wirkung zu erfreuen, welche seine Beredtsamkeit in den Gläubigen hervorbrachte. Dann fuhr er fort:

„Also, Ihr Herrn Hugenotten, bekehret Euch und übet „Fleiß, sonst . . . hinweg mit Euch! Ihr seyd weder erlöst, noch „befreit von der Hölle; darum wendet mir der Predigt den Ab„satz zu, und es lebe die Messe!

„Und Ihr, meine theuren katholischen Brüder, Ihr reibt „Euch die Hände und leckt Euch die Finger und träumt Euch „schon in die Vorstadt des Paradieses hinein. Ehrlich gestanden, „meine Brüder, von dem Hofe, an dem Ihr lebt, bis zum Pa„radies ist es, selbst wenn Ihr einen Querweg einschlaget, wei„ter als von St. Lazarus bis zum St. Dionysenthor.

„**Die Tugend, der Tod, das Blut Jesu Christi,** „haben Euch gerettet und erlöst aus der Hölle . . zu„gestanden, indem sie Euch von der Erbsünde befreiten; aber „nehmet Euch wohl in Acht, wenn der Satan Euch wieder in „die Klauen kriegt! und ich sage Euch: **Circuit quaerens quem** „**devoret** (er gehet umher und suchet, welchen er verschlinge.)

„O meine theuren Brüder, der Teufel ist ein Fintenhauer, „von dem der **Grand Jean**, der **Jean Petit** und der „Engländer, so gut sie sich auf die Klinge verstehen, noch et„was lernen könnten; und Amen, Amen ich sage Euch, er macht „mächtige Ausfälle wider uns!

„Denn sobald wir unsere Flügelkleidchen ablegen, um Ho„sen anzuziehen, das heißt, sobald wir das Alter haben, um eine „Todsünde zu begehen, fordert uns Meister Satan auf den „**Pré-aux-Clercs** (Duellplatz) des Lebens. Die Waffen, die „wir mitbringen, sind die heiligen Sacramente; er aber zieht „mit einem ganzen Arsenal auf, nämlich mit unsern Sünden „seinen Angriffs- und Vertheidigungswaffen.

„Ich meine, ich sehe ihn, wie er in die Schranken tritt, „die Völlerei auf dem Bauch: das ist sein Küraß; die Faul„heit dient ihm als Sporn; an seinem Gürtel ist die Geil„heit, ein gefährlicher Stoßdegen; der Neid ist sein Dolch; „den Stolz trägt er auf dem Kopf wie ein Waffenknecht seine „Pikelhaube; in seiner Tasche bewahrt er den Geiz, um sich des„selben im Nothfall zu bedienen; und was den Zorn, sammt „den Beleidigungen und deren Folgen betrifft, so hält er sie in

„seinem Munde: daran sehet Ihr deutlich, daß er bis an die „Zähne bewaffnet ist.

„Wenn Gott das Zeichen gibt, so fragt Euch Satan nicht, „wie jene höflichen Duellanten: Kamerad, seyd Ihr in Parade? „sondern er stürzt sich jählings auf den Christen ohne ihm: sey „auf der Hut! zuzurufen. Der Christ, der bemerkt, daß er ei- „nen Stoß Völlerei mitten auf den Magen zu erhalten im „Begriff ist, parirt mit dem Fasten."

Hier nahm der Prediger, um sich verständlicher zu machen, ein eisernes Kruzifix zur Hand und begann damit zu fechten, sich bald Stöße gebend, bald Parade machend, wie ein Fecht- meister mit seinem Floret, um einen schweren Stoß zu zeigen.

„Satan, einen Schritt zurückweichend, versetzt ihm einen „starken Hieb Zorn; dann, eine Finte Heuchelei machend, ap- „plicirt er Euch eine Quarte Stolz; der Christ deckt sich zuerst „mit der Geduld, dann haut er dem Stolz eine Schmarre „Demuth nach. Satan, gereizt, gibt ihm zuerst einen Stoß „Geilheit; da er aber bemerkt, daß derselbe an einer Parade „Kasteiungen abprallt, so wirft er sich kopfüber auf seinen „Gegner, indem er ihm zugleich mit der Faulheit in die „Kinnkehle haut und einen Dolchstoß Neid gibt und dabei ver- „sucht, ihm den Geiz in das Herz zu bohren. Dann gilt's, fe- „stes Auge, festen Fuß zu haben. Durch die Arbeit vermeidet „man den Kniekehlenschnitt der Faulheit, den Stoß des Nei- „des durch die Nächstenliebe (eine sehr schwierige Parade, „meine Brüder!); und was die Terze Geiz betrifft, so kann „man sie blos mit der Wohlthätigkeit abklappen lassen.

„Aber, meine Brüder, wie viele unter Euch gibt es, welche „so, mit Terzen und Quarten, mit Hieb und Stich angefallen, „immer die richtige Parade gegen jeglichen Ausfall des Fein- „des finden? Mehr als einen Kämpfer sah ich zu Boden ge- „streckt, und dann, wenn er nicht schnell seine Zuflucht zur Zer- „knirschung nimmt, ist er verloren; dieses letztere Mittel muß

„früher oder später jedenfalls in Anwendung gebracht werden; „freilich glaubt Ihr Hofleute, ein **peccavi** sey gleich heraus, „O weh, meine Brüder, wie viele arme Sterbende wollen **pec-** „**cavi** sagen, aber die Stimme bricht ihnen bei dem **pecc**! „und krak! nimmt der Teufel die Seele fort; hole sie, wer da „will!"

Der Frater Lubin ließ seiner Beredtsamkeit noch eine gute Weile den Zügel schießen; und als er die Kanzel verließ, bemerkte ein Liebhaber von Stichworten, daß die anständige Predigt sieben und dreißig Hauptwitze und unzählige Finessen, gleich den angeführten, enthalte. Katholiken und Protestanten hatten ohne Unterschied ihren Beifall dem Prediger gezollt, welcher noch eine Zeit lang, umgeben von eifriger Schaar Glückwünschender, die aus allen Theilen der Kirche zusammenströmten, am Fuße der Kanzel sich aufhielt.

Während der Predigt hatte Mergy mehrmals gefragt, wo die Gräfin v. Turgis sey; vergeblich suchte sie sein Bruder mit den Augen. Die schöne Gräfin war entweder nicht in der Kirche, oder barg sich vor ihren Bewunderern in irgend einer dunkeln Ecke.

„Ich wünschte nur," sagte Mergy im Herausgehen, „daß Jedermann, der diesem dummen Gesalbader anwohnte, auf der Stelle die einfachen Ermahnungen eines unserer Geistlichen hören könnte."

„Hier ist die Gräfin v. Turgis!" raunte ihm, den Arm drückend, sein Bruder in's Ohr.

Mergy wendete den Kopf und sah durch das dunkle Portal mit Blitzesschnelle eine sehr reich geschmückte Dame gehen, geführt von einem blonden, winzigen, schmächtigen, jungen Mann mit weibischen Zügen, dessen Anzug eine vielleicht studirte Nachläßigkeit zur Schau trug. Die Menge spaltete sich vor ihnen mit Furcht beflügelter Eilfertigkeit. Dieser Ritter war der entsetzliche Comminges.

Mergy hatte kaum Zeit, einen Blick auf die Gräfin zu werfen. Ohne sich eine deutliche Vorstellung von ihren Zügen machen zu können, hatten diese doch eines großen Eindrucks auf ihn nicht verfehlt; Comminges aber war ihm unaussprechlich widerwärtig geworden, ohne daß er sich von dem Warum Rechenschaft zu geben wußte. Ihn ärgerte es, einen dem Anschein nach so schwächlichen Mann bereits im Besitze eines so großen Rufes zu sehen. — Wenn nun, dachte er, die schöne Gräfin zufällig einen aus dieser Menge liebte, so würde der verhaßte Comminges ihn umbringen; er hat geschworen, Jeden, den sie liebt, zu tödten. Unwillkührlich legte er die Hand an seinen Degengriff; aber augenblicklich schämte er sich dieses Aufbrausens wieder. — Was liegt mir überhaupt daran? ich beneide ihn nicht um seine Eroberung, die ich ohnehin kaum gesehen habe, dachte er. Dennoch war ihm von diesem Gedanken ein peinlicher Eindruck zurückgeblieben; auf dem ganzen Wege von der Kirche bis zum Hause des Kapitäns beobachtete er ein völliges Stillschweigen.

Sie fanden den Tisch gedeckt. Mergy aß wenig und wollte gleich nach aufgehobener Tafel in seinen Gasthof zurückkehren. Der Kapitän ließ ihn weggehen, aber nur gegen die Zusage, daß er am andern Tage definitiv sein Haus beziehe.

Ich brauche nicht beizufügen, daß Mergy bei seinem Bruder Geld, Pferd u. s. w. und obendrein die Bekanntschaft des Hofschneiders, sowie des einzigen Kaufmanns fand, wo ein Edelmann, der von den Damen gut gelitten seyn wollte, seine Handschuhe, verworrene Halskrausen und seine Papageien- oder Zugbrückschuhe, kaufen konnte.

Endlich da es schwarze Nacht geworden war, kehrte er in seine Herberge zurück, von zwei mit Pistolen und Degen bewaffneten Lakaien seines Bruders begleitet; denn die Straßen von Paris waren dazumal nach acht Uhr Abends gefährlicher, als die Straße von Sevilla nach Granada heutzutage.

VI.

Ein Parteihaupt.

Jocky von Norfolk, sey nicht zu kühn,
Denn Dickon, Dein Herr, ist verschachert und hin!
Shakespeare, K. Richard IV.

Bernhard v. Mergy warf, in seine demüthige Herberge zurückgekehrt, einen traurigen Blick auf das verbrauchte und vergilbte Meublement. Als er in seinem Geiste die einst kalkweißen, jetzt berauchten und geschwärzten Wände seiner Stube mit den glänzenden Seidevorhängen des Zimmers, das er eben verlassen hatte, verglich — wenn er sich der hübschen gemalten Madonna erinnerte und an der Mauer vor sich nur ein altes Heiligenbild hängen sah, da flog ihm ein ziemlich niederträchtiger Gedanke durch den Kopf. Dieser Luxus, diese Eleganz, diese Damengunst-Bezeugungen, die Gnade des Königs, kurz so viele wünschenswerthe Dinge hatten den Georg nur ein Wort gekostet, ein einziges, leicht auszusprechendes Wort, weil es hinreichte, wenn dasselbe von den Lippen kam, und wenn man den Herzensgrund nicht befragte. Augenblicklich stellten sich in seinem Gedächtniß die Namen mehrerer Protestanten ein, welche durch Abschwörung ihrer Religion sich zu Ehrenstellen erhoben hatten; und da dem Teufel jedes Mittel zum Zweck gut genug ist, so fiel dem Bernhard das Gleichniß von dem verlorenen Sohn ein, aber mit der seltsamen Nutzanwendung, daß man mit einem bekehrten Hugenotten weit mehr Umstände machen würde, als mit einem beharrlichen Katholiken.

Diese Vorstellungen, welche sich wider seinen Willen unter allen möglichen Formen ihm aufdrängten, griffen in ihm, trotz seinem Eckel, unwillkührlich Platz. Er nahm eine Genferbibel, die seiner Mutter gehört hatte, und las eine Zeit lang. Ruhiger geworden, legte er das Buch weg und ehe er die Augen schloß,

that er den inneren Schwur, in der Religion seiner Väter zu leben und zu sterben.

Aber was half Lectüre und Eid? seine Träume gaukelten ihm die Abenteuer des Tags wieder vor. Er träumte von seidenen und purpurnen Vorhängen, von goldenen Geräthschaften; dann von umgestürzten Tischen, blitzenden Klingen und mit Blut untermischtem Wein. Darauf beseelte sich die Madonna; sie sprang aus ihrem Rahmen und tanzte vor ihm. Er suchte, ihre Züge seinem Gedächtniß einzuprägen, und jetzt erst bemerkte er, daß sie eine schwarze Maske trug. Aber ihre dunkelblauen Augen und zwei Linien weißer Haut drangen durch die Oeffnungen der Maske . . . Mit Einem mal fiel die Larve, eine himmlische Gestalt erschien, aber ohne feste Umrisse, gleich einem in der Strömung des Wassers verschwimmenden Nymphenbild. Beschämt schlug er die Augen nieder, doch schnell schaute er wieder auf und sah nur noch den furchtbaren Comminges mit blutigem Degen in der Hand. —

Er stand zeitig auf, ließ sein leichtes Gepäck zu seinem Bruder bringen und begab sich, nachdem er eine Runde zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt ausgeschlagen, allein in das Hotel Châtillon, um dem Admiral den Brief zu überreichen, womit ihn sein Vater beauftragt hatte.

Er fand Vorhof und Hotel von zahlreichen Dienern und Pferden erfüllt, durch die es ihm nur mit Schwierigkeit gelang, bis zu einem mächtig großen Vorzimmer hindurchzudringen, das von Rittern und Pagen wimmelte, welche, obgleich nur mit ihren Degen bewaffnet, fortwährend eine ehrfurchtgebietende Leibwache um den Admiral bildeten. Ein Thürsteher in schwarzem Kleid machte, sobald er einen Blick auf den Spitzenkragen Mergy's und eine von seinem Bruder geliehene goldene Kette geworfen, keine Schwierigkeit, ihn alsbald in die Gallerie, worin sich sein Gebieter befand, einzuführen.

Hohe und niedere Edelleute und Diener des Evangeliums,

zusammen über vierzig Personen, umgaben, alle mit entblößtem Haupte und in ehrfurchtsvoller Haltung dastehend, den Admiral. Er war sehr einfach und ganz schwarz gekleidet. Sein Wuchs war hoch, aber etwas gewölbt und die Strapazen des Kriegs hatten auf seiner kahlen Stirne mehr Furchen gezogen, als die Jahre. Ein langer weißer Bart wallte auf seine Brust herab. Seine von Natur eingefallenen Wangen schienen es noch mehr wegen einer Wunde, deren hohle Narbe kaum durch seinen langen Schnurrbart verdeckt wurde; in der Schlacht von Moncontour hatte ihm ein Pistolenschuß die Wange durchbohrt und mehrere Zähne gebrochen. Der Ausdruck seines Antlitzes war mehr traurig als streng, und man behauptete, daß seit dem Tod seines tapfern Bruders Dandelot Niemand ihn habe lächeln sehen. Er stand aufrecht, seine Hand stützte sich auf einen mit Karten und Planen bedeckten Tisch, in deren Mitte sich eine ungeheure Bibel in Folio erhob. Unter den Karten und Papieren zerstreute Zahnstocher erinnerten an eine Gewohnheit, worüber man ihn häufig spottete. Ein am Ende des Tisches sitzender Sekretär schien eifrigst bemüht, Briefe zu schreiben, die er sofort dem Admiral zur Unterzeichnung überreichte.

Bei dem Anblick dieses großen Mannes, der für seine Glaubensgenossen mehr als ein König war — denn in seiner Person vereinigten sich ein Held und ein Heiliger — fühlte sich Mergy von solcher Verehrung durchdrungen, daß er hinangehend ein Knie zur Erde beugte. Der überraschte und von diesem außerordentlichen Beweise von Verehrung unangenehm berührte Admiral gab ihm ein Zeichen aufzustehen, und nahm etwas ärgerlich den Brief, welchen ihm der junge Schwärmer darbot. Er warf einen schnellen Blick auf die Wappen des Siegels. — „Das kommt von meinem alten Kameraden, dem Baron v. Mergy!" sagte er, „und Ihr gleichet ihm o sehr, junger Mann, daß Ihr sein Sohn seyn müsset?"

„Hoher Herr, mein Vater hätte gewünscht, daß sein Alter

ihm erlaubte, selbst zu kommen und Euch seine Hochachtung zu erweisen."

„Meine Herrn," sagte Coligny, nachdem er den Brief gelesen, zu seiner Umgebung gewendet, „ich stelle Euch den Sohn des Baron v. Mergy vor, der mehr als zweihundert Stunden gemacht hat, um einer der Unsrigen zu werden. Es scheint, daß es uns an Freiwilligen nach Flandern nicht fehlen wird. Meine Herrn, ich bitte um Eure Freundschaft für diesen Jüngling; Ihr Alle heget hohe Achtung für seinen Vater."

Und augenblicklich empfieng Mergy zwanzig Begrüßungen auf einmal und ebensoviele Dienstanerbietungen.

„Habt Ihr schon Kriegsdienste gethan, mein Freund Bernhard?" fragte der Admiral. „Habt Ihr je Kugeln pfeifen gehört?"

Mergy antwortete erröthend, daß er noch nicht das Glück gehabt habe, für die Religion zu kämpfen.

„Wünschet Euch vielmehr Glück dazu, Jüngling, daß Ihr noch nie Gelegenheit hattet, das Blut Eurer Mitbürger zu vergießen!" sagte Coligny mit ernstem Ton; „Gott sey Dank," fügte er mit einem Seufzer bei, „der Bürgerkrieg ist beendigt! die Religion athmet neu auf, und glücklicher als wir werdet Ihr Euren Degen nur gegen die Feinde Eures Königs und Eures Vaterlandes ziehen." Dann legte er die Hand auf des Jünglings Schulter: „Ich weiß gewiß, in Euch wird das Blut, von dem Ihr stammet, nicht ausarten. Nach der Absicht Eures Vaters werdet Ihr zuerst unter meinen Edelleuten dienen; aber wenn wir den Spaniern begegnen, so nehmet ihnen eine Fahne ab, und augenblicklich werdet Ihr ein Fähnlein in meinem Regiment haben."

„Ich schwöre Euch," rief Mergy mit entschlossener Stimme, „daß ich beim ersten Gefecht Cornett seyn werde, oder mein Vater keinen Sohn mehr hat."

„Gut, mein tapferer Junge, Du sprichst, wie einst Dein Vater!" Dann rief er seinem Intendanten. — „Hier ist mein

Intendant, Meister Samuel; brauchst Du Geld, um Dich auszurüsten, so wendest Du Dich an ihn."

Der Intendant verneigte sich vor Mergy, der sich beeilte, seinen Dank und seine Weigerung auszudrücken. — „Mein Vater und mein Bruder," sagte er, „sorgen reichlich für meinen Unterhalt."

„Euer Bruder?..... Das ist der Kapitän Georg Mergy, der nach den ersten Kriegen seine Religion abschwur?"

Mergy senkte traurig den Kopf; seine Lippen bewegten sich, aber man hörte seine Antwort nicht.

„Es ist ein tapferer Soldat," fuhr der Admiral fort; „aber was ist der Muth ohne Gottesfurcht! Junger Mann, Ihr habt in Eurer Familie ein Muster, dem Ihr folgen, und ein Beispiel, das Ihr vermeiden sollt."

„Ich werde mich bemühen, die ruhmvollen Handlungen meines Bruders nachzuahmen... aber nicht seinen Glaubenswechsel."

„Wohlan, Bernhard, besuchet mich oft und behandelt mich als einen Freund. Was die Sitten betrifft, so seyd Ihr hier nicht zum Besten aufgehoben, aber ich hoffe, Euch bald hinwegzunehmen und dahin zu führen, wo es Ruhm zu erwerben gibt."

Mergy verneigte sich hobachtungsvoll und zog sich in den Kreis zurück, welcher den Admiral umringte.

„Meine Herrn," sagte Coligny, eine durch Mergy's Ankunft unterbrochene Besprechung wieder aufnehmend, „von allen Seiten empfange ich gute Nachrichten. Die Mörder zu Rouen sind gestraft..." — „Die von Toulouse sind es nicht," sagte ein alter Geistlicher mit düsterer und fanatischer Miene.

„Ihr irret, Herr. So eben ist mir die Nachricht davon zugekommen. Noch mehr, der paritätische Gerichtshof ist bereits zu Toulouse eingesetzt. Jeden Tag beweist uns Seine Majestät, daß Ihre Gerechtigkeit für alle die gleiche ist."

Der alte Geistliche schüttelte ungläubig den Kopf. Ein sil-

derbärtiger, in schwarzen Sammt gekleideter Greis rief aus: „Seine Gerechtigkeit ist dieselbe, ja! die Châtillon, die Montmorency und die Guisen alle zusammen möchten Carl und seine würdige Mutter mit einem Streiche niederschlagen."

„Redet ehrfurchtsvoller von dem König, Herr v. Bonissan," sagte Coligny mit ernstem Tone. „Vergessen, vergeben wir endlich allen Groll! Man soll nicht sagen, daß die Katholiken besser als wir das göttliche Gebot der Versöhnlichkeit erfüllen."

„Bei den Gebeinen meines Vaters! das ist ihnen auch leichter, als uns," murrte Bonissan. „Die dreiundzwanzig Märtyrer unter meinen Blutsverwandten kann ich nicht so leicht aus meinem Gedächtniß tilgen."

So sprach er mit Bitterkeit, als ein sehr gebrechlicher Greis von abstoßenden Zügen, in einen grauen, ganz verbrauchten Mantel gehüllt in die Gallerie trat, den engen Kreis durchschritt und Coligny ein versiegeltes Papier einhändigte.

„Wer seyd Ihr?" fragte dieser, ohne das Siegel zu brechen.

„Einer Eurer Freunde," antwortete der Greis mit heiserer Stimme und gieng augenblicklich hinaus.

„Ich sah diesen Menschen heute am Morgen aus dem Hotel Guise herausgehen," sagte ein junger Edelmann.

„Es ist ein Magiker," sagte ein Anderer.

„Ein Giftmischer," sagte ein Dritter.

„Der Herzog von Guise schickt ihn, um den Herrn Admiral zu vergiften."

„Mich vergiften?" sagte der Admiral achselzuckend, „mich vergiften mit einem Brief?"

„Erinnert Euch an die Handschuhe der Königin von Navarra," rief Bonissan.

„Ich glaube eben so wenig an die Vergiftung der Handschuhe, als an die dieses Briefs; aber ich glaube, daß der Herzog von Guise keine Niederträchtigkeit begehen kann!"

Eben wollte er den Brief öffnen, als Bonissan auf ihn

zusprang und ihm die Hände mit dem Ausruf hielt: „Oeffnet nicht, oder Ihr athmet ein tödtliches Gift ein!“

Alle Anwesenden drängten sich um den Admiral, der sich Bonissan's zu entledigen suchte.

„Ich sehe einen schwarzen Dunst aus dem Briefe steigen,“ rief eine Stimme.

„Werfet ihn weg! Werfet ihn weg!“ schrie alles zusammen.

„Laßt mich, Thoren, die Ihr seyd!“ sagte der Admiral, sich ihrer entledigend, während einer Art Kampf, den er zu diesem Zweck aushalten mußte, fiel das Papier zu Boden.

„Samuel, mein Freund,“ rief Bonissan, „zeiget Euch als treuen Diener. Oeffnet mir dieses Paket, und gebt es Eurem Herrn dann erst, nachdem Ihr Euch versichert, daß es nichts Verdächtiges enthält!“

Der Auftrag war nicht nach dem Geschmack des Intendanten. Ohne Zögern hob Mergy den Brief auf und brach das Siegel. Sogleich fand er sich gar bequem im Mittelpunkt eines leeren Kreises, da sich Jeder zurückgezogen hatte, als ob eine Bombe im Zimmer platzen sollte; indeß drang kein bösartiger Dunst heraus: Niemand sogar mußte nießen. Ein ziemlich beschmutztes Papier mit einigen geschriebenen Zeilen war alles, was dieser so gefürchtete Umschlag enthielt.

Dieselben Personen, welche zuerst sich bei Seite gemacht hatten, kamen auch zuerst wieder herbei und machten sich, nachdem jeder Schein von Gefahr verschwunden war, über die Sache lustig.

„Was bedeutet diese Unverschämtheit?“ rief Coligny zornig, sich endlich aus Bonissan's Umschlingung losmachend; „einen an mich gerichteten Brief zu öffnen?“

„Herr Admiral!“ rief Mergy, wenn dieses Papier zufällig irgend ein Gift enthalten hätte, fein genug, um Euch durch Einathmung zu tödten, so wäre es besser gewesen, wenn ein

junger Mensch, wie ich, das Opfer wurde, als Ihr, dessen Leben für die Religion von so hohem Werthe ist."

Ein Gemurmel der Bewunderung erhob sich rings um ihn. Coligny drückte ihm gerührt die Hand, und nach kurzem Stillschweigen sagte er mit Güte: „Da Du so viel gewagt hast, diesen Brief zu entsiegeln, so lies uns auch seinen Inhalt."

Alsbald las Mergy folgendes:

„Der Himmel ist im Westen mit blutigem Scheine erleuchtet.
„Sterne sind am Firmament verschwunden und flammende
„Schwerter werden in den Lüften gesehen. Man muß blind
„seyn, um nicht zu verstehen, was diese Zeichen weissagen.
„Kaspar! gürte Dein Schwert um und lege Deine Sporen an,
„oder in wenigen Tagen werden sich die Geyer mit Deinem
„Fleische mästen."

„Er bezeichnet mit diesen Geyern die Guisen," sagte Bonissan; „der Name des Raubvogels hat Aehnlichkeit mit dem des verderblichen Stammes."

Der Admiral zuckte verächtlich die Achseln, und kein Mund that sich auf; aber es war deutlich zu bemerken, daß die Prophezeihung einen gewissen Eindruck auf die Versammlung gemacht hatte.

„Wie viele Leute gibt es doch in Paris, die sich nur mit Thorheiten abgeben!" sagte Coligny kaltblütig. „Heißt es nicht, es befinden sich nahe an die zehntausend Schelme in der Hauptstadt, welche, ohne ein anderes Gewerbe, von der Wahrsagung leben?"

„Die Mahnung, so wie sie ist, möchte doch nicht zu verachten seyn!" sagte ein Hauptmann vom Fußvolk. „Der Herzog von Guise hat es öffentlich genug ausgesprochen, daß er nicht ruhig schlafen würde, bevor er Euch den Degen durch den Leib gerannt hätte."

„Es ist einem Meuchelmörder so leicht, sich an Euch hin-

zudrängen!" fügte Bonissan bei. „An Eurer Stelle würde ich nur bepanzert ins Louvre gehen."

„Geht mir doch, Kamerad," antwortete der Admiral; „an alte Soldaten, wie wir, machen sich die Meuchelmörder nicht. Sie fürchten uns mehr, als wir sie."

Er unterhielt sich hierauf eine Zeit lang von dem bevorstehenden flandrischen Feldzug und über Religions-Angelegenheiten. Mehrere Personen überreichten ihm Bittschriften, daß er sie dem König vorlege; er nahm sie alle mit Güte an und hatte für jeden Bittsteller ein freundliches Wort. Es schlug zehn Uhr und er verlangte Hut und Handschuhe, um sich in's Louvre zu begeben. Jetzt beurlaubten sich einige Anwesende von ihm: eine große Anzahl bekleidete ihn jedoch, als Ehren- und Schutzgarde zugleich.

VII.

Sobald bei der Heimkehr der Kapitän seinen Bruder erblickte, rief er ihm zu: „Nun! hast Du Kaspar I. gesehen? Wie hat er Dich aufgenommen?"

„Mit einer Güte, die ich nie vergessen werde."

„Das entzückt mich."

„O Georg, welch ein Mann!..."

„Welch ein Mann? Ein Mann, ungefähr wie ein Anderer; mit etwas mehr Ehrgeiz und etwas mehr Geduld, abgesehen von dem Unterschied der Geburt. Der Ursprung des Herrn von Châtillon hat sehr viel für ihn gethan."

„Hat ihn sein Ursprung die Kriegskunst gelehrt und den ersten Kriegsmeister unserer Zeit aus ihm gemacht?"

„Wahrhaftig, nein! aber all sein Verdienst hat ihn doch nicht gehindert, jederzeit geschlagen zu werden. — Bah, lassen wir das. Du hast jetzt den Admiral gesehen, das ist ganz gut;

Ehre dem Ehre gebührt! und das Hofmachen mußtest Du bei Herrn von Châtillon anfangen. Nun aber... willst Du morgen auf die Jagd kommen? dort werde ich Dich Jemanden vorstellen, bei dem sich's wohl auch der Mühe verlohnt, daß man ihn sehe: ich meine Carl, König von Frankreich."

„Ich sollte auf die Jagd des Königs gehen?"

„Ja wohl! und Du wirst dort die schönsten Damen und die schönsten Pferde des Hofes sehen. Die Zusammenkunft ist im Schloß Madrid und wir müssen morgen zu guter Stunde dort seyn. Ich gebe Dir meinen Apfelschimmel und stehe Dir dafür, daß Du ihn nicht zu spornen brauchst, um immer den Hunden auf der Ferse zu seyn."

Ein Livrée-Bedienter händigte Mergy ein Schreiben ein, das ein Page des Königs überbracht hatte. Mergy öffnete es, und seine Ueberraschung, als er darin ein Cornettspatent fand, war eben so groß als die seines Bruders. Das königliche Siegel war indeß in bester Form dem Aktenstück beigehängt.

„Pest!" rief Georg, „das heiß ich einmal eine schnelle Gunst! aber wie Teufel kommt Carl **IX.**, der nicht weiß, daß Du auf der Welt bist, dazu, Dir ein Cornettpatent zu schicken?"

„Ich glaube dem Herrn Admiral dafür verbindlich seyn zu müssen," sagte Mergy, und erzählte dann seinem Bruder die Geschichte mit dem geheimnißvollen Brief, den er so muthvoll entsiegelt hatte. Der Kapitän lachte sehr über den Ausgang des Abenteuers und zog ihn unbarmherzig damit auf.

VIII.

Unterredung zwischen dem Leser und dem Verfasser.

Ah! Herr Verfasser, welche schöne Gelegenheit haben Sie da Porträts zu zeichnen! und welche Porträts! Sie sind im

Begriff, uns in das Schloß Madrid, mitten unter den Hof zu führen. Und welcher Hof! Sie werden ihn uns jetzt zeigen, diesen französisch-italienischen Hof? Machen Sie uns mit den hervorstehenden Charakteren, einem nach dem andern, bekannt! was werden wir nicht alles erfahren! und wie interessant muß ein in der Mitte von so viel wichtigen Personen verbrachter Tag seyn!

Mein Gott! Herr Leser, was verlangen Sie da von mir? Ich möchte wohl gerne das Talent haben, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben; dann machte ich keine Erzählungen. Aber sagen Sie mir, warum begehren Sie von mir die Bekanntschaft mit Leuten, die keine Rolle in meinem Roman spielen sollen?

Sie haben aber das größte Unrecht, daß Sie dieselben keine Rolle darin spielen lassen. Wie! Sie versetzen mich in das Jahr 1572, und wollen über die Porträts von so vielen ausgezeichneten Menschen hinweggleiten? nicht doch! Sie dürfen sich nicht lange besinnen. Beginnen Sie! ich gebe Ihnen die erste Phrase: die Thüre des Salons gieng auf, und man sah erscheinen...

Aber, Herr Leser, im Schlosse Madrid gab es keinen Salon; die Salons...

Es sey! der große Saal war erfüllt von einer Menge... u. s. w.... unter welcher man unterschied... u. s. w....

Wen wollen Sie, daß man unterscheide?

Zum Henker! primo, Carl den IX.!...

Secundo?

Halt! beschreiben Sie mir zuerst seine Tracht, dann entwerfen Sie mir sein physisches, hierauf sein moralisches Bild, das ist heut zu Tage die Hauptstraße für alle Romanverfertiger.

Seine Tracht? nun, er war als Jäger gekleidet mit einem großen Jagdhorn um den Hals.

Sie sind kurz.

Was sein physisches Bild betrifft... Warten Sie... **meiner** Treu, Sie werden gut thun, wenn Sie seine Büste **im** Musée d'Angoulème betrachten. Es ist ein weiter Saal Nr. 98.

Aber, Herr Verfasser, ich wohne in der Provinz; soll **ich** expreß nach Paris gehen, um eine Büste von dem Carl **IX.** zu sehen?

Wohlan! so stellen Sie sich einen ziemlich wohlgebauten jungen Mann vor, den Kopf ein wenig in die Schultern gedrückt; er hebt den Hals und streckt linkisch die Stirne voran; die Nase ist ein wenig dick; er hat schmale lange Lippen, die obere sehr hervorstehend; seine Farbe ist blaß, und seine breiten grünen Augen sehen nie die Person an, mit der er sich unterhält. Uebrigens steht in seinen Augen keineswegs geschrieben **St. Bartholomäusnacht,** noch etwas Aehnliches. Durchaus nicht. Nur ist der Ausdruck seines Gesichts eher blöde und unruhig, als hart und grausam. Sie können ihn sich am deutlichsten vorstellen, wenn Sie sich einen jungen Engländer denken, der allein in einen mächtig großen Salon eintritt, wo Jedermann sitzt. Er läuft durch ein Spalier schön geputzter Frauen, welche verstummen, wenn er vorübergeht. An dem Kleide der Einen hängen bleibend, den Sessel der Andern anstoßend, gelangt er mit großer Mühe bis zur Gebieterin des Hauses; und jetzt erst bemerkt er, daß beim Aussteigen aus dem Wagen am Thore des Hotels der Aermel seines Kleides das Rad streifte und sich mit Koth bedeckte. Gewiß haben Sie schon solche scheue Menschen gesehen; vielleicht haben Sie sich selbst vor einem Spiegel geübt, ehe die Gewohnheit, unter die Leute zu gehen, Ihnen die Taktfestigkeit beim Eintreten erwarb!...

Und Katharina von Medicis?

Katharina von Medicis? Teufel! an die dachte ich nicht. Ich denke, daß ich zum letztenmale ihren Namen schreibe: sie ist eine dicke, noch frische Frau, und wie man sagt, ziemlich

conservirt für ihr Alter, mit einer dicken Nase und gekniffenen Lippen, gleich Einem, der eben von der Seekrankheit befallen wird. Sie hat die Augen halb geschlossen; sie gähnt jeden Augenblick; ihre Stimme ist eintönig und sagt mit derselben Modulation: ach! wer wird mich von dieser verhaßten Béarnerin befreien? und: Magdalena, gebet meinem Schooßhund gezuckerte Milch.

Gut, aber legen Sie derselben einige merkwürdigere Worte in den Mund! sie hat kaum erst die Johanna von Albret vergiften lassen, wenigstens lief das Gerücht davon, und das muß zum Vorschein kommen.

Ei, nicht im Mindesten; denn, wenn es zum Vorschein käme, wo bliebe jene so berühmte Verstellung? Zudem sprach sie, wenn ich gut unterrichtet bin, an selbigem Tage von nichts anderem, als vom Wetter.

Und Heinrich IV.? und Margaretha von Navarra? Zeigen Sie uns Heinrich, tapfer, galant, und vor Allem gut! Margaretha, wie sie ein Liebesbriefchen in die Hand eines Pagen gleiten läßt, derweil Heinrich seinerseits einer der Ehrendamen Katharina's die Hand drückt.

Was Heinrich IV. anbelangt, so würde Niemand in diesem leichtsinnigen Jungen den Helden und künftigen König von Frankreich ahnen. Bereits hat er seine Mutter vergessen, und doch ist sie erst vor vierzehn Tagen gestorben. Er spricht nur mit einem Rüdenführer, der in einer unendlichen Abhandlung über die Losung des Hirsches, den man treiben will, begriffen ist. Ich verschone Sie damit, zumal wenn Sie, wie ich hoffe, kein Jagdliebhaber sind.

Und Margaretha? Sie war etwas unwohl und hütete das Zimmer.

Das heißt, sich bequem aus der Sache ziehen. Und der Herzog von Anjou? und der Prinz von Condé? und der Herzog

von Guise? und Tavannes, Retz, La Rochefoucault, Teligny? und Thoré und Meru? und so viele Andre?

Meiner Treu, Sie kennen dieselben besser, als ich. Ich werde meinem Freunde Mergy erzählen.

Ach, ich merke, daß ich in ihren Romanen nicht finden werde, was ich darin suchte.

Ich fürchte das.

IX.

Der Handschuh.

Ob sich ein Handschuh von der rechten Hand,
Ob von der linken er sich löse, kümmert kaum
Die Dame Blanca, und der Liebe launisch Spiel
Schnellt auf zwei Freier gleicher Zeit den spitzen Pfeil.
Lope de Vega.

Der Hof war im Schloß Madrid. Umgeben von ihren Damen erwartete die Königin Mutter in ihrem Zimmer den König, der, ehe er zu Pferd stieg, mit ihr frühstücken sollte; und der König gieng, gefolgt von den Prinzen, langsam durch eine Gallerie, wo die Leute standen, welche ihn auf die Jagd begleiten sollten. Zerstreut hörte er auf die Anreden der Hofleute und antwortete ihnen oft ziemlich barsch. Als er an den beiden Brüdern vorüber kam, beugte der Kapitän das Knie, und stellte den neuen Cornetten vor. Mergy, sich tief verneigend, dankte Seiner Majestät für die Ehre, welche ihm von ihr vor allem Verdienst zu Theil geworden.

„Ah! Ihr seyd es, von dem mein Vater, der Admiral mir gesprochen hat! Ihr seyd der Bruder des Kapitän Georg?"

„Ja, Sire."

„Seyd Ihr Katholik oder Hugenott?"

„Sire, ich bin Protestant."

„Meine Frage geschah aus bloßer Neugier; denn der Teufel hole mich, wenn ich mich um die Religion derer, die mir gut dienen, bekümmere."

Nach diesen merkwürdigen Worten trat der König in das Zimmer seiner Mutter.

Einige Augenblicke nachher verbreitete sich ein Damenschwarm in der Gallerie, welcher ausgeschickt zu seyn schien, um den Cavalieren die Zeit zu verkürzen. Ich werde nur von einer einzigen der Schönheiten dieses an Schönheiten so fruchtbaren Hofes reden: nämlich von der Gräfin Turgis, die eine große Rolle in dieser Geschichte spielt. Sie trug ein so leichtes wie niedliches Amazonenkleid und hatte ihre Maske noch nicht angelegt. Ihre glänzend weiße, aber durchaus blasse Gesichtsfarbe kontrastirte wundervoll mit der Rabenschwärze ihrer Haare; ihre schön gewölbten Augbraunen, deren Enden einander leicht berührten, gaben ihren Zügen einen Ausdruck von Härte oder vielmehr Stolz, ohne deßhalb der Anmuth, die sich über ihr ganzes Antlitz verbreitete, etwas zu benehmen. Anfänglich konnte man in ihren großen blauen Augen nur herabsehenden Stolz finden; aber in einer belebten Unterredung sah man bald ihren Augenstern wachsen und sich erweitern wie den einer Katze; ihre Blicke wurden flammend, und selbst für einen vollendeten Stutzer war es schwer, eine Zeit lang ihre zauberhafte Wirkung auszuhalten.

Die Gräfin von Turgis! wie schön sie heute ist! flüsterten die Hofleute. Und Jeder drängte sich heran, sie näher zu betrachten. Mergy, an dem sie vorübergieng, war dergestalt von ihrer Schönheit betroffen, daß er unbeweglich blieb, und dann erst daran dachte, in die Reihe zu treten und ihr Raum zu geben, als die breiten seidenen Aermel der Gräfin sein Wamms berührten.

Sie bemerkte seine Aufregung, vielleicht mit Vergnügen, und würdigte ihn, ihre schönen Augen einen Augenblick auf die des Mergy zu heften, welche sich augenblicklich niederschlugen, wäh-

rend eine lebhafte Röthe seine Wangen überflog. Die Gräfin lächelte und ließ im Vorbeigehen einen ihrer Handschuhe vor unserem Helden fallen, welcher, immer noch unbeweglich und außer sich, denselben aufzuheben vergaß. Alsbald stieß ein blonder, junger Mann (es war kein anderer als Comminges), der sich hinter Mergy befand, diesen hart an, um vor ihn hinzukommen, hob den Handschuh auf, und überreichte denselben, nachdem er ihn ehrerbietig geküßt, der Frau v. Turgis. Letztere wendete sich, ohne Comminges zu danken, gegen Mergy hin, den sie eine Zeit lang, jedoch mit dem Ausdruck zornblitzender Verachtung betrachtete; dann neben sich den Kapitän Georg bemerkend, sagte sie zu diesem sehr laut: „Kapitän, woher kommt uns dieser große Tölpel? Gewiß ist's so ein Hugenott, nach seiner Artigkeit zu schließen."

Ein allgemeines Gelächter vollendete die Verlegenheit des Unglücklichen, den es traf.

„Es ist mein Bruder, gnädige Frau," antwortete Georg etwas weniger laut; „er ist erst seit drei Tagen in Paris und, bei meiner Ehre, nicht linkischer, als Lannoy war, ehe Ihr Euch mit seiner Bildung befaßtet."

Die Gräfin erröthete ein wenig. — „Kapitän, das ist ein schnöder Scherz. Redet nichts Uebles von den Todten. Da, reichet mir den Arm! ich muß Euch von einer Dame unterhalten, die nicht allzu gut auf Euch zu sprechen ist."

Der Kapitän nahm ehrerbietig ihre Hand und führte sie in eine entfernte Fenstervertiefung; aber im Weggehen wendete er sich noch einmal, um Mergy anzusehen.

Noch ganz verzückt von der Erscheinung der schönen Gräfin, die er zu sehen brannte und zu der er doch die Augen nicht aufzuheben wagte, fühlte Mergy einen leichten Schlag auf der Schulter. Er drehte sich, und sah den Baron Vaudreuil, der ihn an der Hand faßte und bei Seite führte, um, wie er sagte, ungestört mit ihm zu sprechen.

„Mein theurer Freund," begann der Baron, „Ihr seyd ganz neu auf diesem Boden, und wisset vielleicht nicht, wie Ihr Euch hier benehmen müßt?"

Mergy blickte ihn erstaunt an.

„Euer Bruder ist beschäftigt und kann Euch keinen Rath geben, mit Eurer Erlaubniß will ich ihn ersetzen."

„Ich weiß nicht, mein Herr, was" . . .

„Ihr seyd schwer beleidigt, und da ich Euch in dieser nachdenklichen Haltung sehe, so zweifle ich nicht, daß Ihr auf Mittel sinnet, Euch zu rächen."

„Mich rächen? und an wem?" fragte Mergy, bis in's Weiße der Augen erröthend.

„Seyd Ihr nicht eben erst von dem kleinen Comminges rauh angestoßen worden? Der ganze Hof hat die Sache gesehen und erwartet, daß Ihr sie Euch sehr zu Herzen nehmt."

„Aber," sagte Mergy, „in einem so menschenerfüllten Saal ist es nichts Außerordentliches, daß Einer unwillkührlich den Andern anstößt."

„Herr v. Mergy, ich habe nicht die Ehre, genau von Euch gekannt zu seyn, aber Euer Bruder ist mir sehr befreundet und er kann Euch sagen, daß ich so viel möglich das göttliche Gebot der Versöhnlichkeit übe. Ich möchte Euch nicht in einen bösen Streit verflechten, aber zugleich halte ich es für meine Pflicht, Euch zu versichern, daß Comminges Euch nicht aus Versehen angestoßen hat. Er stieß Euch an, weil er Euch dadurch beleidigen wollte; und hätte er Euch auch nicht gestoßen, so hat er Euch beleidigt, denn, indem er den Handschuh der Turgis aufhob, hat er sich ein Euch zustehendes Recht angemaßt. Der Handschuh lag vor Euren Füßen, ergo hattet Ihr allein das Recht, ihn aufzuheben und zurückzugeben . . . doch, was brauche ich weiter? Wendet Euch um, und Ihr werdet am Ende der Gallerie Comminges sehen, wie er mit dem Finger auf Euch deutet und Eurer spottet."

Mergy drehte sich und bemerkte Comminges von fünf oder

sechs jungen Leuten umgeben, welchen er mit Lachen etwas erzählte, das sie neugierig anzuhören schienen. Nichts bewies, daß bei dieser Gruppe von ihm die Rede war; aber auf die Versicherung seines menschenfreundlichen Rathgebers fühlte Mergy einen heftigen Zorn in seinem Busen aufwallen.

„Ich will ihn nach der Jagd aufsuchen,“ sagte er, „und er soll mir Rede stehen . . .“

„Oh! schiebet nie einen guten Entschluß, wie dieser da, auf, außerdem sündiget Ihr weit weniger, wenn Ihr Euren Gegner gleich nach der Beleidigung fordert, als wenn Ihr es nach längerer Ueberlegung thätet. In einem Augenblick lebhafter Erregung bestellet Ihr, was nur eine verzeihliche Sünde ist, ein Duell, und wenn Ihr Euch hernach schlaget, so geschieht es nur, um einer größeren Sünde, der Nichthaltung Eures Wortes, auszuweichen. Doch ich vergesse, daß ich mit einem Protestanten rede. Wie dem sey, bestellet ihn sogleich, ich gehe hin, Euch mit einander zum Wort zu bringen.“

„Ich hoffe, daß er mir die gebührende Entschuldigung nicht verweigern wird.“

„Was das betrifft, mein Kamerad, so rechnet nicht darauf; Comminges hat niemals gesagt: ich hatte Unrecht. Im Uebrigen ist er ein sehr artiger Mann und wird Euch jede Genugthuung geben.“

Mergy bemühte sich, seine Bewegung zu unterdrücken und eine gleichgültige Miene anzunehmen.

„Wenn ich unverschämt behandelt worden bin,“ sagte er, „so muß ich Genugthuung haben; so oder so: ich werde sie zu fordern wissen.“

„Vortrefflich, mein Tapferer! mich entzückt Eure Kühnheit, denn Ihr wisset wohl, daß Comminges einer unserer besten Degen ist. Bei meinem Glauben! dieser Edelmann führt seine Waffen gut. Er hat zu Rom Unterricht bei Brambilla genommen und Petit-Jean will nicht mehr mit ihm stoßen.

So sprechend, betrachtete er aufmerksam das etwas blasse Gesicht Mergy's, welcher indeß mehr von der Beleidigung aufgeregt, als von deren Folgen erschreckt schien.

„Ich möchte gern Euer Secundant in dieser Sache werden; aber außerdem, daß ich morgen zum Nachtmahl gehe, bin ich mit Herrn v. Reincy verhängt, und kann den Degen nicht gegen einen andern führen."

„Ich danke Euch, mein Herr; wenn es so weit kommt, wird mir mein Bruder secundiren."

„Der Kapitän versteht sich vortrefflich auf dergleichen Dinge. Einstweilen will ich Comminges holen, daß Ihr Euch mit ihm erkläret."

Mergy verbeugte sich und sann, gegen die Mauer gewendet, über die Art, wie er die Forderung ausdrücken sollte, nach und legte sein Gesicht in die erforderlichen Falten.

Es gibt eine gewisse Grazie in der Ausforderung, die man, wie manche andere, erst durch die Uebung erwirbt. Unser Held war an seiner ersten Ehrensache, folglich fühlte er sich ein wenig verlegen. Aber in diesem Augenblick fürchtete er weniger einen Degenstoß zu empfangen, als etwas Unedelmännisches zu sagen. Kaum hatte er in seinem Kopf eine entschiedene und doch artige Redensart redigirt, als der Baron Vaudreuil durch die Berührung seines Armes ihm dieselbe aus dem Kopfe jagte.

Mit gezogenem Hut und sich unverschämt höflich verbeugend, fragte ihn Comminges mit einer Honigstimme: „Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?"

Der Zorn trieb dem Mergy das Blut in's Gesicht; er antwortete auf der Stelle und mit festerer Stimme, als er gehofft hatte: „Ihr habt Euch unverschämt gegen mich betragen, und ich fordere eine Genugthuung von Euch."

Vaudreuil nickte beifällig; Comminges richtete sich hoch auf, und sagte, die Faust in die Hüfte stemmend, eine in solchem Fall durchaus erforderliche Haltung, mit großer Wichtigkeit:

„Ihr betraget Euch als Forderer, mein Herr, und ich habe die Wahl der Waffen, in der Eigenschaft als Vertheidiger."

„Nennet die, welche Euch anstehen."

Comminges schien sich einen Augenblick zu besinnen.

„Der zweischneidige Haudegen," sagte er, „ist eine gute Waffe, aber die Wunden können entstellen, und in unserem Alter," fügte er lächelnd bei, „wünscht man nicht gerade, sich mit einer Narbe über die Nase seiner Geliebten vorzustellen. Das Floret macht nur ein kleines Loch, aber tief genug (und er lächelte wieder). Ich wähle also Stoß-Rappier und Dolch."

„Sehr wohl," antwortete Mergy, und wollte sich entfernen.

„Noch einen Augenblick," rief Vaudreuil, „Ihr vergesset das Stelldichein zu bestimmen."

„Im **Pré-aux-Clercs**," sagte Comminges „findet sich der ganze Hof; und wenn der Herr keinem andern Ort einen besondern Vorzug gibt" . . . .

„Im **Pré-aux-Clercs** also."

„Was die Stunde betrifft . . . so werde ich nicht vor acht Uhr aufstehen, aus mir bekannten Gründen. . . . Ihr begreifet mich. . . . Ich schlafe heute Nacht nicht zu Hause und kann erst gegen neun Uhr auf dem Platze seyn."

„Um neun Uhr denn!"

Als Mergy die Augen abwendete, bemerkte er sehr nahe neben sich die Gräfin Turgis, welche den Kapitän im Gespräche mit einer andern Dame verlassen hatte. Man kann sich denken, daß bei dem Anblick der schönen Urheberin dieser wüsten Geschichte unser Held seine Züge mit einer Verstärkung von kaltem Ernst und scheinbarem Gleichmuth bewaffnete.

„Seit einiger Zeit," bemerkte Vaudreuil, „ist es Mode sich in rothen Hosen zu schlagen. Wenn Ihr keine fertigen besitzet, so will ich Euch ein Paar bringen lassen. Man sieht das Blut nicht daran, und das ist geschmackvoller."

„Dies scheint mir eine Kinderei," antwortete Comminges.

Mergy lächelte ziemlich boshaft.

„Wohlan! meine Freunde," fuhr der Baron Vaudreuil, der in seinem Element zu seyn schien, fort, „jetzt handelt es sich nur noch um die Secundanten und Terzanten bei Eurer Bewegung."

„Der Herr ist erst seit Kurzem am Hofe," sagte Comminges, „und hätte vielleicht Mühe einen Terzanten zu finden, deshalb will ich, aus Artigkeit gegen ihn, mich mit einem Secundanten begnügen."

Mergy verzog mühsam seine Lippen zu einem Lächeln.

„Man kann unmöglich höflicher seyn," sagte der Baron. „Und es ist wahrhaftig eine Freude, mit einem so gefälligen Edelmann, wie Herr v. Comminges, zu thun zu haben."

„Da Ihr eines Stoßrappiers von der Länge des meinigen bedürfet," nahm Comminges wieder das Wort, „so empfehle ich Euch Laurent, zur goldenen Sonne, Straße de la Férronnerie; es ist der beste Waffenschmied in der Stadt. Saget ihm, daß ich Euch schicke, und er wird Euch gut versehen."

Mit diesen Worten wandte er sich von Mergy ab und begab sich mit großer Ruhe in die Mitte der jungen Leute zurück, die er verlassen hatte.

„Ich wünsche Euch Glück, Herr Bernhard," sagte Vaudreuil, „Ihr habt Eure Ausforderung gut vorgebracht. Wahrlich, sehr gut! Comminges ist nicht gewohnt, so mit sich reden zu hören. Man fürchtet ihn wie das Feuer, zumal, seit er den großen Canillac getödtet hat; denn was Saint-Michel betrifft, den er vor zwei Monaten lieferte, so brachte ihm das keine große Ehre. Saint-Michel gehörte nicht zu den Gewandten, während Canillac schon fünf bis sechs Edelleuten den Garaus gemacht hatte, ohne nur geritzt zu werden. Er hatte in Neapel unter Barelli studirt, und man behauptete, Lansac habe ihm sterbend das Geheimniß des Stoßes hinterlassen, womit er so viel Schaden angerichtet." — „Freilich," fuhr er, als spräche er mit sich selbst,

fort, „Canillac hatte die Kirche von Auxerre geplündert und die geweihten Hostien auf den Boden geworfen; kein Wunder, daß er so gestraft wurde.“

Mergy, den diese Details durchaus nicht ergötzten, hielt sich doch für verbunden, das Gespräch fortzusetzen, aus Furcht, es möchte ein für seinen Muth beleidigender Verdacht in Vaudreuil aufsteigen.

„Zum Glück,“ sagte er, „habe ich keine Kirche geplündert und nie in meinem Leben eine geweihte Hostie angetastet, also laufe ich eine Gefahr weniger.“

„Ich muß Euch noch einen Rath ertheilen. Wenn Ihr den Stahl mit Comminges kreuzet, so hütet Euch wohl vor einer seiner Finten, welche dem Hauptmann Tomaso das Leben gekostet hat. Er schrie, seine Degenspitze sey abgebrochen; fest parirte Tomaso einen Kopfhieb; aber der Degen des Comminges war unversehrt, denn er drang bis auf einen Schuh von dem Stichblatt in Tomaso's Brust, die dieser entblößte, da er sich keines Stoßes versah . . . doch Ihr bedient Euch des Florets, und dabei hat es weniger Gefahr.“

„Ich werde mein Bestes thun.“

„Noch eines! wählet einen Dolch mit starkem Korb; es ist wegen der Parade. Sehet da die Narbe an meiner linken Hand! das kommt davon, daß ich eines Tages ohne Dolch ausgieng. Der junge Tallard und ich geriethen in Streit, und aus Mangel an einem Dolch glaubte ich, meine linke Hand verlieren zu müssen.“

„Und er wurde verwundet?“ fragte Mergy zerstreut.

„Ich brachte ihn um, Dank einem Gelübde, das ich dem gnädigen Herrn St. Moritz, meinem Schutzpatron, that. Nehmet auch Linnen und Charpie zu Euch, das kann nicht schaden. Man wird nicht immer gleich mausetodt. Auch würdet Ihr wohlthun, Euren Degen während der Messe auf den Altar legen zu lassen . . . doch Ihr seyd Protestant . . . . Nun noch zu gu-

ter Letzt! Haltet nicht stolz darauf, nicht zu voltiren; im Gegentheil, macht ihn laufen; er ist engbrüstig, bringet ihn außer Athem, und wenn Ihr die Gelegenheit findet, so gebt ihm einen guten Stoß in die Brust, und Euer Mann ist fertig."

Er wäre noch lange mit dergleichen guten Rathschlägen fortgefahren, hätte nicht starker Hörnerschall verkündigt, daß der König im Begriff sey, auf's Pferd zu steigen. Die Zimmerthüre der Königin gieng auf, und Ihre Majestäten schritten im Jagdkleide auf das Portal zu.

Der Kapitän Georg, welcher eben seine Dame verließ, kam zu seinem Bruder zurück und sagte, ihm auf die Achsel klopfend, mit heiterer Miene: „Bei der Messe, Du bist ein glücklicher Tagdieb! seht mir einmal dieses hübsche Muttersöhnchen mit seinem Katzenschnurrbart an! er braucht sich nur zu zeigen, und gleich sind alle Damen toll auf ihn. Weißst Du, daß die schöne Gräfin mir eine Viertelstunde von Dir vorgeschwatzt hat? Auf, Muth gefaßt! während der Jagd galoppire immer ihr zur Seite und sey so galant, als Du kannst. Aber was Teufels hast Du? Man könnte Dich für krank halten; Du machst ein längeres Gesicht, als ein Pfarrer auf dem Scheiterhaufen. Donnerwetter! lustig! lustig!"

„Ich habe keine große Lust, auf die Jagd zu gehen!" . . . .

„Wenn Ihr von der Jagd wegbleibet," sagte leise der Baron Vaudreuil, „so wird Comminges glauben, Ihr fürchtet Euch."

„Wohlan denn!" sagte Mergy, mit der Hand über seine glühende Stirne fahrend. Er hielt es für besser, seinem Bruder erst nach der Jagd sein Abenteuer zu erzählen. Welche Schande, dachte er, wenn Frau v. Turgis glaubte, ich fürchte mich . . . wenn sie meinte, der Gedanke eines bevorstehenden Duells verhindere mich, das Vergnügen der Jagd zu genießen!

X.

Die Jagd.

Mercutio: Er bringt Euch einen seidenen Knopf unfehlbar um's Leben. Ein Raufer! ein Raufer! Ein Ritter vom ersten Range, der Euch alle Gründe eines Ehrenstreits an den Fingern herzuzählen weiß. Ach die göttliche Passade! die doppelte Finte! Der! —

Shakspeare, Romeo und Julie.

Eine große Anzahl reich gekleideter Damen und Edelleute auf prächtigen Pferden bewegte sich im Hofe des Schlosses hin und her. Hörnerschall, Hundegebell, laute Scherze der Cavaliere erregten ein für die Ohren des Jagdliebhabers köstliches Sausen und Brausen, das jedoch jedem andern menschlichen Ohr verwünscht seyn mußte.

Mechanisch folgte Mergy seinem Bruder in den Hof und befand sich, ohne zu wissen wie, neben der schönen Gräfin, welche schon maskirt einen schäumenden, die Erde stampfenden und in sein Gebiß knirschenden Andalusier bestiegen hatte; aber auf diesem Pferd, das die Aufmerksamkeit eines gewöhnlichen Reiters ganz in Anspruch genommen hätte, schien sie so behaglich und gleichgültig zu sitzen, wie auf dem Lehnstuhl ihres Zimmers. Der Kapitän näherte sich ihr unter dem Vorwand, die Gurte des Andalusiers fester zu binden.

„Hier ist mein Bruder," sagte er zu der Amazone halblaut, doch für Mergy verständlich. „Fahret freundlich mit dem armen Jungen; seit einem gewissen Tag, wo er Euch im Louvre gesehen, läßt er die Flügel hängen."

„Ich habe schon seinen Namen vergessen," antwortete sie ziemlich barsch, „wie heißt er?"

„Bernhard. Bemerket Ihr, gnädige Frau, daß seine Schärpe mit Euren Kleidern die gleiche Farbe hat?"

„Kann er reiten?"

„Ihr sollet selbst urtheilen."

Er grüßte sie und eilte einer Ehrendame der Königin nach, der er schon eine Zeit lang den Hof machte. Ueber den Sattelbogen vorgeneigt und der Dame Pferd am Zügel haltend, vergaß er bald seinen Bruder und dessen schöne und stolze Gefährtin.

„Ihr kennt also den Comminges, Herr Bernhard v. Mergy?" fragte Frau v. Turgis.

„Ich, gnädige Frau? . . . . sehr wenig," stammelte er.

„Aber Ihr sprachet ja so eben mit ihm?"

„Zum Erstenmal."

„Ich glaube errathen zu haben, was Ihr ihm sagtet." Und ihre Augen schienen unter der Maske bis in den innersten Grund von Mergy's Seele lesen zu wollen.

Eine Dame bemächtigte sich der Gräfin und unterbrach damit, zu Mergy's großer Genugthuung ein Gespräch, das ihn unendlich verlegen machte. Dessen ungeachtet fuhr er fort der Gräfin zu folgen, ohne zu wissen, warum; vielleicht hoffte er, damit dem Comminges, der ihn von Ferne beobachtete, einigermaßen wehe zu thun.

Man verließ das Schloß. Ein Hirsch wurde aufgebracht und warf sich tief in den Wald; der ganze Jagdzug stürzte ihm nach, und Mergy bemerkte nicht ohne Erstaunen die Geschicklichkeit der Frau v. Turgis in der Führung ihres Pferds und die Unerschrockenheit, womit sie über alle Hindernisse der zufälligen Bahn hinwegsetzte. Mergy verdankte es der Vortrefflichkeit seines Berber's, daß er nicht hinter ihr zurückblieb; aber es gereichte ihm zugleich zur äußersten Pein, daß der Graf v. Comminges, eben so gut beritten wie er, sie auch begleitete. Ja, trotz des windschnellen Galopps, trotz der ganz besonderen Aufmerksamkeit, die er der Jagd widmete, sprach er oft die Amazone an, während Mergy im Stillen seine Leichtigkeit, seine Sorglosigkeit und zumal das Talent bewunderte, womit er angenehme Nich-

tigkeiten vorbrachte, welche die Gräfin ergötzen mußten, wenn er sie nach der Rückwirkung des Unmuths, den er selbst darüber empfand, beurtheilte. Uebrigens fanden die beiden Nebenbuhler keinen Zaun zu hoch, keinen Graben zu breit, um davor anzuhalten, und riskirten zwanzigmal den Hals zu brechen.

Plötzlich ritt die Gräfin, von dem Jagdgefolge sich trennend, in eine Allee des Waldes, die mit dem Wege, den der König und sein Zug nahm, einen Winkel bildete.

„Was macht Ihr?" rief Comminges; „Ihr verirret! höret Ihr nicht nach dieser Seite hin die Hörner und Hunde?"

„Wohlan, so wählet Ihr die andere Allee; wer hält Euch zurück?"

Comminges antwortete nichts und folgte ihr. Mergy that das Gleiche; und als sie einige hundert Schritte in der Allee fortgetrabt waren, schlug die Gräfin einen langsamen Schritt ein. Comminges rechts und Mergy links thaten alsbald, wie sie.

„Ihr habet da ein gutes Schlachtroß, Herr v. Mergy," sagte Comminges, „man sieht keinen Tropfen Schweiß auf ihm."

„Es ist ein Berber, den ein Spanier meinem Bruder verkauft hat. Sehet da die Narbe eines Säbelhiebs, den es bei Moncontour erhalten hat."

„Seyd Ihr im Kriege gewesen?" fragte die Gräfin den Herrn v. Mergy.

„Nein, gnädige Frau."

„Also habt Ihr niemals eine Kugel empfangen?"

„Nein, gnädige Frau."

„Noch einen Säbelhieb?"

„Eben so wenig."

Mergy glaubte zu bemerken, daß sie lächelte. Comminges strich sich mit spöttischer Miene den Schnurrbart.

„Nichts steht einem jungen Edelmann besser," bemerkte er, „als eine schöne Wunde; was sagt Ihr dazu, gnädige Frau?"

„Ja, wenn sie gut erworben wurde."

„Was versteht Ihr darunter?"

„Ja, eine Wunde ist glorreich, wenn erworben auf dem Schlachtfelde; ganz anders verhält es sich mit Duellwunden: ich kenne nichts Verächtlicheres."

„Herr v. Mergy hat, wie ich voraussetze, mit Euch gesprochen, ehe man zu Pferd stieg?"

„Nein," sagte die Gräfin trocken.

Mergy leitete sein Pferd an Comminges' Seite:

„Mein Herr," sagte er leise zu ihm, „sobald wir die Jagd wieder eingeholt haben, können wir in ein dichtes Gebüsch treten, und da denke ich Euch zu beweisen, daß ich nichts thun würde, um Eurer Begegnung auszuweichen."

Comminges betrachtete ihn mit einer Miene, worin sich ein Gemisch von Mitleiden und Vergnügen malte.

„Nun gut denn," antwortete er, „ich will Euch gerne glauben; was aber den mir gemachten Vorschlag betrifft, so kann ich ihn nicht annehmen; wir sind keine Troßbuben, um uns ohne Zeugen zu schlagen; und mehrere Freunde, die dem Fest beiwohnen sollen, würden uns nie verzeihen, daß wir sie nicht erwartet hätten."

„Wie es Euch beliebt, mein Herr," sagte Mergy und sogleich war er wieder an der Seite der Frau v. Turgis, deren Pferd vor dem seinigen einige Schritte voraus hatte. Die Gräfin ritt mit zur Brust gesenktem Kopf und schien in ihre Gedanken versunken. So gelangten sie alle drei stillschweigend an einen Kreuzweg, der die Allee, durch die sie ritten, endigte.

„Hören wir nicht die Jagdhörner?" fragte Comminges.

„Mir scheint," sagte Mergy, „der Schall kommt aus diesem Gehege zu unserer Linken."

„Ja wahrhaftig, es ist das Horn, ich weiß es gewiß, und sogar ein Bologneser Horn. Verdamm' mich Gott, wenn es nicht das Horn meines Freundes Campignan ist! Ihr könnet Euch nicht vorstellen, Herr v. Mergy, wie sehr ein Horn von Bologna gegen diejenigen absticht, welche unsere elenden Pfuscher in Paris fabriziren."

„Dieses hier hört man weit.“

„Und welch ein Schall! wie nachhaltig! wenn die Hunde ihn hören, vergessen sie ein zehnstündiges Rennen. Wahrhaftig, man muß gestehen, nur in Italien und Flandern wird etwas Rechtes gemacht. Was denket Ihr von diesem Wallonen-Collet? Es sitzt gut als Jagdkleid; ich habe Jacken und verworrene Krausen auf den Ball: aber glaubet Ihr wohl, daß man dieses einfache Wamms da in Paris sticken könnte? Mit nichten. Ich lasse es von Breda kommen. Wünschet Ihr, daß ich Euch ein Gleiches durch einen meiner Freunde, der sich in Flandern befindet, bestelle..... doch.... (er unterbrach sich mit einer vollen Lache). Wie zerstreut ich bin! Mein Gott! Ich dachte nicht daran!“

Die Gräfin parirte ihr Pferd.

„Comminges, die Jagd ist vor uns, und nach dem Horn zu urtheilen, der Hirsch am Verenden!“

„Ich denke, Ihr habt recht, schöne Dame.“

„Und wollet Ihr dem Hallali nicht beiwohnen?“

„Ganz gewiß; sonst ist es um unsern Ruf als Jäger und Renner geschehen.“

„Wohlan! man muß eilen.“

„Ja, unsere Pferde haben jetzt ausgeruht. Wohlan, gebet das Zeichen, schöne Gräfin!“

„Ich meines Theils bin ermüdet, ich bleibe hier. Herr v. Mergy wird mir Gesellschaft leisten. Auf denn, setzet die Sporen ein!“

„Aber . . . . .“

„Aber muß ich es Euch zweimal sagen? Reitet weiter!“

Comminges blieb unbeweglich; die Röthe stieg ihm in's Gesicht, und er betrachtete nach einander Mergy und die Gräfin mit wüthender Miene.

„Die Frau Gräfin hat etwas unter vier Augen zu reden?“ sagte er mit bittrem Lächeln.

Die Gräfin streckte die Hand nach dem Gehege aus, woher das Horn erscholl und machte ihm mit der Fingerspitze eine sehr bezeichnende Geberde. Comminges jedoch schien noch nicht geneigt, seinem Nebenbuhler das Feld zu räumen. Da rief sie:

„Mir däucht, man muß sich deutlich bei Euch ausdrücken. Verlasset uns, Herr v. Comminges, Eure Gegenwart ist mir lästig. Versteht Ihr mich jetzt.“

„Vollkommen, Madame,“ antwortete er wüthend. Dann fügte er leiser bei: „was aber diesen schönen Schürzen-Liebling betrifft... so wird das Vergnügen mit ihm an hellem Tage ausgehen. Adieu, Herr v. Mergy, auf Wiedersehen! Die beiden letzten Worte sprach er mit besonderem Nachdruck aus; dann gab er beide Sporen und flog im Galopp davon.

Die Gräfin hielt ihr Pferd, das seinem Genossen folgen wollte, an, und ritt zuerst stumm in langsamem Schritt, von Zeit zu Zeit den Kopf erhebend und Mergy betrachtend, als wollte sie mit ihm reden, dann die Augen wieder abwendend, vor Verlegenheit, keinen passenden Anknüpfungspunkt finden zu können.

Mergy hielt es für seine Pflicht, anzufangen.

„Ich bin sehr stolz, gnädige Frau, auf den Vorzug, den Ihr mir gegönnt.“

„Herr Bernhard.... könnet Ihr fechten?“

„Ja, gnädige Frau,“ antwortete er erstaunt.

„Aber ich meine gut.... sehr gut?“

„Gut genug für einen Edelmann und ohne Zweifel schlecht für einen Fechtkumpan.“

„Aber in dem Lande, wo wir leben, sind die Edelleute geübter in den Waffen, als die Meister von Profession.“

„In der That, ich habe sagen hören, daß viele derselben in den Fechtsälen eine Zeit verlieren, die sie anderswo besser anwenden könnten.“

„Besser?“

„Ja gewiß. Ist es nicht besser gethan, sich mit den Damen

zu unterhalten," sagte er lächelnd, „als in einem Fechtsaal in Schweiß zu verfließen?"

„Antwortet mir, habt Ihr Euch oft geschlagen?"

„Gott sey Dank, niemals, gnädige Frau! Aber wozu diese Frage?"

„Merket Euch, zu Eurer Bildung, daß man nie eine Dame fragen darf, warum sie das oder das thut! Das ist wenigstens die Maxime wohlerzogener Edelleute."

„Ich werde mich darnach richten," sagte er leicht lächelnd, und sich auf den Hals seines Pferdes neigend.

„Dann aber .... wie werdet Ihr morgen Eure Sache machen?"

„Morgen?"

„Ja; spielt nicht den Erstaunten!"

„Gnädige Frau?" ....

„Antwortet mir, ich weiß Alles, antwortet mir!" rief sie, ihre Hand mit der Geberde einer Königin nach ihm ausstreckend. Ihre Fingerspitze streifte den Aermel Mergy's; es durchzuckte ihn fieberisch.

„Ich werde mein Bestes thun," erwiderte er endlich.

„Eure Antwort freut mich; sie zeugt weder von Angst noch von Prahlerei. Aber Ihr wisset, daß Ihr es gleich zum Anfang mit einem furchtbaren Mann zu thun habt?"

„In Gottes Namen! freilich werde ich sehr verlegen seyn, wie ich es gerade jetzt auch bin," fügte er lächelnd bei; „bisher habe ich immer nur Landmädchen gesehen, und befinde mich bei meinem ersten Auftreten am Hof unter vier Augen mit der schönsten Dame des französischen Hofes."

„Reden wir ernsthaft! Comminges ist der erste Degen dieses Hofs, unerschöpflich in Fintgriffen. Er ist der König der Raffinirten."

„So sagt man."

„Nun denn! seyd Ihr nicht unruhig?"

„Ich wiederhole, daß ich mein Bestes thun werde. Man muß nie verzweifeln mit einem guten Degen und zumal mit der Hülfe Gottes ...."

„Der Hülfe Gottes? ...." fiel sie mit verächtlichem Tone ein. „Seyd Ihr nicht Hugenott, Herr v. Mergy?"

„Allerdings, gnädige Frau," antwortete er mit ganzem Ernst, wie er immer that auf diese Frage.

„Folglich laufet Ihr mehr Gefahr, als ein Anderer?"

„Und warum?"

„Sein Leben ist nichts. Aber Ihr setzet mehr als Euer Leben aus — Eure Seele."

„Euer Urtheil, gnädige Frau, ist die Folge Eurer religiösen Ansichten; die meinigen gewähren mir mehr Zuversicht."

„Ihr seyd im Begriff, ein trauriges Spiel zu spielen. Ihr setzet die Ewigkeit auf einen Wurf, und alle Würfel stehen gegen Euch!"

„Das wäre jedenfalls nicht zu ändern: denn wenn ich morgen als Katholik stürbe, so führe ich mit einer Todsünde von hinnen."

„Darüber ließe sich viel reden und es ist ein großer Unterschied," rief sie aus, gereizt, daß ihr Mergy einen aus ihrem eigenen Glauben gezogenen Beweis entgegensetzte; „unsere Gelehrten werden Euch erklären ....."

„Oh! ganz gewiß, denn sie erklären Alles, gnädige Frau; sie nehmen sich die Freiheit heraus, die Schrift nach ihren Hirngespinnsten zu ändern. Zum Beispiel ....."

„Lassen wir das. Man kann keinen Augenblick mit einem Hugenotten reden, ohne daß er bei jeder Gelegenheit die heilige Schrift anführte."

„Weil wir sie lesen, während Eure Priester selbst sie nicht kennen. Doch von etwas Anderem. Glaubt Ihr, daß der Hirsch jetzt eingeholt ist?"

„Ihr haltet also fest an Eurer Religion?"

„Ihr fanget ja schon wieder an, gnädige Frau!“

„Haltet Ihr sie für gut?“

„Noch mehr, ich halte sie für die Beste, für die einzig gute; wo nicht, so würde ich ändern.“

„Auch hat Euer Bruder geändert.“

„Er hatte seine Gründe, katholisch zu werden; ich habe die meinigen, Protestant zu bleiben.“

„Sie sind alle verstockt und taub gegen die Stimme der Vernunft!“ rief sie zornig aus.

„Es wird morgen regnen,“ sagte Mergy den Himmel ansehend.

„Herr v. Mergy, die Freundschaft, die ich für Euren Bruder hege, und die große Gefahr, die Ihr laufet, flößen mir Interesse für Euch ein“ . . .

Er verneigte sich ehrerbietig.

„Ihr Ketzer glaubet wohl nicht an Reliquien?“

Er lächelte.

„Und Ihr glaubet Euch zu beschmutzen, wenn Ihr sie berührtet?“ fuhr sie fort. . . . . „ihr würdet euch weigern, eine solche zu tragen, wie es bei uns römischen Katholiken der Brauch ist?“

„Dieser Brauch scheint uns Andern wenigstens überflüssig.“

„Höret mich an! Einer meiner Vettern band einmal eine Reliquie um den Hals eines Jagdhundes; dann feuerte er in der Entfernung von zwölf Schritten eine Flinte voll Schrot auf ihn ab.“

„Und der Hund wurde getödtet?“

„Kein einziges Schrot traf ihn.“

„Das nenn' ich ein Wunder! Ich möchte wohl auch eine solche Reliquie haben.“

„Wirklich . . . . und Ihr würdet sie tragen?“

„Ohne Zweifel; da die Reliquie einen Hund schützte, so sollte sie noch weit mehr . . . . doch haltet, ist es auch gewiß, daß ein Ketzer so viel werth ist, als der Hund . . . versteht sich eines Katholiken?“

Ohne auf ihn zu hören, knüpfte Frau v. Turgis schnell

den Obertheil ihres knappen Leibchens auf und zog aus ihrem Busen ein kleines ganz flaches Käpselchen, was an einem schwarzen Bande hing.

„Da," sagte sie; „Ihr habt mir versprochen, es zu tragen. Ihr werdet mir es eines Tages zurückgeben."

„Wenn ich kann, sicherlich."

„Aber höret, Ihr werdet Sorge dafür tragen? .... nur keine Entweihung! Ihr werdet die höchste Sorge dafür tragen!"

„Es kommt von Euch, gnädige Frau."

Sie gab ihm die Reliquie, die er nahm und um seinen Hals hängte.

Ein Katholik hätte sich bei der Hand, die ihm diesen heiligen Talisman reichte, bedankt.

Mergy ergriff ihre Hand und wollte sie an seine Lippen führen.

„Nein, nein, es ist zu spät."

„Bedenket doch! vielleicht wird mir dieses Glück niemals zu Theil!"

„Ziehet meinen Handschuh ab!" sagte sie, ihm die Hand hinstreckend.

Indem er den Handschuh auszog, glaubte er einen leisen Druck zu fühlen. Er drückte einen feurigen Kuß auf diese schöne weiße Hand.

„Herr Bernhard," sagte die Gräfin mit bewegter Stimme, „werdet Ihr verstockt bleiben bis an's Ende, und gibt es kein Mittel Euch zu rühren? werdet Ihr Euch einmal mir zu Dank bekehren?"

„Was weiß ich?" antwortete er lachend; „bittet mich recht stark und recht lange. Das aber schwöre ich Euch, Niemand als Ihr wird mich bekehren."

„Saget mir aufrichtig .... wenn eine Frau .... hier .... die gewußt hätte ...." sie hielt inne.

„Die gewußt hätte? ...."

„Ja; daß .... die Liebe ..... vielleicht .... aber seyd aufrichtig! redet ernsthaft mit mir."

„Ernsthaft?“ fragte er und suchte sich ihrer Hand wieder zu bemächtigen.

„Ja. Wenn Ihr für eine Frau von einer andern Religion Liebe fühltet.... wäre es nicht möglich, daß... diese Liebe einen Glaubenswechsel bewirke?.... Gott bedient sich mancherlei Wege.“

„Und Ihr verlanget, daß ich Euch frei und ernsthaft antworte?“

„Ich fordere es.“

Mergy senkte den Kopf und zögerte mit der Antwort. Er besann sich auf eine Ausrede. Frau v. Turgis stellte ihm Dinge in Aussicht, die er gar nicht verwerfen mochte. Auf der andern Seite war dagegen sein provinzielles Gewissen entsetzlich zart. Man darf nicht vergessen, daß er erst ein paar Stunden am Hof war.

„Ich höre das Hallali,“ rief plötzlich die Gräfin, ohne diese schwierige Antwort abzuwarten. Sie gab ihrem Pferd einen Hieb mit der Reitpeitsche und flog augenblicklich davon; Mergy folgte ihr, ohne ferner einen Blick, ein Wort von ihr erhalten zu können.

Im Nu hatten sie die Jagd eingeholt.

Der Hirsch hatte sich zuerst in einen Weiher geworfen, aus dessen Schilf er mit Mühe heraus zu bringen gewesen. Mehrere Reiter waren abgesessen und hatten mit langen Stangen das arme Thier zum Fortrennen gezwungen. Aber das kalte Wasser hatte die schweißbedeckten Glieder desselben gelähmt. Es verließ keuchend, mit herausgereckter Zunge den Sumpf und machte nur noch unregelmäßige Sprünge. Die Hunde im Gegentheil waren um so hitziger geworden. Nicht weit von dem Weiher schien der Hirsch, im Gefühl der Unmöglichkeit, durch die Flucht zu entwischen, eine letzte Anstrengung zu machen und stellte sich, im Rücken durch eine dicke Eiche gedeckt, tapfer gegen die Hunde. Die ersten, welche angriffen, wurden mit heraushängenden Eingeweiden

in die Lüfte geschleudert. Ein Pferd und sein Reiter wurden gröblich auf den Grund gesetzt. Jetzt bildeten Menschen, Pferde und Hunde, gewitzigt, einen großen Kreis um den Hirsch, aber wagten es nicht, in den Bereich seiner drohenden Geweihe zu kommen.

Der König sprang behende aus dem Sattel, umgieng mit dem Jagdmesser in der Hand geschickt die Eiche und schnitt von hinten dem Hirsch die Kniekehle durch. Der Hirsch stieß ein klägliches Pfeifen aus und fiel sogleich. Augenblicklich warfen sich zwanzig Hunde auf ihn. An der Kehle, am Maul, am Lecker zugleich gefaßt, wurde er unbeweglich fest gehalten. Dicke Thränen flossen aus seinen Augen.

„Laßt die Damen herbei kommen!“ rief der König.

Die Damen traten heran; fast alle waren vom Pferde gestiegen.

„Da! Parpaillot (Hurensohn),“ sagte der König, das Messer dem Hirsch in die Brust stoßend, und drehte die Klinge in der Wunde, um sie zu vergrößern. Das Blut sprang in einem Strahl heraus und überströmte das Gesicht, die Hände und die Kleider des Königs.

Parpaillot war ein Ausdruck der Verachtung, womit die Katholiken oft die Kalvinisten bezeichneten. Dieses Wort und die Art seiner Anwendung mißfiel Mehreren, während es von Andern mit Beifallsbezeugungen aufgenommen wurde.

„Der König sieht aus wie ein Metzger,“ sagte ziemlich laut und mit einem Ausdruck von Eckel des Admirals Eidam, der junge Teligny.

Gutherzige Seelen, wie man sie besonders bei Hofe findet, verfehlten nicht, die Bemerkung dem Monarchen zu hinterbringen, welcher sie nicht vergaß.

Nachdem der Hof des anmuthigen Schauspiels, wie die Hunde des Hirsches Eingeweide auffraßen, genossen hatte, kehrte er nach Paris zurück.

Unterwegs erzählte Mergy seinem Bruder die Beleidigung, die er empfangen, und die alsbaldige Forderung, die er gemacht. Rath und Gegenvorstellungen waren unnütz, und der Kapitän versprach ihm, am andern Morgen sein Secundant zu seyn.

XI.

Der Raffinirte auf dem Pré=aux=Clercs.

Den letzten Hauch stößt Einer von uns aus,
Eh' Einen Zoll breit Feldes er dem Andern gönnt.
Das Duell von Stuart und Wharton.

Trotz der Ermüdung von der Jagd brachte Mergy einen großen Theil der Nacht schlaflos zu. Ein hitziges Fieber warf ihn in seinem Bett hin und her und stachelte seine Einbildungskraft zu verzweiflungsvoller Thätigkeit. Tausend Gedanken, die das der nächsten Zukunft angehörige Ereigniß nur wenig oder gar nicht berührten, belagerten und verwirrten sein Gehirn; manchmal stellte er sich vor, das Fieber, das er empfand, sey nur das Vorspiel einer schweren Krankheit, die sich in wenigen Stunden aussprechen und an sein Bett fesseln würde. Wie stünde es dann um seine Ehre? was würde die Welt sagen? was würden namentlich Frau v. Turgis und Comminges urtheilen? Er hätte viel darum gegeben, wenn er die anberaumte Stunde des Zweikampfs hätte beschleunigen können.

Glücklicherweise beruhigte sich bei Sonnenaufgang sein Blut und er dachte weniger bewegt an die Begegnung, welche statthaben sollte. Er zog sich gelassen an und verwendete sogar einige Sorgfalt auf seine Toilette. In wachem Traume sah er die schöne Gräfin auf den Kampfplatz eilen, ihn leicht verwundet finden und ohne ferneren Hehl ihrer Liebe mit eigenen

Händen verbinden. Die Glocke des Louvre, welche acht Uhr schlug, entriß ihn diesen Vorstellungen, und fast in dem gleichen Augenblick trat sein Bruder in sein Gemach.

Tiefe Traurigkeit prägte sich in seinem Antlitz aus, und man sah deutlich, daß er die Nacht nicht besser zugebracht hatte. Doch zwang er sich, eine gute Laune zu heucheln, und als er Mergy's Hand drückte, zu lächeln.

„Da ist Dein Rappier,“ sagte er zu ihm „und ein Dolch mit Korb, beide von Luno in Toledo; versuche, ob Dir die Schwere des Degens recht ist.“ Dabei warf er einen langen Stoßdegen und einen Dolch auf Mergy's Bett.

Mergy zog den Degen, bog ihn, betrachtete die Spitze und schien befriedigt. Dann zog der Dolch seine Aufmerksamkeit auf sich: der Korb war von außen mit einer Menge kleiner Löcher durchbohrt, welche die Spitze des feindlichen Degens aufzuhalten und so zu fassen bestimmt waren, daß sie nicht leicht wieder herausgezogen werden konnte.

„Mit so guten Waffen,“ sagte er, „denke ich mich vertheidigen zu können.“ Dann zeigte er die Reliquie, welche ihm Frau v. Turgis gegeben, und die er in seinem Busen verborgen hatte, und fügte lächelnd bei: „Und hier ist noch ein Talisman, der vor Degenstößen besser schützt, als ein Panzerhemd.“

„Und woher dies Spielzeug?“

„Rathe ein wenig!“ Und die Eitelkeit, als Liebling der Damen zu erscheinen, ließ ihn in diesem Augenblick sowohl Comminges, als den entblößt vor ihm liegenden Stoßdegen vergessen.

„Ich wette, diese tolle Gräfin hat es Dir gegeben! Der Teufel hole sie und ihre Büchse!“

„Weißst Du, daß es ein Talisman ist, den sie mir ausdrücklich dazu gegeben hat, daß er mir heute Dienste leiste?“

„Sie hätte besser gethan, sich in Handschuhen zu zeigen, statt ihre schöne weiße Hand zum Vorschein zu bringen!“

„Gott bewahre mich,“ sagte Mergy stark erröthend, „an solche papistische Reliquien zu glauben; aber wenn ich heute fallen soll, so muß sie erfahren, daß ich sterbend dieses Pfand auf meiner Brust hatte.“

„Welche Thorheit!“ rief der Kapitän mit Achselzucken.

„Da ist ein Brief für meine Mutter,“ sagte Mergy mit zitternder Stimme. Georg nahm ihn stumm, trat zu einem Tisch, schlug eine kleine Bibel auf und las, um sich eine festere Haltung zu geben, während sein Bruder, sich vollends anziehend, die Masse von Schleifen knüpfte, welche man damals an den Kleidern trug.

Auf der ersten Seite, die sich seinen Augen darbot, las er von der Hand seiner Mutter: „Am ersten Mai 1547 ist mein Sohn Bernhard geboren. Herr, leite ihn auf Deinen Wegen! Herr, bewahre ihn vor allem Uebel!“ Er biß sich heftig in die Lippe und warf das Buch auf den Tisch. Mergy, der seine Bewegung wahrnahm, glaubte, irgend ein gottloser Gedanke sey ihm durch den Kopf gefahren; mit ernster Miene nahm er die Bibel auf, steckte sie in ein gesticktes Futteral und schloß sie mit allen Zeichen hoher Verehrung in einen Schrank. „Es ist die Bibel meiner Mutter,“ sagte er.

Der Kapitän gieng, ohne ihm zu antworten, im Zimmer auf und ab.

„Wäre es nicht Zeit, aufzubrechen?“ fragte Mergy, seinen Degengurt schnallend.

„Noch nicht; wir haben Muße zum Frühstücken.“

Beide setzten sich vor einen mit allerlei Gerichten bedeckten Tisch, auf welchem auch ein großer silberner Weinkrug stand. Während des Essens erörterten sie weitläufig und mit scheinbarem Interesse die Vorzüge dieses Weins im Vergleich mit den andern im Keller des Kapitäns befindlichen. Jeder der Brüder bemühte sich offenbar, unter diesem geringfügigen Gespräch die wahren Gefühle seiner Seele vor dem Andern zu verbergen.

Der Kapitän erhob sich zuerst. „Aufgebrochen!“ sagte er mit rauher Stimme. Er drückte den Hut bis an die Augen ein und stürzte die Treppen hinab.

Sie stiegen in ein Boot und fuhren über die Seine. Der Fährmann, welcher aus ihrer Miene den Zweck der Fahrt errieth, stellte sich sehr emsig an; und während er mit Macht ruderte, erzählte er ihnen weitläufig, wie im vergangenen Monat zwei Edelleute, deren einer sich Graf v. Comminges genannt, ihn beehrt hätten, seinen Nachen zu miethen, um sich ungestört nach Belieben darin zu schlagen. Der Gegner des Herrn v. Comminges, dessen Namen er leider nicht habe erfahren können, sey durch und durch gestoßen worden und dann in den Fluß gestürzt, aus welchem er, der Schiffer, ihn nie hätte wieder herausziehen können.

Im Augenblick des Anlandens bemerkten sie ein Boot mit zwei Männern, das ein paar hundert Schritte weiter unten über den Fluß setzte. „Das sind unsere Leute,“ sagte der Kapitän, „bleibe hier!“ Damit eilte er dem Boot, welches Comminges und den Vicomte v. Béville trug, entgegen.

„Ah! da bist Du!“ rief letzterer. „Bist Du's oder Dein Bruder, den Comminges umbringen soll?“ Damit umarmte er ihn lachend.

Der Kapitän und Comminges grüßten sich ernsthaft.

„Mein Herr,“ sagte der Kapitän zu Comminges, so bald er sich aus Béville's Umarmungen gewunden hatte, „ich glaube, es ist meine Pflicht, noch einmal eine Anstrengung zur Verhinderung der traurigen Folgen eines Streites zu machen, der auf keinen die Ehre verletzenden Ursachen beruht; ich bin überzeugt, mein Freund (dabei deutete er auf Béville) wird sich mir in diesem Bemühen anschließen.“

Béville machte eine verneinende Geberde.

„Mein Bruder ist sehr jung,“ fuhr Georg fort, „ohne Ruf und Erfahrung in den Waffen; er muß sich folglich kitzlicher zeigen, als ein Anderer. Ihr, mein Herr, dagegen, Euer

Ruf ist gemacht, und Eure Ehre hat nur zu gewinnen, wenn Ihr die Gefälligkeit haben wollt, vor Herrn v. Beville und mir anzuerkennen, daß Ihr aus Versehen..."

Comminges unterbrach ihn mit schallendem Gelächter.

„Scherzet Ihr, mein theurer Kapitän? und glaubet Ihr, ich sey der Mann, der das Bett seines Liebchens in so früher Stunde verläßt... und über die Seine setzt, in keiner andern Absicht, als um einem Gelbschnabel Entschuldigungen zu machen?"

„Ihr vergeßt, mein Herr, daß die Person, von der Ihr redet, mein Bruder ist, und das heißt unverschämt..."

„Und wäre es Euer Vater, was liegt mir daran? Ich bekümmere mich wenig um die ganze Familie."

„Gut! mein Herr, und mit Eurer Erlaubniß werdet Ihr es mit der ganzen Familie zu thun haben. Da ich der Aeltere bin, so werdet Ihr, wenn's beliebt, mit mir anfangen."

„Verzeiht mir, Herr Kapitän; nach allen Regeln des Duells bin ich gehalten, mich mit derjenigen Person zu schlagen, die mich zuerst gefordert hat. Euer Bruder hat unveräußerliche Rechte der Priorität, wie man im Gerichtspalast sagt; bin ich mit ihm fertig, so stehe ich zu Euren Diensten."

„Das ist vollkommen richtig," rief Béville, „und ich meinerseits werde nicht dulden, daß es anders geschehe."

Mergy, erstaunt über die Länge der Unterredung, war langsam herzugetreten. Er kam gerade noch recht, um zu hören, wie sein Bruder den Comminges mit Beleidigungen überhäufte, ja sogar ihn einen Feigling schimpfte, während dieser mit unzerstörlicher Kaltblütigkeit antwortete: „Nach Eurem Herrn Bruder werde ich mich mit Euch beschäftigen."

Mergy faßte seinen Bruder am Arm: „Georg," sagte er, „dienst Du mir so? und wolltest Du, daß ich für Dich thäte, was Du für mich zu thun verlangst? Mein Herr," wandte er sich sofort an Comminges, „ich stehe zu Befehl, wir fangen an, wenn es Ihnen beliebt."

„Sogleich!“ erwiderte dieser.

„Das ist wacker, mein Freund,“ sagte Béville, Mergy's Hand drückend. „Wenn ich heute nicht den Kummer habe, Dich hier zu begraben, so wirst Du Deinen Weg machen, mein Junge.“

Comminges zog sein Wamms aus und öffnete seine Schuhbänder, um zu beweisen, daß es seine Absicht sey, keinen Schuh breit zu weichen. Das war Mode bei den Duellanten von Profession. Mergy und Béville thaten deßgleichen; nur der Kapitän hatte nicht einmal seinen Mantel abgeworfen.

„Was machst Du denn, Georg, mein Freund?“ sagte Béville; „weißst Du denn nicht, daß Du einen Gang mit mir thun sollst? Wir gehören nicht zu den Secundanten, die die Hände in den Schooß legen, wenn sich ihre Freunde schlagen, wir treiben es andalusisch.“

Der Kapitän zuckte die Achseln.

„Meinst Du, ich scherze? ich schwöre Dir bei meiner Ehre, daß Du Dich mit mir schlagen mußst. Hole mich der Teufel, wenn Du nicht losgehst!“

„Thor und Geck, der Du bist!“ sagte kalt der Kapitän.

„Alle Wetter! Du wirst mir Genugthuung geben für diese beiden Worte oder mich zu etwas zwingen ...“ Dabei faßte er seinen noch in der Scheide steckenden Degen, als wollte er Georg schlagen.

„Du willst,“ sagte der Kapitän, „so sey es denn!“ und sogleich war er in Hemdärmeln.

Mit besonderer Grazie schwang Comminges seinen Degen in die Luft und mit einem Zug flog die Scheide zwanzig Schritte weit weg. Béville wollte es ihm nachthun; aber die Scheide blieb auf halbem Weg an der Klinge, was zugleich für ungeschickt und eine schlimme Vorbedeutung galt. Die beiden Brüder zogen ihre Degen mit weniger Umständen, warfen aber die nur hinderlichen Scheiden gleichfalls weg. Jeder stellte sich

seinem Feind gegenüber, den entblößten Degen in der Rechten, den Dolch in der Linken. Die vier Eisen kreuzten sich in demselben Augenblick.

Georg legirte zuerst mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit die Klinge Béville's, welche zu Boden fiel, und setzte ihm die Spitze der seinigen auf die nackte Brust; aber statt zu stoßen, senkte er kaltblütig seine Waffe.

„Du bist mir nicht gleich an Gewandtheit, lassen wir es gut seyn; bringe mich nicht auf!"

Béville war erblaßt, als er den Degen Georg's so nahe an seinem Busen sah. Ziemlich verlegen reichte er ihm die Hand; beide legten ihre Degen bei Seite und dachten an nichts mehr, als die beiden Hauptpersonen dieser Scene zu betrachten.

Mergy war tapfer und hatte kaltes Blut. Er verstand sich ziemlich gut auf den Stoß und war an Körperstärke weit über Comminges, welcher zudem die Anstrengungen der vergangenen Nacht zu fühlen schien. Eine Zeit lang begnügte er sich mit äußerster Klugheit zu pariren, aus der Mensur brechend, wenn Comminges zu weit vordrang, und ihm immer seine Rappierklinge vor's Gesicht haltend, während er mit seinem Dolch sich die Brust deckte. Ein so unerwarteter Widerstand reizte Comminges. Man sah ihn erblassen. Bei einem so tapfern Mann war die Blässe nur das Zeichen eines übermäßigen Zorns. Mit Wuth verdoppelte er seine Angriffe. In einem Gang schnellte er mit großer Geschicklichkeit Mergy's Degen zur Seite und hätte ihn, durch einen gewaltigen Nachstoß, unfehlbar durch und durch gerannt, ohne einen Umstand, welcher schier ein Wunder war und den Stoß ablenkte: die Spitze des Rappiers begegnete der Reliquie von polirtem Gold, glitschte daran ab und nahm eine schräge Richtung. Statt in die Brust zu dringen, ritzte nur die Haut, nahm eine gleiche Richtung mit der Rippe und kam zwei Zoll von der ersten Wunde wieder heraus. Ehe noch Comminges seine Waffe zurückziehen konnte, stieß ihm Mergy

den Dolch in den Kopf mit solcher Heftigkeit, daß er selbst das Gleichgewicht verlor und zur Erde fiel. Comminges stürzte zu gleicher Zeit über ihn hin: einen Augenblick hielten die Secundanten Beide für todt.

Mergy stand bald wieder auf den Füßen und sein erstes war, seinen Degen, der ihm bei dem Sturze entfallen war, wieder aufzuheben. Comminges rührte sich nicht. Béville hob ihn in die Höhe. Sein Gesicht war mit Blut bedeckt, und als er es mit seinem Tuche abgewischt, sah er, daß der Dolch in das Auge gedrungen und sein Freund auf der Stelle gestorben war, da das Eisen ohne Zweifel bis tief in's Gehirn getroffen hatte.

Mergy sah mit stierem Auge den Leichnam an.

„Du bist verwundet, Bernhard," sagte der Kapitän zu ihm hineilend.

„Verwundet?" erwiderte Mergy, und bemerkte jetzt erst, daß sein Hemd voller Blut war.

„Es hat nichts zu bedeuten," sagte der Kapitän; „der Stoß gieng fehl." Er stillte das Blut mit seinem Taschentuch, und verlangte das von Béville, um den Verband zu vollenden. Béville ließ den Körper, den er hielt, auf das Gras fallen und gab sogleich sein Tuch und das des Comminges, welches er aus dessen Wamms nahm.

„Herr Gott! Freund, welch ein Dolchstoß! Ihr habt einen furchtbaren Arm! Mordelement! was werden die Raffinirten von Paris sagen, wenn ihnen aus der Provinz Eisenfresser von solchem Schlag zukommen? Sagt mir um's Himmelswillen, wie viel Duelle habt Ihr schon gehabt?"

„Ach!" antwortete Mergy, „das da ist das erste. Aber im Namen Gottes! Eilet Eurem Freund zu Hülfe."

„Zum Henker! so, wie Ihr ihn zugerichtet habt, bedarf er keiner Hülfe mehr; die Klinge gieng in's Gehirn und der Stoß saß so gut und fest, daß . . . Betrachtet seine Augbraue und seine

Wange, das Stichblatt des Dolchs hat sich darauf gedrückt, wie ein Siegel in das Wachs."

Mergy begann an allen Gliedern zu zittern, und dicke Thränen liefen eine um die andere über seine Wangen.

Béville hob den Dolch auf und betrachtete aufmerksam das Blut, das daran klebte. „Seht einmal, das ist ein Werkzeug, welchem der jüngere Bruder von Comminges eine prächtige Kerze schuldet. Diese schöne Klinge hier macht ihn zum Erben eines stolzen Vermögens."

„Gehen wir... führe mich weg von hier!" sagte Mergy mit erloschener Stimme, indem er den Arm seines Bruders faßte.

„Gräme Dich nicht zu sehr," sagte Georg, der ihm sein Wamms anziehen half. „Im Ganzen ist dieser Todte des Bedauerns nicht werth."

„Armer Comminges!" rief Béville aus. „Und sagen zu müssen, daß Du durch einen Jüngling fielst, der sich zum erstenmal schlägt, Du, der sich bei hundertmalen geschlagen hast! Armer Comminges!" Dieß war das Ende seines Leichensermons.

Als er einen letzten Blick auf seinen Freund warf, bemerkte Béville die Uhr des Gestorbenen, welche nach der damaligen Sitte an seinem Halse hieng.

„Meiner Treu!" rief er, „Du brauchst nicht mehr zu wissen, wie viel Uhr es jetzt ist. Er löste die Uhr ab und steckte sie in seine Tasche mit der Bemerkung, daß der Bruder des Comminges ohnehin reich genug sey und er ein Andenken von seinem Freunde behalten wolle.

Da die beiden Brüder wegzugehen im Begriff waren, rief er ihnen, indem er eiligst sein Wamms anlegte, zu: „wartet auf mich!... Ei! Herr v. Mergy, Ihr vergeßt ja Euren Dolch! Lasset ihn doch nicht verloren gehen!" Er wischte die Klinge mit dem Hemd des Todten ab und lief dem jungen Duellanten nach. „Tröstet Euch, mein Theurer," sagte er, zu ihm in das Schiff tretend. „Machet keine solche Armesünder-Miene. Glaubet mir,

statt Euch abzuhärmen, besuchet noch heute auf der Stelle Euer Liebchen und machet Eure Sache so gut, daß Ihr in neun Monden dem Staat einen Bürger zurückgeben könnt zum Ersatz für Den, dessen Ihr ihn heute beraubt habt. Auf diese Weise wird die Welt nichts durch Eure That verloren haben. Drauf und dran, Schiffer, rudere, als ob Du eine Pistole gewinnen wolltest! Seht dort Leute mit Hellebarden, die auf uns zukommen. Das sind die Herrn Sergenten vom Thurm von Nesle, und wir wollen nichts mit ihnen zu schaffen haben."

XII.

Weisse Magie.

„Heute Nacht habe ich von einem todten Fisch und zerbro-„chenen Eiern geträumt und habe von dem Herrn Anarar-„chus erfahren, daß die zerbrochenen Eier und der todte „Fisch Unglück bedeuten."

Molière.

Die mit Hellebarden bewaffneten Leute waren Soldaten von der Wache. Ein Posten derselben hielt sich immer in der Nähe des **Pré-aux-Clercs** auf, um im Stande zu seyn, sich in die Zwistigkeiten zu legen, welche gewöhnlich auf diesem klassischen Boden der Duelle ausgemacht werden. Ihrer Gewohnheit gemäß waren sie sehr langsam vorgerückt, so daß sie erst ankamen, als Alles vorbei war. Freilich waren ihre Versuche, den Frieden herzustellen, oft sehr schlecht aufgenommen worden; und mehr als einmal hatte man gesehen, wie erbitterte Gegner einen Kampf auf Leben und Tod unterbrachen, um als Bundesgenossen sich auf die Soldaten zu werfen, welche sie auseinander bringen wollten. Daher beschränkten sich die Funktionen dieser Wache auf Beistand für die Verwundeten oder Hinwegtragung

der Todten. Diesmal hatten die Bogenschützen nur die letztere Pflicht zu erfüllen, und entledigten sich derselben nach ihrem Brauch, d. h. nachdem sie sorgsamst die Taschen des unglücklichen Comminges geleert und sich in seine Kleider getheilt hatten.

„Mein theurer Freund," sagte Béville zu Mergy gewendet, „mein Rath ist, Euch so geheim als möglich zu Meister Ambrosius Paré tragen zu lassen, einem Hauptkerl in der Zusammennähung einer Wunde und Einrichtung einer gebrochenen Gliedmaaße. Obgleich ein Ketzer trotz Calvin selbst, steht er in solchem Rufe der Wissenschaft, daß die wärmsten Katholiken ihre Zuflucht zu ihm nehmen. Bis jetzt blieb die Marquise von Boissières die einzige, welche lieber muthig den Tod umarmte, als Leben einem Hugenotten verdankte. Darum wette ich zehn Pistolen, sie ist im Paradies."

„Die Wunde hat nichts zu bedeuten," sagte Georg, „in drei Tagen wird sie geschlossen seyn. Aber Comminges hat Verwandte in Paris, und ich fürchte, sie möchten sich seinen Tod allzusehr zu Herzen nehmen."

„Ei freilich! er hat eine Mutter, welche sich Anstands halber für verbunden halten wird, unsern Freund zu verfolgen. Bah! laß Dich von Herrn von Châtillon los bitten, der König wird Dich sogleich begnadigen: Das ist einem Manne wie Euer Admiral eine Kleinigkeit!"

„Ich wünschte, wenn es möglich wäre," sagte Mergy mit schwacher Stimme, „daß der Herr Admiral nichts von dem Vorgang erführe."

„Warum doch? glaubet Ihr, der alte Graubart werde sich ärgern, wenn er erfährt, auf welche großartige Weise ein Protestant einen Katholiken abgefertigt hat?"

Mergy antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

„Comminges war bekannt genug bei Hofe," sagte der Kapitän, „als daß sein Tod nicht Lärm erregen sollte. Aber Du hast Deine Pflicht als Edelmann gethan, und an alledem ist nur

Ehrenvolles für Dich. Lange schon habe ich dem alten Châtillon keinen Besuch mehr gemacht, und das ist eine gute Gelegenheit, die Bekanntschaft wieder mit ihm anzuknüpfen."

„Da es immer unangenehm ist, auch nur einige Stunden unter Schloß und Riegel zuzubringen," nahm Béville wieder das Wort, „so werde ich Deinen Bruder in ein Haus führen, wo man nicht daran denkt, ihn zu suchen. Er wird dort vollkommen unbelästigt seyn bis seine Sache im Reinen ist; denn ich weiß nicht, ob er in seiner Eigenschaft als Ketzer in einem Kloster aufgenommen werden könnte."

„Ich danke für Euer Anerbieten, mein Herr," sagte Mergy; „aber ich kann es nicht annehmen. Ich könnte Euch dadurch in Verlegenheit setzen."

„Nicht im Geringsten, mein Theuerster, und zudem muß man denn nicht auch etwas für seine Freunde thun? Das Haus, worin ich Euch aufbewahren werde, gehört einem meiner Vettern, welcher für den Augenblick nicht in Paris ist. Es steht zu meiner Verfügung. Es ist sogar Jemand darin, dem ich es zu bewohnen erlaubt habe und der Euch verpflegen wird: nämlich ein altes, der Jugend sehr nützliches und mir ganz ergebenes Mütterchen. Sie ist in der Arzneikunst, Zauberei und Sterndeuterei bewandert. Was d i e nicht Alles weiß! aber ihr schönstes Talent ist das einer Gelegenheitsmacherin. Das Donnerwetter soll mich erschlagen, wenn sie auf mein Verlangen nicht der Königin selbst einen Liebesbrief übergäbe!"

„Gut denn," sagte der Kapitän, „wir werden ihn in dieses Haus führen, sobald Meister Ambrosius den ersten Verband angelegt hat."

Dies abgemacht, landeten sie auf dem rechten Ufer. Nachdem sie Mergy nicht ohne etwelche Mühe auf ein Pferd geladen, geleiteten sie ihn zu dem berühmten Wundarzt, und von da in ein vereinzeltes Haus der Vorstadt Saint-Antoine, wo sie ihn erst

Abends in einem guten Bett und der Sorgfalt der Alten überantwortet verließen.

Wenn man einen Menschen umgebracht hat, und dieser Mensch der erste ist, den man umbringt, so wird man eine Zeit lang, besonders bei anbrechender Nacht, durch die Erinnerung und das Bild der letzten Zuckungen desselben gefoltert. Der Kopf ist von so schwarzen Vorstellungen umlagert, daß man nur mit großer Mühe selbst an der einfachsten Unterhaltung Theil nehmen kann; diese ermüdet und langweilt; andrerseits aber hat man Furcht vor der Einsamkeit, weil sie jenen niederdrückenden Gedanken größeren Nachdruck verleiht. Daher brachte Mergy, trotz der häufigen Besuche Béville's und des Kapitäns, die ersten Tage nach seinem Duell in unendlicher Traurigkeit zu. Ein ziemlich starkes, von seiner Wunde herrührendes Fieber beraubte ihn des Schlafs und dann war er am allerunglücklichsten. Nur die Vorstellung, daß die Frau v. Turgis an ihn denke und seinen Muth bewundert habe, tröstete ihn ein wenig, ohne ihn jedoch zu beruhigen. — Einmal in einer Julinacht wollte er fast ersticken vor Hitze, sein Zimmer verlassen, um sich zu ergehen und die erfrischende Luft des mit Bäumen besetzten Gartens, in welchem das Haus lag, einzuathmen. Er warf einen Mantel über und gieng an die Thüre; aber er fand dieselbe mit einem Schlüssel von Außen verschlossen. Er erklärte sich die Sache durch einen Mißgriff der ihn bedienenden Alten; und da sie weit entfernt von ihm lag, auch um diese Stunde ohne Zweifel tief eingeschlafen seyn mußte, so hielt er es für unnütz, sie zu rufen. Ueberdieß stand sein Fenster nicht hoch, und der Boden unten war kaum erst aufgelockert worden, also weich. Im Nu befand er sich in dem Garten. Der Himmel war umwölkt; nicht ein Stern zeigte seine Nasenspitze, und seltene Windstöße bewegten nur von Zeit zu Zeit, wiewohl mühsam, die schwüle und dumpfe Atmosphäre. Es mochte ungefähr zwei Uhr Morgens seyn, und rings umher herrschte die tiefste Stille.

In seine Träumereien versunken, gieng Mergy eine gute Weile auf und ab. Plötzlich wurde er durch einen Schlag an die Thüre von der Straße her in seinem Dahinbrüten unterbrochen. Es war ein schwaches und geheimnißvolles Klopfen, da die anklopfende Person offenbar darauf zählte, daß Jemand in der Absicht zu öffnen lausche. Ein Besuch, zu solcher Stunde, in einem einsam stehenden Hause, konnte mit Recht überraschen. Mergy hielt sich unbeweglich an einem düstern Platz des Gartens, wo er ungesehen alles beobachten konnte. Augenblicklich trat ein Weib, ohne Zweifel die Alte, aus dem Hause mit einer Blendlaterne in der Hand; sie öffnete, und Jemand in einem großen schwarzen Mantel mit Kaputze trat ein.

Bernhard's Neugierde war auf's Aeußerste gespannt. Wuchs und, so viel er urtheilen konnte, Kleider der neuangekommenen Person verriethen eine Frau. Die Alte grüßte sie mit allen Zeichen tiefer Hochachtung, während die Dame im schwarzen Mantel ihr kaum ein wenig mit dem Kopfe zunickte. Dagegen legte sie ihr etwas in die Hand, das die Alte mit großem Vergnügen anzunehmen schien. Aus einem hellen und metallischen Ton, sowie aus dem Eifer der Alten sich auf die Erde zu bücken und zu suchen, schloß Mergy, daß sie Geld empfangen hatte. Beide Frauen schlugen den Weg nach dem Garten ein, die Alte voraus, mit verborgener Laterne. Im Grunde des Gartens befand sich eine Art grünes Kabinet, von kreisförmig gesetzten Linden und dichten Hagebuchengesträuche, das statt einer Mauer gelten konnte, gebildet. Zwei Eingänge oder Thore führten in diese Laube, in deren Mitte eine kleine Steintafel stand. Die Alte und die Vermummte traten hinein. Mergy, den Athem an sich haltend, stahl sich mit Katzentritten ihnen nach und stellte sich hinter die Hecke, um gut hören und soviel sehen zu können, als das schwache Licht, welches die Scene erleuchtete, gestattete.

Die Alte begann damit, daß sie etwas anzündete, welches sogleich in einem mitten auf dem Tische stehenden Tiegel brannte

und ein blaßbläuliches Licht verbreitete, wie Weingeist mit Salz vermischt. Hierauf löschte oder barg sie ihre Laterne, so daß Mergy bei dem glimmenden Lichte aus dem Tiegel nur mit Mühe die Züge der Fremden hätte erkennen können, wären sie auch nicht unter Schleier und Kapuze verborgen gewesen. Wuchs und Haltung der Alten hätte er wohl zu unterscheiden vermocht, nur bemerkte er, daß ihr Gesicht mit einer dunklen Farbe angestrichen war, durch welche sie unter ihrer weißen Haube wie eine Statue von Bronze aussah. Der Tisch war mit seltsamen Gegenständen, die seinem Auge nur mühsam sich darstellten, bedeckt. Sie schienen in eine bizarre Ordnung gelegt, und er glaubte, Früchte, Gebeine und blutige Linnenfetzen zu unterscheiden. Eine kleine, ohne Zweifel wächserne, höchstens einen Fuß hohe Mannsgestalt lag auf diesen eckligen Lacken.

„Wohlan! Camilla,“ sagte die verhüllte Dame mit leiser Stimme, „er befindet sich besser, behauptest Du?“

Diese Stimme zuckte dem Mergy Mark und Bein.

„Dank unserer Kunst, gnädige Frau, ein wenig besser. Indeß wurde es mir schwer, mit diesen Fetzen und dem wenigen Blut auf diesem Verbandzeug Bedeutendes zu leisten.“

„Und was sagt Meister Ambrosius Paré?“

„Er, dieser Nichtswisser? was liegt daran, was der sagt? Ich versichere Euch, die Wunde ist tief, gefährlich, entsetzlich und nur mit den Heilmitteln der magischen Sympathie kann sie heilen; aber man muß den Erd- und Luftgeistern oftmals opfern.... und um zu opfern“ . . .

Die Dame begriff sogleich. — „Wenn er geheilt wird,“ sagte sie, „so sollst Du das Doppelte von dem haben, was ich Dir eben gegeben.“

„Heget gute Hoffnung und rechnet auf mich.“

„Ach! Camilla, wenn er stürbe!“

„Gebet Euch zufrieden! die Geister sind gnädig. Die Ge-

stirne beschützen uns und das letzte Opfer des schwarzen Widders hat den Andern günstig gestimmt."

„Ich bringe Dir, was ich mir mit vieler Mühe verschaffen konnte. Ich ließ es einem der Bogenschützen, die den Leichnam plünderten, abkaufen." Sie zog etwas unter ihrem Mantel hervor und Mergy sah eine Degenspitze blinken. Die Alte nahm sie und brachte sie prüfend der Flamme näher.

„Gott sey Dank, die Klinge ist blutig und rostig! Ja, sein Blut ist wie das des Basilisken, es hinterläßt auf dem Stahl eine unauslöschliche Spur. Sie betrachtete die Klinge, und die verhüllte Dame befand sich sichtbar in außerordentlicher Aufregung."

„Sieh, Camilla, wie nahe das Blut am Heft ist. Dieser Stoß ist vielleicht tödtlich."

„Dies Blut ist kein Herzblut; er wird genesen."

„Er wird genesen?"

„Ja, aber um von einer unheilbaren Krankheit befallen zu werden."

„Welcher Krankheit?"

„Der Liebe!"

„Ach! Camilla, redest Du wahr?"

„Ei! wann habe ich etwas anderes geredet? Wann sind meine Weissagungen nicht eingetroffen? Habe ich Euch nicht vorausgesagt, daß er siegreich aus dem Zweikampfe hervorgehen würde? Habe ich Euch nicht verkündet, daß die Geister für ihn streiten werden? Habe ich nicht auf dem Platz, wo er sich schlagen sollte, eine schwarze Henne und einen von Priesterhand geweihten Degen eingescharrt?"

„Wahr!"

„Ihr selbst, habt Ihr das Bildniß seines Gegners nicht durch's Herz gestochen, und so die Stöße des Mannes geleitet, für den ich meine Wissenschaft anwendete?"

„Ja, Camilla, ich habe dem Bild des Comminges das

Herz durchstoßen; aber man sagt, er sey an einem Stich durch den Kopf gestorben."

„Freilich, der Stahl hat seinen Kopf getroffen; aber wenn er starb, starb er dann nicht daran, daß ihm das Blut im Herzen gerann?"

Die verhüllte Dame schien durch die Kraft dieses Beweises völlig überwunden. Sie schwieg. Die Alte benetzte mit Oel und Balsam die Degenklinge und umwickelte sie sorgfältigst mit Bändern.

„Sehet, gnädige Frau, dieses Scorpionsöl, womit ich diesen Degen reibe, träufelt durch sympathetische Kraft in die Wunde dieses jungen Mannes. Er empfindet die Wirkungen dieses afrikanischen Balsams, gleich als ob ich denselben in seine Wunde brächte; und wenn es mir einfiele, die Degenspitze im Feuer zu glühen, so würde der arme Kranke ebensoviel Schmerz fühlen, als ob er lebendig verbrannt würde."

„Oh! hüte Dich wohl!"

„Eines Tages saß ich am Heerde und rieb einen Degen emsig mit Balsam ein, um einen jungen Edelmann zu heilen, dem derselbe zwei entsetzliche Wunden an dem Kopf angeschlagen hatte. Ich schlief ein über der Arbeit. Plötzlich klopfte der Bediente des Kranken an meine Thüre; er sagte mir, sein Herr leide Höllenpein, und sey im Augenblick, wo er ihn verlassen, wie auf einem glühenden Rost gelegen. Wisset Ihr, was geschehen war? Der Degen war durch meine Nachlässigkeit ausgeglitscht und die Klinge lag in diesem Augenblick auf den Kohlen. Ich nahm sie augenblicklich weg und sagte dem Bedienten, daß bei seiner Rückkehr sein Herr sich ganz wohl befinden werde. In der That tauchte ich den Degen sogleich in ein über einige Kräuter abgezogenes kaltes Wasser und gieng, meinen Kranken zu besuchen. Als ich eintrat, sagte er zu mir: Ach! meine gute Camilla, wie wohl ist mir in diesem Augenblick! mir däucht ich sey in

einem Bade frischen Wassers, während ich eben, gleich dem heiligen Laurentius, auf dem Roste lag!“

Damit vollendete sie den Verband des Degens und sagte mit befriedigter Miene: „Jetzt ist's gut. Nun bin ich seiner Heilung versichert. Und Ihr könnet nun gleich die letzte Ceremonie vornehmen. Sie warf ein paar Finger voll wohlriechenden Pulvers auf die Flamme und sprach barbarische Worte aus, indem sie fortwährend Kreuze schlug. Sodann nahm die Dame das Wachsbild mit zitternder Hand, hielt es über den Tiegel und sprach mit bewegter Stimme die Worte: Gleichwie dieses Wachs weich wird und an der Flamme dieses Tiegels vergeht, also, o Bernhard Mergy, müsse Dein Herz weich werden und in Liebe für mich entbrennen!“

„Gut,“ flüsterte die Zauberin, — „nehmet jetzt eine grüne, um Mitternacht nach den Regeln der Kunst gegossene Kerze. Morgen zündet sie am Altar der heiligen Jungfrau an.“

„Ich werde es thun; aber trotz aller Deiner Versprechungen bin ich entsetzlich beunruhigt. Gestern träumte mir, er sey gestorben.“

„Laget Ihr auf der rechten oder auf der linken Seite?“

„Auf... auf welcher Seite hat man wahrhafte Träume?“

„Saget mir zuvor, auf welcher Seite Ihr schlafet. Ich sehe, Ihr möchtet Euch selbst gerne etwas vormachen.“

„Ich schlafe immer auf der rechten Seite.“

„So seyd ruhig, Euer Traum verkündet nur ganz glückliche Dinge.“

„Das gebe der Himmel!... aber er erschien mir blaß, blutend in ein Leichentuch gehüllt.“

So sprechend wendete sie den Kopf und sah Mergy aufrecht unter einem der Eingänge in die Laube stehen. Die Ueberraschung preßte ihr einen so durchdringenden Schrei aus, daß Mergy selbst erstarrte. Die Alte stieß, sey es aus Absicht oder Versehen, den Tiegel um und augenblicklich wirbelte ein Feuerglanz

bis zum Gipfel der Linden empor, der den Mergy einige Augenblicke verblendete. Die beiden Frauen waren auf der Stelle durch den andern Eingang entflohen. Sobald Mergy die Oeffnung des Geheges unterscheiden konnte, eilte er ihnen nach; aber schier wäre er gleich bei den ersten Schritten gefallen, da sich etwas zwischen seine Füße verwickelte. Er fand, daß dieß der Degen war, dem er seine Heilung verdankte. Durch Wegräumung desselben verlor er einige Zeit und seinen Weg; und eben, als er in der breiten und geraden Allee ankam und nun bestimmt ohne Hinderniß die Flüchtigen zu haschen hoffte, hörte er die Thüre nach der Straße sich wieder zuschließen. Sie waren entwischt.

Etwas ärgerlich, daß ihm eine so schöne Beute entgangen, erreichte er tastend sein Zimmer wieder und warf sich auf's Bett. Alle traurigen Gedanken waren aus seinem Geiste verbannt, und die Gewissensbisse, wenn er welche hatte, oder die Besorgnisse, die ihm seine Lage einflößen konnte, waren wie weggezaubert. Er dachte an nichts mehr, als an das Glück, die schönste Dame von Paris zu lieben und von ihr geliebt zu werden; denn kein Zweifel, Frau v. Turgis war die verhüllte Dame. Kurz vor Sonnenaufgang schlief er ein und erwachte erst wieder, als es schon mehrere Stunden heller Tag war. Auf seinem Kopfkissen fand er ein versiegeltes Billet, von dem er nicht wußte, wie es hieher gekommen. Er öffnete es und las: „Ritter, die Ehre einer Dame hängt von Eurer Discretion ab."

Gleich darauf trat die Alte mit einer Bouillon ein. Sie trug an diesem Tage wider ihre Gewohnheit einen dickkörnigen Rosenkranz an ihrem Gürtel. Ihre sorgsam gewaschene Haut glich durchaus nicht mehr dem Bronze, wohl aber einem vergelbten Pergament. Sie wandelte mit langsamen Schritten und gesenkten Augen, gleich einer Person, welche fürchtet, der Anblick irdischer Dinge möchte sie in ihren himmlischen Betrachtungen stören.

Mergy hielt es für zweckdienlich, um die Tugend, welche ihm das geheimnißvolle Billet anempfahl, desto verdienstlicher auszuüben, vor allem sich gründlich von dem zu unterrichten, was er aller Welt verschweigen sollte. Mit dem Bouillon in der Hand, und ehe noch die alte Marthe die Thüre gewinnen konnte, fragte er:

„Ihr hattet mir nicht gesagt, daß Ihr Camilla heißet.“

„Camilla? ... ich heiße Martha, mein guter Herr ... Martha Micheli,“ sagte die Alte, indem sie sich sehr erstaunt über seine Frage stellte.

„Gut! es sey; von den Menschen lasset Ihr Euch Martha nennen; aber nur unter dem Namen Camilla kennen Euch die Geister.“

„Die Geister? ... Süßer Jesu! was wollet Ihr sagen?“ Dabei schlug sie ein großes Kreuz.

„Macht's kurz, keine Winkelzüge mit mir! ich werde Niemand etwas sagen und alles bleibt unter uns Beiden. Wer ist die Dame, die so großes Interesse an meiner Gesundheit nimmt?“

„Die Dame, die? ...“

„Macht's kurz, schwatzt mir nicht immer nach und redet offen. Auf Edelmannswort! ich werde Euch nicht verrathen.“

„Wahrhaftig, mein guter Herr, ich weiß nicht, was Ihr meinet.“

Mergy konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er sie eine erstaunte Miene annehmen und die Hand auf's Herz legen sah. Er zog ein Goldstück aus seiner über dem Kissen des Betts hängenden Börse und bot es der Alten.

„Kommt, gute Camilla, Ihr gebet Euch so viel Mühe um mich und lasset es Euch so sauer werden, die Degen mit Scorpionbalsam zu reiben, einzig und allein, damit ich geheilt werde, daß ich Euch in der That schon lange etwas schuldig gewesen wäre.“

„Ach! mein edler Herr, wahrlich! wahrlich! ich verstehe nichts, was Ihr da sagt."

„Zum Henker! Martha, oder vielmehr Camilla, bringt mich nicht auf und antwortet. Wer ist die Dame, für welche Ihr in der vergangenen Nacht die ganze schöne Hexerei aufgespielt habt?"

„O Du mein süßer Heiland! Er wird zornig ... hat er vielleicht das Delirium?"

Mergy ergriff in seinem Aerger das Kissen und warf es ihr an den Kopf. Die Alte legte es mit Unterwürfigkeit auf das Bett zurück, hob den Goldthaler auf, der zu Boden gefallen war; und da in diesem Augenblick der Kapitän eintrat, so wurde sie der Furcht vor einer Befragung quitt, welche unangenehm für sie hätte endigen können.

XIII.

Die Verläumdung.

Georg war am Morgen desselbigen Tages zu dem Admiral gegangen, um mit ihm über die Lage seines Bruders zu reden. In zwei Worten hatte er ihm das Abenteuer erzählt.

Der Admiral zerknirschte beim Zuhören zwischen seinen Zähnen den Zahnstocher, den er im Munde hatte; das war bei ihm ein Zeichen schlechter Laune.

„Ich kenne die Geschichte bereits," sprach er, „und erstaune, daß Ihr mich unterhieltet, denn sie ist ziemlich herum."

„Wenn ich Euch damit belästige, Herr Admiral, so ermuthigt mich dazu das Interesse, dessen Ihr unsere Familie für würdig achtet, und ich wage zu hoffen, daß Ihr den König zu Gunsten meines Bruders anflehen möget. Euer Kredit bei Sr. Majestät ..."

„Mein Kredit, wenn ich welchen habe,“ unterbrach ihn lebhaft der Admiral, „mein Kredit hängt daran, daß ich stets nur gerechte Bitten Sr. Majestät vorlege.“ Bei diesem Titel lüftete er ehrerbietig den Hut.

„Der Umstand, der meinen Bruder zu Eurer Güte Zuflucht zu nehmen zwingt, ist unglücklicherweise heut zu Tage etwas ganz Gewöhnliches. Der König hat verflossenes Jahr mehr als fünfzehnhundert Begnadigungsbriefe unterzeichnet und Bernhard's Gegner selbst wurde oft durch dieselben straflos gestellt.“

„Euer Bruder war der angreifende Theil. Vielleicht, und ich wünschte dem wäre so, hat er nur abscheuliche Rathschläge befolgt.“

Bei diesen Worten fixirte er den Kapitän.

„Ich habe einige Anstrengungen gemacht, um die blutigen Folgen des Streites zu verhindern; aber Ihr wisset, daß Herr v. Comminges nicht gewillt war, jemals eine andere Genugthuung als die mit der Degenspitze zu geben. Die Ehre eines Edelmannes und die Meinung der Damen haben...“

„Ha! diese Sprache führet Ihr von dem jungen Menschen? ohne Zweifel heget Ihr die Absicht, einen Raffinirten aus ihm zu machen? Oh, wie würde sein Vater seufzen, wenn er erführe, wie sein Sohn seine Rathschläge verachtet! Großer Gott, kaum sind zwei Jahre seit der Erlöschung der Bürgerkriege verflossen und schon haben sie die Ströme Blutes, die sie vergossen, vergessen. Und nicht genug damit: sie treiben es so weit, daß jeden Tag Franzosen von Franzosen erwürgt werden!“

„Hätte ich gewußt, gnädiger Herr, daß meine Bitte Euch so unangenehm wäre...“

„Höret, Herr v. Mergy, ich könnte meinen Gefühlen als Christ Gewalt anthun und die Herausforderung Eures Bruders entschuldigen; aber sein Betragen bei dem Duell, das jener folgte, war, nach der allgemeinen Sage, nicht...“

„Was sagt Ihr da, Herr Admiral?“

„Daß der Zweikampf nicht in redlicher Weise und wie es bei französischen Edelleuten üblich ist, Statt gefunden habe.“

„Und wer wagte eine so schamlose Verläumdung zu verbreiten?“ rief Georg, mit wuthfunkelnden Augen.

„Beruhigt Euch. Ihr werdet kein Cartell schicken können, denn man schlägt sich noch nicht mit Weibern ... Comminges' Mutter hat dem König Details angegeben, welche nicht zur Ehre Eures Bruders gereichen. Daraus erklärt sich auch, wie ein so gefährlicher Raufbold so leicht unter den Streichen eines Kindes erlag, das kaum die Pagenjacke ausgezogen.“

„Der Schmerz einer Mutter ist so groß und so gerecht! darf man erstaunen, daß ihre Thränengebadeten Augen die Wahrheit nicht sehen können? Ich schmeichle mir, Herr Admiral, daß Ihr meinen Bruder nicht nach der Erzählung der Frau v. Comminges beurtheilen werdet.“

Coligny schien zu schwanken, und seine Stimme verlor ein wenig von ihrer bittern Ironie.

„Ihr könnet indeß nicht läugnen, daß Béville, der Secundant von Comminges, Euer intimer Freund war?“

„Ich kenne ihn schon lange und bin ihm sogar zu Dank verpflichtet. Aber Comminges war eben so vertraut mit ihm. Außerdem hat Comminges ihn zum Secundanten gewählt. Jedenfalls schützen Béville seine Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit vor der Anschuldigung eines Mangels an Loyalität.“

Der Admiral verzog den Mund mit einer Miene tiefer Verachtung.

„Die Ehrenhaftigkeit eines Béville?“ wiederholte er achselzuckend: „einen Atheist! eines in Völlerei versunkenen Menschen!“

„Aber Béville ist ein Ehrenmann,“ rief der Kapitän mit Nachdruck. „Doch wozu so viel Gerede? War ich nicht selbst bei diesem Duell gegenwärtig? Ist es an Euch, Herr Admiral, unsere Ehre in Frage zu stellen und uns des Meuchelmords anzuklagen?“

In seinem Ton lag etwas Drohendes. Coligny überhörte oder verachtete die Anspielung auf den Meuchelmord des Herzogs Franz von Guise, welchen der Haß der Katholiken ihm aufgebürdet hatte. Seine Züge wurden sogar wieder kalt und unbeweglich.

„Herr v. Mergy," sagte er mit trockenem und verächtlichem Ton, „ein Mann, der seine Religion verläugnete, hat nicht mehr das Recht, von seiner Ehre zu reden, denn Niemand würde daran glauben."

Das Gesicht des Kapitäns wurde purpurroth und alsbald wieder todesblaß. Er wich zwei Schritte zurück, damit er der Versuchung nicht unterliege, einen Greis zu schlagen.

„Mein Herr!" schrie er, „Euer Alter und Rang erlauben Euch, straflos einen armen Edelmann in dem, was ihm das Heiligste ist, höhnend zu verletzen. Aber ich bitte Euch flehentlich, befehlet einem oder mehreren Eurer Edelleute, die Worte, welche Ihr eben aussprachet, zu behaupten. Ich schwöre bei Gott, daß sie mir dieselben fressen müssen, bis sie daran ersticken."

„Das ist ohne Zweifel so eine Praxis der Herren Raffinirten. Ich befolge ihre Gebräuche nicht und jage meine Edelleute fort, wenn sie ihnen nachahmen."

Mit diesen Worten wandte er ihm den Rücken. Der Kapitän verließ, Wuth im Herzen, das Hotel Châtillon, sprang auf sein Pferd und ließ, als wollte er seinem Grimm Luft machen, das arme Thier übermäßig galoppiren, indem er ihm mit den Sporen den Bauch zerstieß. In seinem wilden Rennen hätte er beinahe eine Anzahl friedlicher Wanderer niedergeworfen, und es war ein Glück, daß er keinen einzigen Raffinirten auf seinem Wege traf, denn in der Laune, von der er besessen war, hätte er sicherlich eine Gelegenheit, den Flammberg blank zu ziehen, bei den Haaren ergriffen.

Bis er nach Vincennes kam, begann sein wildes Blut ruhiger

zu werden. Er kehrte um und lenkte sein blutendes und schweißgebadetes Pferd nach Paris zu. — „Armer Freund," sagte er mit bitterm Lächeln, „Dich strafe ich für den Hohn, den er mir angethan!" Damit streichelte er den Hals seines unglücklichen Opfers und ritt im Schritt bis zu seines Bruders Wohnung. Er sagte ihm einfach, der Admiral habe sich geweigert, die Vermittlung für ihn zu übernehmen, und unterdrückte den weiteren Inhalt ihrer Unterredung.

Aber einige Augenblicke hernach erschien Béville, welcher sogleich Mergy an den Hals flog mit den Worten: „Ich wünsche Euch Glück, mein Theurer, hier Eure Begnadigung! Ihr habt sie auf Fürsprache der Königin erhalten."

Mergy zeigte weniger Ueberraschung als sein Bruder. In seinem Herzen schrieb er diese Gunst der verschleierten Dame, das heißt der Gräfin Turgis zu.

XIV.

Das Stelldichein.

> Madam' wird gleich den Schritt nach diesem Saale lenken,
> Und bittet Euch, ihr auf ein Wort Gehör zu schenken.
>
> Molière.

Mergy bezog wieder die Wohnung seines Bruders; er bezeugte der Königin Mutter seinen Dank und erschien wieder am Hof. Als er in das Louvre gieng, bemerkte er, daß er einigermaßen der Erbe des Ansehens von Comminges geworden war. Leute, die er nur dem Gesicht nach kannte, grüßten ihn mit ergebener und vertraulicher Miene. Die Männer, wenn sie mit ihm redeten, verbargen ihren Neid nur schlecht unter der Außenseite einer diensteifrigen Höflichkeit. Die Damen lorgnettirten ihn und machten ihm Aufmunterungen; denn der Ruhm eines Duellanten war damals besonders ein Hauptmittel, ihr Herz zu

rühren. Drei oder vier im Zweikampf kalt gemachte Gegner ersetzten Schönheit, Reichthum und Geist. Kurz als unser Held in der Gallerie des Louvre erschien, entstand ein Gemurmel um ihn. — Das ist der junge Mergy, welcher den Comminges getödtet hat. — Wie jung er ist! — welche anmuthige Haltung! — wie gut er aussieht! — sein Schnurrbart verspricht viel! — weiß man, wer seine Geliebte ist?

Und Mergy suchte umsonst unter der Menge die blauen Augen und schwarzen Wimpern der Frau v. Turgis. Er wollte sie sogar besuchen; aber erfuhr, daß sie gleich nach dem Tode von Comminges auf eines ihrer Landgüter, zwanzig Stunden von Paris entfernt, abgereist sey. Wenn man den bösen Zungen glaubte, so hatte sie der Schmerz über den Tod des Mannes, der ihr seine Aufmerksamkeiten schenkte, bewogen, ein stilles Plätzchen zu suchen, wo sie ungestört ihrem Grame nachhängen konnte.

Eines Morgens, während der Kapitän auf einem Ruhebett liegend in Erwartung des Frühstücks das sehr schaudererregende Leben Pantagruel's las, und sein Bruder unter der Leitung des Signor Uberto Vinibella eine Guitarrestunde nahm, meldete ein Bedienter Bernhard, daß eine sehr sauber gekleidete Alte in dem untern Saale warte und mit geheimnißvoller Miene eine Unterredung unter vier Augen mit ihm verlangt habe. Er eilte sogleich hinab und empfieng aus den verwitterten Händen einer Alten, die weder Martha noch Camilla war, einen süß duftenden Brief: dieser war mit einem Goldfaden und breiten Siegel auf grünem Wachs verschlossen; statt des Wappens sah man nur einen Amor, der den Finger auf den Mund legt, und las die castilianische Devise: **callad** *). Er öffnete ihn und fand darin nur eine einzige Linie spanisch, welche er mit einiger Mühe entzifferte: **Esta noche, una dama espera à V.** **)

„Wer hat Euch diesen Brief gegeben?“ fragte er die Alte.

---

*) Schweigen.

**) Heute Nacht erwartet Euch eine Dame.

„Eine Dame.“

„Ihr Name?“

„Weiß nicht; sie ist eine Spanierin wie sie sagt.“

„Woher kennt sie mich?“

Die Alte zuckte die Achseln. — „Euer Ruhm und Eure Galanterie haben Euch dieses schlimme Abenteuer zugezogen,“ sagte sie mit neckischem Ton; „aber antwortet mir, werdet Ihr kommen?“

„Wohin?“

„Findet Euch diesen Abend um halb neun Uhr in der Kirche von Saint-Germain l'Auxerrois auf der linken Seite des Schiffes ein.“

„Und in der Kirche soll ich diese Dame sehen?“

„Nein; es wird Euch Jemand abholen und in ihr Haus führen. Aber seyd verschwiegen und kommet allein.“

„Ja.“

„Ihr versprechet es?“

„Ich gebe Euch mein Wort.“

„Adieu also. Folget mir ja nicht!“

Sie machte eine tiefe Verbeugung und eilte hinweg.

„Nun? was wollte diese edle Kupplerin von Dir?“ fragte der Kapitän, als sein Bruder wieder eingetreten und der Guitarrenlehrer inzwischen weggegangen war.

„Oh nichts,“ antwortete Mergy mit verstellter Gleichgültigkeit, indem er mit großer Aufmerksamkeit die schon belobte Madonna betrachtete.

„Ei, Du wirst doch keine Geheimnisse vor mir haben? Soll ich Dich zu einem Stelldichein begleiten, die Straße hüten und die Eifersüchtigen mit flacher Klinge empfangen?“

„Nichts, sage ich Dir.“

„Oh! wie Dir's beliebt. Behalte Dein Geheimniß für Dich, wenn Du willst; aber halt! ich wette, Du hast zum mindesten eben so große Lust, es mir zu erzählen, als ich es zu erfahren.“

Mergy klimperte wie zerstreut auf einigen Saiten seiner Guitarre.

„Beiläufig gesagt, Georg, ich kann heute Abend nicht zum Nachtessen des Herrn v. Vaudreuil kommen."

„Ah! also ein Stelldichein auf heute Abend? Ist sie hübsch? Ist es eine Hofdame? Eine Bürgerliche? Eine Kaufmannsfrau?"

„In Wahrheit, ich weiß es nicht. Ich soll einer Dame vorgestellt werden ... die nicht aus unserem Lande ist .... aber welcher .... das blieb mir ein Geheimniß."

„Du weißst doch zum Mindesten, wo Du ihr begegnen sollst?"

Bernhard zeigte das Billet, und wiederholte, was ihm die Alte gesagt hatte.

„Die Handschrift ist verstellt," sagte der Kapitän, „und ich weiß nicht, was ich von all diesen Vorsichtsmaßregeln denken soll."

„Es muß eine vornehme Dame seyn, Georg!"

„Daran erkennt man wieder Euch junge Leute, die sich, mir nichts, Dir nichts, einbilden, die höchsten Damen werden sich ihnen an den Hals werfen."

„Rieche doch den Duft, den dieses Billet aushaucht."

„Was beweist das?"

Mit einemmal verfinsterte sich die Stirne des Kapitäns, und ein böser Gedanke schoß ihm durch den Kopf."

„Die Comminges sind rachsüchtig," sagte er, „und vielleicht ist dieser Brief nur eine Erfindung von ihrer Seite, um Dich in irgend einen entfernten Winkel zu locken, wo sie Dich den Dolchstoß, der sie zu Erben machte, theuer bezahlen lassen werden."

„Gut! welcher Einfall!"

„Es wäre nicht das erstemal, daß man die Liebe in den Dienst der Rache nähme. Du hast die Bibel gelesen: erinnere Dich an Simson, den die Delila verrieth."

„Ich müßte ein großer Hasenfuß seyn, wenn mich eine so unwahrscheinliche Vermuthung von einem Stelldichein zurückhielte, das vielleicht kostbar seyn wird! Eine Spanierin! ...."

„Wenigstens geh' wohlbewaffnet hin. Wenn Du willst, lasse ich Dir meine beide Bedienten folgen."

„Pfui doch! soll ich die Stadt zum Zeugen meines galanten Glückes machen?"

„Das ist wenigstens dermalen die Mode. Wie oft habe ich nicht d'Ardelay, meinen großen Freund, mit einem Panzerhemd auf dem Rücken und zwei Pistolen an seinem Gürtel zu seinem Liebchen gehen sehen!.... und hinter ihm her marschirten vier Soldaten von seiner Compagnie, jeder mit einer geladenen Büchse. Du kennst Paris noch nicht, Kamerad; und glaube mir, die Vorsicht kann man nicht übertreiben. Man braucht nur sein Panzerhemd auszuziehen, wenn es an irgend etwas hindern sollte."

„Ich bin durchaus ohne Befürchtungen. Hätten mir die Verwandten des Comminges etwas anhaben wollen, so hätten sie mich leicht des Nachts auf der Straße anfallen können."

„Kurz und gut, ich lasse Dich nur unter der Bedingung ausgehen, daß Du Deine Pistolen mitnimmst."

„Gut denn! Aber man wird sich über mich lustig machen."

„Das ist aber noch nicht Alles; Du mußt auch noch zuvor die Nieren, zwei Rebhühner und verschiedene Hahnenkämme in einer Pastete essen, damit Du heute Nacht der Familie der Mergy Ehre machest."

Bernhard zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er wenigstens vier Stunden zubrachte, um sich zu kämmen, zu frisiren, zu balsamiren, und zumal um die schönen Reden zu studiren, welche er an die unbekannte Grazie zu halten sich vornahm."

Man kann sich denken, daß er zu rechter Zeit an Ort und Stelle war. Schon seit einer Stunde gieng er in der Kirche auf und ab. Eben zählte er zum viertenmal die Kerzen, die Säulen und die Votivtafeln ab, als ein altes, sorgfältig in einen braunen Kapuzmantel verhülltes Weib ihn an der Hand nahm und ohne ein Wort zu reden, auf die Straße führte. Stets das gleiche Stillschweigen beobachtend, führte sie ihn nach mehreren

Umwegen in eine sehr enge und dem Schein nach unbewohnte Straße. Sie blieb ganz im Hintergrund vor einer sehr niedrigen gewölbten Thüre stehen, die sie mit einem Schlüssel, den sie aus der Tasche zog, öffnete.

Sie gieng zuerst hinein, und Mergy folgte ihr, indem er sich der Dunkelheit wegen an ihrem Mantel hielt. Einmal drinnen, hörte er hinter sich ungeheure Riegel zuschließen. Jetzt unterrichtete ihn seine Führerin leise, daß er am Fuße einer Stiege stehe und sechs Treppen hinauf zu steigen habe. Die Stiege war sehr eng, und mehr als einmal wäre er beinahe auf den ausgetretenen und krummen Treppen gefallen. Endlich öffnete, am Ende der sieben und zwanzigsten in einen Absatz auslaufenden Treppe, das alte Weib eine Thüre, und ein lebhafter Lichtglanz verblendete eine Weile Mergy's Augen. Sogleich gieng er in ein Zimmer hinein, das viel eleganter meublirt war, als man aus dem äußern Schein des Hauses hätte schließen sollen.

Die Wände waren behangen mit etwas verblichenen, aber doch noch äußerst nobeln blumengewirkten Teppichen. Mitten im Zimmer sah er einen mit zwei rothen Wachskerzen beleuchteten Tisch, auf welchem mehrere Obstarten und Kuchen, nebst Gläsern und Krystallflaschen, in welchen verschiedene Weingattungen blinkten, aufgestellt waren. Zwei große, an den beiden Ecken des Tisches stehende Lehnsessel schienen Gäste zu erwarten. In einer mit seidenen Vorhängen halb verschlossenen Alkove befand sich ein sehr geschmücktes und mit carmoisinrothem Sammt bedecktes Bett. Mehrere kleine Rauchfässer verbreiteten einen wollüstigen Duft in dem Gemach.

Die Alte legte ihre Kaputze, und Mergy seinen Mantel ab. Sogleich erkannte er die Botin wieder, welche ihm den Brief gebracht hatte.

„Heilige Maria!“ schrie die Alte, als sie Mergy's Pistolen und Degen bemerkte, „meint Ihr denn, daß Ihr jetzt im Begriff

seyd, Riesen durch und durch zu stoßen? Mein schöner Ritter, es handelt sich hier nicht um Degenstöße."

„Ich glaube es gern; aber es könnte der Fall seyn, daß mißgelaunte Brüder oder ein Gemahl unsere Unterhaltung zu stören kämen, und damit kann man ihnen wenigstens Sand in die Augen streuen."

„Hier habt Ihr nichts Derartiges zu fürchten. Aber, sagt mir, wie findet Ihr dies Gemach?"

„Ohne Zweifel sehr schön; aber ich würde mich dennoch langweilen, wenn ich allein darin bleiben müßte."

„Es wird gleich Jemand kommen, der Euch Gesellschaft leistet. Doch vor Allem sollt Ihr mir ein Versprechen geben."

„Welches?"

„Wenn Ihr Katholik seyd, so werdet Ihr die Hand auf dieses Cruzifix legen (dabei zog sie eines aus dem Schrank); seyd Ihr Hugenott, so schwöret Ihr bei Calvin ... Luther, kurz, allen Euren Göttern ...."

„Und was soll ich schwören?" unterbrach er lachend.

„Ihr schwöret, keinen gewaltsamen Versuch zu machen, um die Dame, welche eintreten wird, kennen zu lernen."

„Eine harte Bedingung!"

„Macht es kurz! schwöret, oder ich führe Euch auf die Straße zurück."

„Gut, ich gebe Euch mein Wort; es ist mehr werth, als die dummen Eide, die Ihr mir vorschlagt."

„So ist's recht. Wartet nur geduldig; esset, trinket, wenn Ihr Lust habt; im Augenblick werdet Ihr die spanische Dame kommen sehen."

Sie nahm ihre Mantille und verschloß, beim Hinausgehen, die Thüre zweifach.

Mergy warf sich in einen Lehnstuhl. Sein Herz schlug gewaltig; er empfand eine ebenso starke und fast gleichartige Bewegung, wie diejenige gewesen, welche er wenige Tage zuvor

in dem Augenblick, wo er seinem Feind mit den Waffen in der Hand begegnen sollte, gefühlt hatte.

Das tiefste Stillschweigen herrschte in dem Hause, und eine tödtliche Viertelstunde verfloß, während welcher seine Einbildungskraft ihm nacheinander bald eine Venus vorführte, welche hinter der Tapete vorkam, um sich in seine Arme zu werfen, bald die Gräfin v. Turgis im Jagdkleide; bald eine Prinzessin von königlichem Geblüt; bald eine Bande Meuchelmörder; und endlich o Entsetzen! ein altes verliebtes Weib.

Plötzlich, ohne daß das geringste Geräusch den Eintritt eines Menschen in das Haus bemerkbar gemacht hätte, drehte sich der Schlüssel rasch im Schloß, die Thüre gieng auf und schloß sich wieder wie von selbst, sobald eine maskirte Frau in's Zimmer getreten war.

Sie war hoch und schön gebaut. Ein knapp anliegendes Kleid ließ die Feinheit ihres Wuchses hervortreten; aber weder das kleine von einem weißen Atlasschuh umfangene Füßchen, noch eine niedliche, zum Unglück mit einem gestickten Handschuh bedeckte Hand ließ mit Sicherheit auf das Alter der Unbekannten schließen. Ein Etwas, vielleicht ein magnetischer Einfluß, oder, wenn man will, ein Vorgefühl erregte den Glauben, daß sie nicht über fünf und zwanzig Jahre alt sey. Ihre Toilette war zugleich reich, galant und einfach.

Mergy erhob sich sogleich und beugte ein Knie vor ihr. Die Dame that einen Schritt nach ihm hin und sagte zu ihm mit sanfter Stimme: **Dios vi guarde, Caballero. Sea V. M. el buen venido!**“ *)

Mergy war lebhaft überrascht.

„**Habla V. M. español?**“ **)

Mergy sprach nicht spanisch und verstand es kaum.

---

*) Gott behüte Euch, Ritter! Euer Gnaden sey willkommen!

**) Sprechen Euer Gnaden spanisch.

Die Dame schien ärgerlich. Sie ließ sich zu einem der Lehnstühle führen, auf dem sie Platz nahm, und bedeutete Mergy, den andern zu nehmen. Jetzt begann sie die Unterhaltung französisch, aber mit einer fremdartigen Aussprache, welche zuweilen sehr stark und wie übertrieben, und dann wieder auf Augenblicke gar nicht bemerklich war.

„Mein Herr, Eure große Tapferkeit hat mich die gewöhnliche Zurückhaltung unseres Geschlechtes vergessen machen; ich wollte einen vollendeten Ritter sehen, und finde ihn ganz so, wie ihn der Ruf geschildert."

Mergy erröthete und verbeugte sich. „Werdet Ihr denn die Grausamkeit haben, Madame, diese Maske zu behalten, die, gleich einer neidischen Wolke, mir die Strahlen der Sonne verbirgt?" (er hatte diese Phrase in einem aus dem Spanischen übersetzten Buche gelesen.)

„Herr Ritter, wenn ich mit Eurer Discretion zufrieden bin, werdet Ihr mich mehr als einmal mit entschleiertem Antlitz sehen; für heute jedoch begnüget Euch mit dem Vergnügen mich zu unterhalten."

„Ach! Madame, dieses Vergnügen, so groß es ist, läßt mich nur mit um so größerer Heftigkeit das, Euch zu sehen, wünschen."

Er warf sich auf die Kniee und schien geneigt, die Maske zu lüften.

„**Poco a poco** *), Herr Franzose; Ihr seyd zu lebhaft. Setzet Euch wieder, oder ich verlasse Euch sogleich. Wüßtet Ihr, wer ich bin und was ich wage, Euch zu sehen, so würdet Ihr Euch schon mit der Ehre begnügen, die ich Euch anthue, indem ich hierher komme."

„Wahrhaftig, mir scheint, ich kenne Eure Stimme."

„Und doch ist dieß das erstemal, daß Ihr sie höret. Sagt mir, seyd Ihr fähig, eine Frau, die Euch lieben würde, mit Beständigkeit zu lieben? . . ."

*) Sachte! Sachte!

„Schon fühle ich in Eurer Nähe..."

„Ihr habt mich niemals gesehen, also könnet Ihr mich auch nicht lieben. Was wisset Ihr, ob ich schön oder häßlich bin?"

„Ich glaube fest, daß Ihr reizend seyd."

Die Unbekannte zog ihre Hand, deren er sich bemächtigt hatte, zurück, und legte sie an ihre Maske, als wollte sie dieselbe abnehmen.

„Was würdet Ihr thun, wenn Ihr eine abschreckende häßliche, fünfzigjährige Frau vor Euch erscheinen sähet?"

„Unmöglich!"

„Oh, mit fünfzig Jahren liebt man noch." (Sie seufzte und der junge Mann schauderte.)

„Dieser zarte Wuchs, diese Hand, die Ihr umsonst mir zu entziehen sucht, Alles beweist mir Eure Jugend."

Es lag mehr Artigkeit als Ueberzeugung in dieser Redensart.

„Ach!"

Mergy begann einige Besorgniß zu hegen.

„Ihr Männer begnügt Euch nicht mit der Liebe. Ihr fordert auch Schönheit!" flüsterte sie und seufzte noch einmal.

„Laßt mich, ich flehe, diese Maske abnehmen..."

„Nein, nein!" und sie stieß ihn lebhaft zurück. „Gedenket an Euer Versprechen!" Dann fügte sie heiterer hinzu: „Ich wagte zuviel, wenn ich mich demaskirte. Es thut mir wohl, Euch zu meinen Füßen zu sehen, und wenn ich nun zufällig weder jung noch schön wäre... wenigstens nach Eurer Ansicht... so ließet Ihr mich vielleicht ganz allein hier."

„So zeiget mir wenigstens diese kleine Hand!"

Sie zog einen parfümirten Handschuh aus und reichet ihm eine schneeweiße Hand hin.

„Ich kenne diese Hand!" rief er aus; „es gibt nur eine so schöne in Paris."

„Wirklich? und wessen die Hand?"

„Der... einer Gräfin?

„Welcher Gräfin?“

„Der Gräfin v. Turgis.“

„Ah! . . . ich weiß, was Ihr sagen wollt. Ja, die Turgis hat schöne Hände, Dank den Mandelseifen ihres Parfümeurs. Aber ich rühme mich, daß meine Hände weicher sind, als die ihrigen.“

Das Alles war mit einem natürlichen Ton hingeworfen, und Mergy, welcher die Stimme der schönen Gräfin wieder zu erkennen geglaubt hatte, faßte einige Zweifel und fühlte sich auf dem Punkt, diesen Gedanken wieder fahren zu lassen.

Zwei statt Einer, dachte er; ich bin also ein Feenliebling? Er suchte auf dieser schönen Hand den Druck eines Ringes, welchen er die Turgis hatte tragen sehen, wieder zu finden; aber die runden und durchaus ebenmäßigen Finger zeigten nicht die geringste Spur von Drückung, nicht die leichteste Entstellung.

„Die Turgis!“ rief die Unbekannte lachend. „In der That, ich bin Euch verbunden, daß Ihr mich für die Turgis nehmet! Gott sey Dank! mir scheint, ich sey etwas mehr werth!“

„Die Gräfin ist, bei meiner Ehre, das schönste Weib, das ich jemals gesehen.“

„Ihr seyd also verliebt in sie?“ fragte sie rasch.

„Vielleicht; aber, ich bitte, legt Eure Maske ab und zeigt mir eine schönere Frau, als die Turgis.“

„Wenn ich gewiß seyn werde, daß Ihr mich liebet, . . . dann werdet Ihr mich mit enthülltem Gesicht sehen.“

„Euch lieben! . . . . aber, zum Henker! wie kann ich das, ohne Euch zu sehen!“

„Diese Hand ist hübsch; bildet Euch ein, mein Gesicht entspreche derselben.“

„Jetzt weiß ich gewiß, daß Ihr reizend seyd, denn Ihr habt Euch so eben verrathen, da Ihr Eure Stimme nicht entstelltet. Ich habe sie wieder erkannt, ich schwöre darauf.“

„Und es ist die Stimme der Turgis?“ sagte sie lachend mit vorstechend spanischer Aussprache.

„Allerdings.“

„Irrthum, Irrthum von Eurer Seite, Señor Bernardo! Ich heiße Donna Maria ... Donna Maria da ... meinen andern Namen werde ich Euch später sagen. Ich bin eine Dame von Barcelona; mein Vater, der mich sehr strenge überwacht, ist seit einiger Zeit auf Reisen, und ich benütze seine Abwesenheit, um mich zu vergnügen und den Hof von Paris zu sehen. Was die Turgis betrifft, so höret auf, ich bitte Euch, mir von dieser Frau zu sprechen; ihr Name ist mir verhaßt; es ist die bösartigste Dame am Hof. Außerdem wißt Ihr ja wohl wie sie Wittwe geworden ist?“

„Man hat mir etwas in's Ohr geraunt.“

„Nun, so redet ... was hat man Euch gesagt ...“

„Daß sie, da sie ihren Mann in einer sehr zärtlichen Unterhaltung mit ihrer Kammerjungfer begriffen fand, eine Klinge ergriffen und ihn etwas stark getroffen habe. Der gute Kerl starb einen Monat darauf.“

„Diese Handlung scheint Euch ... abscheulich?“

„Ich gestehe, daß ich sie entschuldige. Sie liebte, sagt man, ihren Gemahl, und ich achte die Eifersucht.“

„Ihr redet so, weil Ihr vor der Turgis zu stehen meint; aber ich weiß, daß Ihr sie im Innern verachtet.“

In dieser Stimme lag etwas Trauriges und Melancholisches; aber es war nicht die Stimme der Turgis. Mergy wußte nicht, was er denken sollte.

„Wie?“ sagte er, „Ihr seyd Spanierin und verwerfet die Eifersucht?“

„Lassen wir das! was ist das für ein schwarzes Band, das Ihr am Hals hängen habt?“

„Eine Reliquie.“

„Ich hielt Euch für einen Protestanten.“

„Der bin ich. Aber diese Reliquie wurde mir von einer Dame gegeben, und ich trage sie zum Andenken derselben."

„Ei, wenn Ihr mir gefallen wollet, so denket nicht mehr an Damen; ich will die ganze Damenwelt für Euch seyn. Wer hat Euch diese Reliquienkapsel gegeben? Abermals die Turgis?

„Nein, gewiß nicht."

„Ihr lüget!"

„Also seyd Ihr Frau v. Turgis?"

„Ihr habt Euch verrathen, Signor Bernardo!"

„In wiefern?"

„Wenn ich die Turgis sehe, werde ich sie fragen, warum sie das Heilige so entweiht, indem sie es einem Ketzer gibt."

Mergy verlor sich mehr und mehr in Zweifeln.

„Aber ich will diese Reliquie; gebt sie mir."

„Nein, ich kann sie nicht geben."

„Ich will sie. Wagt Ihr es, sie mir zu verweigern?"

„Ich habe versprochen, sie zurückzugeben."

„Bah, Kinderei dies Versprechen! Versprechen an ein falsches Weib bindet nicht. Zudem hütet Euch wohl, es ist vielleicht ein Zauber, ein gefährlicher Talisman, den Ihr da traget. Die Turgis, sagt man, ist eine große Zauberin."

„Ich glaube nicht an die Zauberei."

„Noch an die Zauberer?"

„Ich glaube ein wenig an die Zauberinnen." Er legte Nachdruck auf letzteres Wort.

„Höret, gebt mir diese Reliquie, und vielleicht ziehe ich dann meine Maske ab!"

„Bei Gott! das ist die Stimme der Frau v. Turgis."

„Zum letztenmal, wollt Ihr mir diese Reliquie geben?"

„Ich werde sie Euch zurückgeben, wenn Ihr Eure Maske ablegen wollt."

„Ha! Ihr langweilt mich mit Eurer Turgis; liebet sie so viel Ihr wollt, was liegt mir daran?"

Sie wendete sich auf ihrem Lehnstuhl, als ob sie schmollte. Der Sammet, welcher ihren Busen bedeckte, hob und senkte sich schnell.

Einige Minuten beobachtete sie ein Stillschweigen; dann, sich plötzlich umwendend, rief sie mit spöttischem Ton:

„Valga me Dios! V. M. no es caballero, es un monge! *)"

Und mit einem Faustschlag stürzte sie die beiden auf dem Tische brennenden Kerzen und die Hälfte der Flaschen und Schüsseln um. Die Kerzen erloschen im Augenblick. Jetzt riß sie ihre Maske ab. In der vollkommensten Dunkelheit fühlte Mergy einen brennenden Mund, der den seinigen suchte, und zwei Arme, welche ihn heftig umschlangen.

XV.

Die Dunkelheit.

„Sobald es Nacht geworden ist,
sind alle Katzen grau."
Volkslied.

Die Glocke einer nahen Kirche schlug viermal.

„Himmel! vier Uhr! Ich werde vor Tagesanbruch kaum mehr heimgehen können!"

„Wie? Böse! mich so schnell verlassen?"

„Ich muß. Aber in Kurzem sehen wir uns wieder."

„Wir *sehen* uns wieder! Bedenket doch, theure Gräfin, daß ich Euch *nicht* gesehen habe."

„Bleibt mir doch mit Eurer Gräfin vom Hals, Kind, das Ihr seyd! Ich bin Donna Maria; und sobald wir Licht haben,

*) Gott strafe mich! Ihr seyd kein Ritter, Ihr seyd ein Mönch!

werdet Ihr finden, daß ich nicht diejenige bin, für welche Ihr mich haltet.“

„Auf welcher Seite ist die Thüre; ich gehe, zu rufen...“

„Nein, laßt mich aufstehen, Bernardo! ich kenne dieß Zimmer, ich weiß, wo ich ein Feuerzeug finden werde.“

„Hütet Euch, in Glasscherben zu treten; Ihr habt gestern mehrere Flaschen zerbrochen.“

„Laßt mich nur machen!“

„Findet Ihr?“

„Ah, ja! das ist mein Schnürleib. Heilige Jungfrau! was fang' ich an? Ich habe alle Schnüre mit Eurem Dolche zerschnitten.“

„Man muß von der Alten neue verlangen.“

„Rühret Euch nicht! laßt mich machen! **Adios, querido Bernardo** *)!“

Die Thüre gieng auf und schloß sich sogleich wieder. Ein großes Gelächter erscholl von draußen. Mergy begriff, daß ihm seine Eroberung entgangen war. Er versuchte es, sie zu verfolgen. Aber in der Dunkelheit stieß er an die Möbel und verwickelte sich in Kleider und Vorhänge, ohne die Thüre finden zu können. Plötzlich gieng diese auf und es trat Jemand mit einer Blendlaterne in der Hand ein. Mergy nahm die Person, welche sie trug, sogleich in die Arme.

„Ah! halte ich Euch endlich! Jetzt entgeht Ihr mir nicht mehr!“ rief er, sie zärtlich küssend.

„Laßt mich doch, Herr v. Mergy,“ sagte eine rauhe Stimme. „Drückt man die Leute so zusammen?“

Er erkannte die Alte.

„Hol' Euch der Teufel!“ schrie er.

Jetzt kleidete er sich stillschweigend an, nahm Waffen und Mantel und verließ dieses Haus mit dem Gefühl eines Menschen,

---

*) Lebt wohl, theurer Bernhard!

der, nachdem er vortrefflichen Malaga getrunken, aus Versehen des einschenkenden Bedienten ein Glas antiscorbutischen Syrups, der lange Jahre im Keller stand, geleert hat.

Mergy war ziemlich discret bei seinem Bruder. Er sprach von einer ausnehmend schönen spanischen Dame, so weit er wenigstens ohne Licht habe urtheilen können; aber er sagte kein Wort von seinen Vermuthungen über die Unbekannte.

XVI.

Das Geständniss.

Amphitryon.
Ich bitt' Euch, Alkmene, höret auf! und reden wir ernsthaft!
Molière.

Zwei Tage verliefen ohne Botschaft von der spanischen Maske. Am dritten erfuhren die beiden Brüder, daß Frau v. Turgis gestern in Paris angekommen sey und ohne allen Zweifel heute der Königin Mutter ihre Aufwartung machen würde. Sie begaben sich sogleich in's Louvre und begegneten ihr in einer Gallerie mitten unter einer Gruppe von Damen, mit denen sie sich unterhielt. Mergy's Anblick schien nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen. Nicht die entfernteste Röthe überlief ihre gewöhnlich blassen Wangen. Sobald sie ihn bemerkte, nickte sie ihm, als altem Bekannten, zu und flüsterte, nach den ersten Begrüßungen, die Worte in sein Ohr: „Jetzt hoffe ich, ist Eure hugenottische Verstocktheit ein wenig erschüttert. Es bedurfte eines Wunders zu Eurer Bekehrung."

„Wie so?"

„Wie? habt Ihr nicht an Euch selbst die erstaunliche Kraft der Reliquien erprobt."

Mergy lächelte mit ungläubiger Miene.

„Die Erinnerung an die schöne Hand, welche mir diese kleine Kapsel gegeben, und die Liebe, welche sie mir einflößte, haben meine Kraft und Gewandtheit verdoppelt."

„Ihr werdet sehr anmaßend, Herr Bernhard. Wißt Ihr mit wem Ihr diese Sprache führet?"

Dabei zog sie ihren Handschuh aus, als wollte sie ihre Haare ordnen, und Mergy heftete einen scharfen Blick auf die Hand, und von der Hand auf die leuchtenden, fast boshaften Augen der schönen Gräfin. Die erstaunte Miene des jungen Mannes ließ sie in ein lautes Gelächter ausbrechen.

„Was bringt Euch zum Lachen?"

„Und Ihr, — was bringt Euch dazu, mich so erstaunt anzustarren?"

„Entschuldiget! Seit einigen Tagen begegnen mir lauter erstaunliche Dinge."

„Wirklich? Das muß sehr interessant seyn. Erzählt uns doch sogleich einige der erstaunlichen Dinge, welche Euch jeden Augenblick begegnen!"

„Ich kann jetzt und hier nicht mit Euch davon reden; auch habe ich eine gewisse spanische Devise behalten, die man mich vor drei Tagen lehrte."

„Welche Devise?"

„Ein einziges Wort: Callad."

„Was bedeutet das?"

„Wie? Ihr versteht nicht spanisch?" sagte er, sie mit großer Aufmerksamkeit beobachtend. Aber sie hielt seine Prüfung aus, ohne im Geringsten erkennen zu lassen, daß sie einen geheimen Sinn unter seinen Worten verstehe. Und sogar die Augen des jungen Mannes, welche kaum noch fest auf sie gerichtet waren, senkten sich bald, genöthigt, die überlegene Macht derjenigen anzuerkennen, die er herauszufordern gewagt hatte.

„In meiner Kindheit," antwortete sie mit vollkommener Gleich-

gültigkeit, „habe ich einige spanische Worte gewußt, aber ich denke ich habe dieselben jetzt vergessen. Also redet französisch mit mir, wenn ich Euch verstehen soll.“

„Nun, was besagt denn Eure Devise?“

„Sie fordert zur Verschwiegenheit auf, Madame.“

„Bei meiner Ehre! unsere jungen Hofleute sollten diese Devise annehmen, zumal wenn sie ihr nachzukommen im Stande wären. Aber Ihr seyd sehr gelehrt, Herr v. Mergy! Wer hat Euch denn das Spanische gelehrt? Ich wette, eine Dame!“

Mergy betrachtete sie mit zärtlichem Lächeln.

„Ich weiß nur einige spanische Worte,“ sagte er leise, „und die Liebe hat solche in mein Gedächtniß gegraben.“

„Die Liebe?“ wiederholte die Gräfin mit sehr spöttischer Betonung. Da sie ganz laut redete, so drehten mehrere Damen bei diesem Worte den Kopf, als wollten sie fragen, von was es sich handle. Mergy, von ihrem Spott ein wenig gereizt und ärgerlich, so behandelt zu werden, zog aus seiner Tasche den spanischen Brief, welchen er von der Alten empfangen hatte, und sagte, ihn der Gräfin reichend: „Ich zweifle nicht, daß Ihr eben so gelehrt seyd, als ich, und ohne Mühe dieses Spanisch verstehen werdet.“

Diana v. Turgis nahm das Billet, las es, oder stellte sich es zu lesen, und gab es dann, aus Leibeskräften lachend, der ihr zunächst stehenden Dame.

„Hier, Frau v. Chateauvieux, leset doch dieses Liebesbriefchen, das Herr v. Mergy von seinem Liebchen erhielt, und das er die Güte hat, mir zu opfern, wie er sagt. Das Beste daran ist, daß ich die Hand, die es geschrieben, kenne.“

„Ich zweifle nicht daran,“ sagte Mergy etwas bitter, aber immer noch leise.

Frau v. Chateauvieux las das Billet, lachte und händigte es einem Edelmann ein, dieser wieder einem andern; so daß in

wenigen Minuten Niemand mehr in der Gallerie war, der nicht erfahren hätte, wie gut Mergy bei einer spanischen Dame angekommen sey.

Als die Ausbrüche des Lachens ein wenig gestillt waren, fragte die Gräfin den Herrn v. Mergy spöttisch, ob er die Dame, welche das Billet geschrieben, hübsch finde?

„Auf meine Ehre, gnädige Frau, ich finde sie nicht minder hübsch, als Euch."

„O Himmel! was sagt Ihr da? Jesus! Aber Ihr müßt sie nur bei Nacht gesehen haben; denn ich kenne sie gut, und ... meiner Treu! ich mache Euch mein Kompliment über Eure Eroberung!" Dabei lachte sie noch viel stärker.

„Meine Schönste," sagte die Frau v. Chateauvieux, „nennet uns doch diese spanische Dame, die das Glück hat, Herrn v. Mergy's Herz zu besitzen!"

„Ehe ich sie nenne, bitte ich Euch, Herr v. Mergy, vor diesen Damen zu erklären, ob Ihr Eure Geliebte bei Tag gesehen habt?"

Mergy war in der That schlecht daran, und seine Verlegenheit und üble Laune malten sich auf komische Weise in seinem Gesicht. Er antwortete nichts.

„Wohlan denn! der Schleyer sey gelüftet!" sagte die Gräfin: „dieses Billet ist von der Señora Donna Maria Rodriguez; ich kenne ihre Handschrift, wie die meines Vaters."

„Maria Rodriguez!" riefen alle Damen lachend aus. Maria Rodriguez war eine Person von wenigstens fünfzig Jahren. Sie war Dueña in Madrid gewesen. Ich weiß nicht, wie sie nach Frankreich gekommen, noch warum Margarethe v. Valois sie in ihr Haus berufen hatte. Vielleicht hielt Margaretha diese Art Ungeheuer neben sich, um ihre eigene Schönheit durch die Vergleichung noch mehr hervorzuheben, wie die Maler bisweilen die gepriesenste Schönheit ihrer Zeit und die Karrikatur ihres

Zwergs auf demselben Bilde konterfeyten. Wenn die Rodriguez im Louvre erschien, ergötzte sie alle Hofdamen durch ihr auffallend linkisches Benehmen und ihre altmütterliche Kleidung.

Mergy schauderte. Er hatte die Dueña gesehen und erinnerte sich mit Grausen, daß die maskirte Dame sich den Namen Maria beigelegt; seine Erinnerungen verwirrten sich. Er war gänzlich außer Fassung gebracht, und das Gelächter brach verdoppelt aus.

„Das ist eine sehr diskrete Dame," sagte die Gräfin v. Turgis, „und Ihr konntet keine bessere Wahl treffen. In der That sieht sie noch gut aus, wenn sie ihre Elephantenzähne eingelegt und ihre schwarze Perrücke aufgesetzt hat. Und zudem ist sie ganz gewiß nicht über sechszig Jahre alt."

„Sie wird ihm einen Zaubertrank beigebracht haben!" rief die Chateauvieux.

„Ihr liebt also die Alterthümer?" fragte eine andere Dame.

„Wie Schade," seufzte leise eine Zofe der Königin, „wie Schade, daß die Männer so lächerliche Capricen haben!"

Mergy vertheidigte sich, so gut er konnte. Es regnete ironische Glückwünsche über ihn, und er machte eine einfältige Figur, als die plötzliche Erscheinung des Königs am Ende der Gallerie plötzlich Gelächter und Scherze verstummen machte. Jedes beeilte sich in Reih' und Glied zu treten, und Stillschweigen folgte dem Geräusch.

Der König begleitete den Admiral zurück, mit welchem er sich in seinem Kabinet lange unterhalten hatte. Er legte vertraulich die Hand auf Coligny's Schulter, dessen grauer Bart und schwarze Kleidung mit dem jugendlichen Aussehen und dem prunkhaften Anzug Carls **IX.** einen starken Kontrast bildeten. Wenn man sie so sah, hätte man behaupten mögen, der junge König habe mit einer auf dem Thron seltenen Unterscheidungsgabe den tugendhaftesten und weisesten seiner Unterthanen zu seinem Günstling gemacht.

Als sie durch die Gallerie hinschritten und alle Blicke auf

die Beiden gerichtet waren, hörte Mergy an seinem Ohr die Stimme der Gräfin, welche ganz leise flüsterte:

„Ohne Groll! Nehmt, leset aber erst, wenn Ihr draußen seyd.“

Zugleich fiel etwas in seinen Hut, den er in der Hand hielt. Es war ein versiegeltes Papier mit harter Inlage. Er steckte es in die Tasche. Eine Viertelstunde später, sobald er das Louvre verlassen hatte, öffnete er es und fand einen kleinen Schlüssel nebst der Zuschrift: „Dieser Schlüssel öffnet meine „Gartenthüre. Heute Nacht, um zehn Uhr. Ich liebe Euch. „Ich werde keine Maske mehr für Euch haben, und Ihr sollet „endlich sehen Doña Maria und

„Diana.“

Der König führte den Admiral bis an's Ende der Gallerie zurück. „Adieu, mein Vater,“ sagte er, ihm die Hände drückend. „Ihr wisset, wie ich Euch liebe, und ich weiß, daß Ihr mein seyd mit Leib und Seele, mit Haut und Haar.“ Er begleitete diese Phrase mit einem hellen Lachen. Dann, als er in sein Kabinet zurückgieng, blieb er vor dem Kapitän Georg stehen. „Morgen,“ redete er diesen an, „nach der Messe werdet Ihr in meinem Kabinet erscheinen.“ Er kehrte sich um und warf einen fast unruhigen Blick nach der Thüre, durch welche Coligny eben hinausgegangen war; dann verließ er die Gallerie, um sich mit dem Marschall v. Retz einzuschließen.

XVII.

Die geheime Audienz.

Seyd Ihr so zahm, daß Ihr Euch das laßt bieten?
Shakspeare in Macbeth.

Der Kapitän Georg begab sich zur bestimmten Stunde in's Louvre. Sobald er sich gemeldet hatte, hob der Thürsteher

eine Tapetenthüre auf und führte ihn in das Kabinet des Königs. Der Monarch, welcher mit Schreiben beschäftigt an einem Tische saß, gab ihm mit der Hand ein Zeichen, ruhig zu bleiben, als fürchte er, durch ein Gespräch den Faden der Gedanken, die ihn damals beschäftigten, zu verlieren. Der Kapitän blieb in ehrerbietiger Haltung sechs Schritte von dem Tisch aufrecht stehen und hatte Muße, seine Blicke in dem Zimmer umhergehen zu lassen und die Verzierung desselben im Einzelnen zu beobachten.

Das Geräthe war ziemlich einfach, und der Schmuck bestand höchstens in Jagdgeräthen, welche ohne Ordnung an der Mauer hiengen. Ein ziemlich gutes Gemälde der heiligen Jungfrau nebst einem großen Buchsbaumzweig darüber war zwischen einer langen Arkebuse und einem Jagdhorn angebracht. Den Schreibtisch des Monarchen bedeckten Papiere und Bücher. Auf dem Fußboden lagen ein Rosenkranz und ein kleines Horenbuch vermischt mit Netzen und schellenbehangenen Falkenhauben. Ein großes Windspiel schlief auf einem Kissen daneben.

Mit einemmal warf der König in wüthender Aufregung und einem derben Fluch zwischen den Zähnen seine Feder auf den Boden. Gesenkten Kopfs durchlief er zwei- bis dreimal in ungleichem Schritt die ganze Länge des Kabinets. Dann plötzlich vor dem Kapitän stille haltend, warf er auf ihn einen Blick starren Erstaunens, gleich ob er ihn zum erstenmal bemerke.

„Ah! Ihr seyd es?“ sagte er, einen Schritt zurücktretend.

Der Kapitän verneigte sich bis zum Boden.

„Es freut mich Euch zu sehen. Ich hatte mit Euch zu reden . . . aber . . .“ — Er hielt inne.

Mit halb geöffnetem Munde, vorgestrecktem Hals, den linken Fuß sechs Zoll vor dem rechten, kurz in einer Haltung, die nach meiner Ansicht ein Maler der verkörperten Aufmerksamkeit geben würde, stand Georg da, indem er das Ende des begonnenen Satzes erwartete. Aber der König hatte seinen Kopf wieder auf

die Brust sinken lassen, und schien mit Gedanken beschäftigt, welche Meilenweit von denjenigen entfernt waren, die er so eben auszudrücken im Begriffe gewesen.

Ein Stillschweigen von etlichen Minuten erfolgte. Der König setzte sich wieder und hielt die Hand an seine Stirne wie vor Ermüdung.

„Verfluchter Reim!“ rief er aus, indem er mit dem Fuß stampfte und die langen Sporen an seinen Stiefeln ertönen ließ.

Das große Windspiel, welches plötzlich erwachte, nahm das Stampfen für einen ihm geltenden Ruf: es sprang auf, eilte zum Lehnstuhl des Königs, setzte seine beiden Tatzen auf die Kniee desselben und riß, seinen langen Kopf, der weit über den Carl's hinausragte, hinaufstreckend, den breiten Rachen auf, wobei es ohne die geringste Ceremonie laut gähnte; so schwer ist es, einem Hund Hofsitten beizubringen.

Der König stieß den Hund zurück, der sich winselnd wieder niederlegte. Abermals waren die Augen des ersteren, wie durch Zufall auf den Kapitän gefallen und er sagte zu diesem: „Verzeihet mir, Georg! ich schwitze Blut und Wasser an einem H...n-Reim.“

„Ich belästige vielleicht Eure Majestät,“ sagte der Kapitän mit einer großen Verbeugung.

„Nichts, nichts,“ erwiderte der König. Jetzt stand er auf und legte die Hand vertraulich auf die Schulter des Kapitäns.“ Dabei lächelte er, aber sein Lächeln gehörte nur den Lippen an, und seine zerstreuten Augen wußten nichts davon.

„Seyd Ihr noch ermüdet von der vorgestrigen Jagd?“ sagte der König, sichtbarlich um einen Eingang verlegen. „Der Hirsch ließ sich lange hetzen.“

„Sire, ich wäre unwürdig, eine Compagnie leichter Jäger Eurer Majestät zu commandiren, wenn ein Ritt, wie der vor drei Tagen mich ermüdete. In den letzten Kriegen hat mir der

Herzog v. Guise, weil er mich immer im Sattel sah, den Beinamen der Albanese gegeben."

„Ja, man hat mir in der That gesagt, daß Du ein guter Reiter bist. Aber, sage mir, verstehst Du auch mit dem Schießen umzugehen?"

„Ich denke, so ziemlich, Sire; indeß hätte ich weithin zu der Geschicklichkeit Eurer Majestät. Doch das ist nicht Jedermanns Sache."

„Gut, betrachte Dir einmal diese lange Arkebuse da, sie ist mit zwölf Rehposten geladen: Ich will verdammt seyn, wenn auf sechszig Gänge ein einziger außerhalb des Brust des Heiden bleibt, den Du zum Ziel nehmen wirst!"

„Sechszig Schritte sind eine ziemlich weite Entfernung; aber ich möchte mich keineswegs mit einem Schützen, wie Eure Majestät, zu messen wagen."

„Auf zweihundert Schritte würde sie eine Kugel in den Leib eines Menschen jagen, vorausgesetzt, daß die Kugel das nöthige Gewicht hätte."

Der König legte die Arkebuse in die Hände des Kapitäns.

„Sie scheint so gut, als sie prachtvoll ist," sagte Georg, nachdem er sie sorgfältig geprüft und mit der Batterie gespielt hatte.

„Ich sehe, daß Du Dich auf Waffen verstehst, mein Tapferer! Lege sie an, damit ich sehe, wie Du zielst!"

Der Kapitän gehorchte.

„Es ist eine schöne Sache um eine Arkebuse," fuhr Carl mit langsamer Betonung fort. „In einer Entfernung von 100 Schritten nur diese leichte Fingerbewegung, und man kann sich sicher seines Feindes entledigen; denn weder Panzerhemd noch Harnisch helfen gegen eine gute Kugel!"

Carl IX. — ich habe das bereits bemerkt — betrachtete, sey es aus Gewohnheit von seinen Kinderjahren, sey es aus natürlicher Schüchternheit, fast nie geradeaus die Person, mit der er re-

dete. Diesmal jedoch sah er den Kapitän mit einem seltsamen Ausdruck fest an. Georg schlug unwillkürlich die Augen nieder, und der König that beinahe sogleich dasselbe. Abermals erfolgte ein kurzes Stillschweigen; Georg brach es zuerst.

„Welche Geschicklichkeit man auch haben möge in den Feuerwaffen, Degen und Lanze sind dennoch sicherer," sagte er.

„Ja; aber die Arkebuse" . . . . . wandte Carl ein und lächelte unheimlich; zögernd setzte er bei: „man sagt, Georg, Du seyest von dem Admiral schwer beleidigt worden?"

„Sire" . . . . .

„Ich weiß es, ich bin dessen gewiß. Aber es wäre mir recht... ich will, daß Du selbst mir die Sache erzählest."

„Es ist wahr, Sire; ich gieng ihn an wegen einer unglücklichen Geschichte, an der ich das größte Interesse nahm" . . . .

„Das Duell Deines Bruders! Alle Wetter! das ist ein hübscher Junge, der Euch seinen Mann gut an den Spieß steckt; ich achte ihn. Comminges war ein Geck; ihm geschah nur, wie er verdiente. Aber, Mord und Tod! Wie konnte dieser Teufel von einem Graubart darin eine Ursache finden, Dich zu beleidigen?"

„Ich fürchte, daß unglückliche Glaubensverschiedenheiten und meine Bekehrung, von der ich glaubte, sie sey vergessen" . . . . .

„Vergessen?"

„Eure Majestät hat das Beispiel des Vergessens religiöser Zwistigkeiten gegeben und Ihre seltene und unparteiische Gerechtigkeit" . . . .

„Merke Dir, mein Kamerad, der Admiral vergißt nichts."

„Ich habe das wohl gemerkt, Sire." Und Georg's Züge verfinsterten sich.

„Sage mir, Georg, was gedenkst Du zu thun?"

„Ich, Sire?"

„Ja; rede offen!"

„Sire, ich bin ein zu armer Edelmann, und der Admiral ist

zu alt, als daß ich ihn fordern lassen könnte; und zudem, Sire," fuhr er sich verneigend fort, als wollte er durch eine Höflingsphrase den Eindruck, welche seine vermeintliche Kühnheit auf den König hervorgebracht hatte, verwischen: „wenn ich es könnte, so fürchtete ich dadurch, die Gnade Eurer Majestät zu verlieren."

„Bah!" rief der König aus und legte seine rechte Hand auf die Schulter Georg's.

„Glücklicherweise," fuhr der Kapitän fort, „liegt meine Ehre nicht in den Händen des Admirals; und wenn Jemand meines Standes Zweifel über meine Ehre zu wagen hegte, dann würde ich Euer Majestät anflehen, mir zu gestatten" . . . .

„Das heißt also, Du willst Dich nicht an dem Admiral rächen? Und doch wird der . . . . unausstehlich übermüthig."

Der erstaunte Georg machte große Augen.

„Uebrigens," fuhr der König fort, „hat er Dich beleidigt, oder hol' mich der Teufel! er hat Dich schwer beleidigt, wie man mir sagte . . . ein Edelmann ist kein Lakai, und es gibt Dinge, die man selbst von einem Fürsten nicht aushalten darf."

„Wie könnte ich mich an ihm rächen? Er fände es unter seiner Würde, sich mit mir zu schlagen."

„Vielleicht. Aber sieh'!" . . . damit nahm der König die Arkebuse wieder und schlug sie an.

„Verstehst Du mich?"

Der Kapitän trat zwei Schritte zurück. Die Geberde des Monarchen war deutlich genug, und der teuflische Ausdruck in seinen Zügen erklärte sie nur zu gut."

„Wie, Sire! Sie riethen mir?" . . .

Der König stieß die Kolbe der Arkebuse mit Macht auf den Fußboden und schrie, den Kapitän mit wüthenden Augen firirend:

„Dir rathen? Millionen Donnerwetter, ich rathe Dir nichts."

Der Kapitän schwieg verlegen; er that, was mancher an

seiner Stelle gethan hätte — er verbeugte sich und schlug die Augen nieder.

Carl fuhr bald mit sanfterer Stimme fort:

„Nicht als ob — wenn Du ihm eine gute Kugel durch den Leib jagtest, um Deine Ehre zu rächen, — mir das nicht sehr gleichgültig wäre. Bei den Gedärmen des Papstes! ein Edelmann hat kein kostbareres Gut als seine Ehre, und um eine Scharte an ihr auszuwetzen, darf er Alles thun. Ferner sind diese Châtillons stolz und übermüthig wie Schindersknechte; die Schufte möchten mir gern den Hals umdrehen, ich weiß es, und meine Stelle einnehmen .... wenn ich den Admiral ansehe, so jucken mir oft die Finger, ihm alle Haare des Bartes auszuraufen."

Auf den Wortschwall eines Mannes, der sonst nicht verschwenderisch damit umgieng, antwortete der Kapitän keine Sylbe.

„Nun! Tod und Hölle; was willst Du thun? Sieh, an Deiner Stelle paßte ich ihm auf, wenn er aus seiner .... Predigt kommt, und schickte ihm von irgend einem Fenster herab eine gesunde Kugel in die Nieren. Blitz! mein Vetter von Guise würde es Dir danken und Du hättest für den Frieden des Königreichs gethan. Weißst Du, daß dieser Duckmäuser mehr König in Frankreich ist, als ich selber? dessen bin ich endlich müde .... ich sage Dir rund heraus, was ich denke; man muß diesem Hurensohn das Gelüste vertreiben, die Ehre eines Edelmanns zu durchlöchern. Loch in die Ehre, Loch in die Haut — Eins zahlt das Andre."

„Die Ehre eines Edelmanns wird durch einen Meuchelmord vernichtet und nicht hergestellt."

Diese Antwort war wie ein Donnerschlag für den Monarchen. Noch hielt er, unbeweglich, die Hände nach dem Kapitän ausgestreckt, die Arkebuse, welche er ihm als Werkzeug der Rache darzubieten schien. Sein Mund war blaß und halb offen; und man hätte behaupten mögen, seine starren auf Georg's Blicke ge-

richteten Augen schleuderten diesem einen entsetzlichen Zauber zu, den sie augenblicklich zurückerhielten. Die Arkebuse entfiel endlich den zitternden Händen des Königs und klirrte auf den Fußboden: der Kapitän bückte sich alsbald sie aufzuheben, und der König setzte sich jetzt in seinen Lehnsessel und ließ mit düsterer Miene den Kopf hängen. Das Zucken seines Mundes und seiner Augenlieder zeugte von einem wilden Kampfe in seinem Innern.

„Kapitän," fragte er nach langem Stillschweigen, „wo liegt Deine Compagnie leichter Reiter?"

„In Meaux, Sire."

„In wenigen Tagen wirst Du zu ihr abgehen und selber sie nach Paris führen. In . . . . ein paar Tagen wirst Du den Befehl dazu erhalten. Adieu!" In seiner Stimme war ein harter und grimmiger Ausdruck. Der Kapitän verneigte sich tief und Carl, mit der Hand nach der Thüre des Kabinets deutend, machte ihm bemerklich, daß seine Audienz geschlossen sey.

Der Kapitän gieng rücklings mit den gebräuchlichen Reverenzen hinaus, als der König, hastig auffahrend, ihn am Arm faßte.

„Siegel auf den Mund wenigstens! Du verstehst mich!"

Georg verneigte sich und legte seine Hand auf die Brust. Wie er aus dem Gemache trat, hörte er den König mit harter Stimme seinem Windspiel rufen und mit der Jagdpeitsche knallen, als wollte er seine schlechte Laune an dem unschuldigen Thiere auslassen.

Heimgekehrt, schrieb Georg folgendes Billet an den Admiral:

„Jemand, der nicht Euch, aber die Ehre liebt, fordert Euch auf, dem Herzog von Guise und vielleicht einem noch Mächtigeren nicht zu trauen. Euer Leben ist bedroht."

Dieser Brief machte keinen Eindruck auf Coligny's unerschrockene Seele. Man weiß, daß er kurz darauf am 22. August

1572, durch einen Schuß verwundet ward, den ein Frevler, Namens Maurevel, abdrückte, welch' letzterer deßhalb den Beinamen Schlächter des Königs erhielt.

XVIII.

Der Katechisirte.

Wie lieblich ist's, in fremder Zungen Brauch
Von Weiberlipp' und Augen Unterricht empfah'n!
Byron, Don Juan II. Ges.

Wenn zwei Liebende vorsichtig und verschwiegen sind, so verstreichen bisweilen mehr als acht Tage, ehe das Publikum ihr Vertrauter wird. Nach dieser Frist läßt ihre Klugheit nach, man findet die Vorsichtsmaßregeln lächerlich; ein Blick der Augen ist leicht abgefangen, noch leichter ausgelegt und die Welt weiß Alles.

Daher war die Verbindung der Gräfin v. Turgis und dem jungen Mergy bald kein Geheimniß mehr für Catharina's Hof. Eine Menge unumstößlicher Beweise hätten selbst Blinden die Augen öffnen müssen. So trug Frau v. Turgis regelmäßig Lilabänder, und Bernhard's Degenquaste, der Besatz seines Wammses und seine Schuhe waren gleichfalls mit Rosetten von Lilabändern geschmückt. Die Gräfin hatte ziemlich laut ihren Abscheu vor dem Kinnbart geäußert; seit Kurzem war Mergy's Kinn stets sorgsam rasirt, dagegen bildete sein desperat aufgestutzter, pomadisirter und mit einem Bleikamm gekämmter Schnurrbart eine Art Halbmond, dessen beide Hörner weit über die Nase hinausstarrten. Endlich behauptete man sogar kühnlich, ein gewisser Edelmann, der früh Morgens ausgieng, habe, von der Straße des Assis aus, die Gartenthüre der Gräfin aufgehen

und einen Mann herauskommen sehen, in welchem er, trotz dessen sorgsamer Vermummung, ohne Mühe den Herrn v. Mergy erkennen konnte.

Am überzeugendsten aber und für alle Welt am überraschendsten war der Umstand, daß man jetzt den jungen Hugenotten, diesen unbarmherzigen Verspötter aller Ceremonien des katholischen Kultus, die Kirchen emsiglich besuchen, keine Procession verfehlen, und seine Finger sogar in das Weihwasser tauchen sah, was er wenige Tage zuvor noch für eine abscheuliche Sünde gehalten hätte. Man raunte sich in die Ohren, Diana habe dem Herrn eine Seele gewonnen, und die jungen Edelleute reformirten Glaubens erklärten, daß sie vielleicht ernstlich auf ihre Bekehrung denken würden, wenn man ihnen, statt der Kapuziner und Franziskaner, junge und hübsche Eifrerinnen, wie Frau v. Turgis, schicken würde, um ihnen in's Gewissen zu reden. Indeß war Bernhard weit entfernt, bekehrt zu seyn. Wohl begleitete er die Gräfin in die Kirche; aber er setzte sich neben sie, und hörte, so lange die Messe dauerte, nicht auf, ihr in's Ohr zu flüstern, zum großen Aergerniß der Frommen. Also hörte er nicht nur selbst das Amt nicht an, sondern hinderte auch noch die Gläubigen an der nöthigen Aufmerksamkeit. Es ist ferner bekannt, daß eine Procession damals eine nicht minder vergnügliche Lustparthie war, als ein Maskenzug. Endlich machte sich Mergy kein Gewissen mehr daraus, seine Finger in Weihwasser zu tauchen, weil er dadurch das Recht erhielt, öffentlich eine hübsche Hand zu drücken, welche bei jeder Berührung mit der seinigen zitterte. Uebrigens hatte er dafür, daß er seinem Glauben treu blieb, harte Kämpfe auszuhalten, und Diana setzte ihm mit ihren Beweisen um so erfolgreicher zu, als sie für theologische Erörterungen gewöhnlich diejenigen Augenblicke wählte, wo es Mergy am schwächsten fiel, ihr etwas abzuschlagen.

„Theurer Bernhard," sagte sie eines Abends zu ihm, indem sie ihren Kopf auf die Schultern ihres Geliebten legte und seinen

Hals mit den langen Flechten ihrer schwarzen Haare umschlang; „theurer Bernhard, Du bist heute in der Predigt mit mir gewesen. Wohlan! haben so viele schöne Worte keine Wirkung auf Dein Herz gemacht? Willst Du denn immer fühllos bleiben?“

„Ei, ei, theure Freundin, wie kannst Du denken, daß die näselnde Stimme eines Kapuziners bewirken werde, was Deiner so süßen Stimme und Deinen von Liebesblicken so trefflich unterstützten religiösen Beweisgründen nicht gelang, meine holde Diana?“

„Böser Mensch, ich will Dich erdrosseln!“ Und damit zog sie eine ihrer Haarflechten leicht zusammen, ihn aber dadurch näher an sich.

„Weißst Du, womit ich während der Predigt meine Zeit zugebracht? Mit der Zählung aller Perlen in Deinen Haaren. Sieh' nur, wie Du sie im Zimmer umhergestreut hast!“

„Ich wußte es ja. Du hast nicht auf die Predigt gehört; es ist immer die gleiche Geschichte. Geh',“ sagte sie mit einiger Traurigkeit, „ich fühle wohl, daß Du mich nicht liebst, wie ich Dich liebe; denn sonst wärest Du schon längst bekehrt.“

„Ei! meine Diana, warum diese ewigen Zänkereien? Ueberlassen wir das den Doktoren der Sorbonne und unsern Wortdienern; was uns betrifft, so wollen wir unsere Zeit besser anwenden.“

„Laß mich! . . . Wenn ich Dich retten könnte, wie glücklich wäre ich! Sieh, Bernardo, um Dich zu retten, würde ich freiwillig die doppelte Zahl der Jahre, die ich im Fegefeuer zubringen muß, annehmen.“

Er drückte sie lächelnd in seine Arme, aber sie stieß ihn mit einem Ausdruck unendlicher Traurigkeit zurück.

„Du, Bernhard, Du würdest das nicht für mich thun; Du bekümmerst Dich nichts um die Gefahr, welche meine Seele läuft: während ich mich so Dir hingebe.“ . . . Und ihre schönen Augen quollen von heißen Thränen über.

„Theure Freundin, weißst Du denn nicht, daß die Liebe vieles entschuldigt, und" . . . . ?

„Ja, ich weiß es wohl. Aber, wenn ich Deine Seele retten könnte, so wären mir alle meine Sünden vergeben; alle die, welche wir mit einander begangen haben, und alle die, welche wir noch werden begehen können . . . . das Alles wäre uns vergeben. Was sage ich? Unsere Sünden wären das Mittel zu unserem Seelenheil gewesen!"

So peroriren drückte sie ihn mit aller Macht in ihre Arme, und die Heftigkeit des Enthusiasmus, der sie bei ihrer Rede beseelte, hatte in dieser Situation etwas so Komisches, daß Mergy sich alle Gewalt anthun mußte, um über diese sonderbare Art zu predigen nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen.

„Warten wir noch ein wenig mit unserer Bekehrung, meine Diana! wenn wir beide einmal alt seyn . . . . wenn wir zu alt seyn werden, um der Liebe zu pflegen!" . . . .

„Du bringst mich zur Verzweiflung, böser Mensch! warum dieses satanische Lächeln auf Deinen Lippen? meinst Du, es gelüste mich, sie jetzt zu küssen?"

„Du siehst, ich lächle schon nicht mehr."

„Ruhig, geh', laß mich! Sag' mir, querido Bernardo, hast Du das Buch, das ich Dir gab, gelesen?"

„Ja, ich wurde gestern damit fertig."

„Nun, wie hast Du es gefunden? das heiß' ich Schlüsse! Alle die Ungläubigen müssen verstummen."

„Dein Buch, meine Diana, ist nichts, als ein Gewebe von Unverschämtheiten und Lügen. Es ist das thörichteste Zeug, das bis auf diesen Tag aus einer papistischen Presse hervorgegangen. Wetten wir, Du hast es nicht gelesen, Du, die mir mit so viel Zuversicht davon redet!"

„Nein, ich hab' es noch nicht gelesen," erwiderte sie, ein wenig erröthend; „aber ich bin überzeugt, daß es voll Klarheit und

Wahrheit ist. Ich brauche keine andern Beweise, als die Wuth, womit die Hugenotten es herabwürdigen."

„Willst Du, zum Zeitvertreib, daß ich, die Schrift in der Hand Dir zeige" . . . .?

„Oh! hüte Dich wohl, Bernhard! schönen Dank für mich! ich lese die Schriften nicht, wie die Ketzer thun. Ich will nicht, daß Du meinen Glauben schwächest. Zudem wäre es verlorene Zeit. Ihr Hugenotten seyd immer mit einer zur Verzweiflung bringenden Wissenschaft bewaffnet. Ihr werfet sie uns in der Disputation an die Nase, und die armen Katholiken, welche nicht gleich Euch den Aristoteles und die Bibel gelesen haben, wissen Euch nicht zu antworten."

„Ah! Ihr Katholiken wollt eben um jeden Preis glauben, ohne Euch die Mühe zu nehmen, zu prüfen, ob etwas vernünftig ist oder nicht. Wir studiren zum mindesten unsere Religion, bevor wir sie vertheidigen, und jedenfalls, bevor wir sie ausbreiten wollen."

„Ach! was gebe ich um die Beredtsamkeit des ehrwürdigen Vaters Giron, Franziskaners!"

„Er ist ein Thor und ein Aufschneider! Aber er mochte vor sechs Jahren in einer öffentlichen Disputation schreien, wie er wollte, unser Geistlicher Houdart hat ihn auf den Hund gesetzt."

„Lügen! Ketzerlügen!"

„Wie? weißst Du nicht, daß man im Laufe des Colloquiums dicke Schweißtropfen von der Stirne des guten Paters auf einen Chrysostomus, den er in der Hand hatte, rinnen sah? ein Spaß, worauf ein Spötter die Verse machte" . . . .

„Ich will sie nicht hören. Vergifte meine Ohren nicht mit Deinen Ketzereien. Bernhard, mein theurer Bernhard, ich beschwöre Dich, höre nicht auf alle diese Einflüsterungen des Satans, welche Dich täuschen und zur Hölle führen! ich flehe Dich

auf den Knieen an, rette Deine Seele und kehre in den Schoos unserer Kirche zurück!“

Und da sie, trotz ihrer Bitten, auf den Lippen ihres Geliebten das Lächeln des Unglaubens sah, rief sie aus: „Wenn Du mich liebst, entsage für mich, aus Liebe zu mir, Deinen verdammlichen Meinungen!“

„Es wäre mir weit leichter, meine theure Diana, für Dich dem Leben zu entsagen, als Dem, was mir meine Vernunft als Wahrheit erwiesen hat. Wie kannst Du fordern, daß Deine Liebe mich zu glauben hindern solle, daß zwei und zwei vier macht?“

„Grausamer!“ . . .

Mergy hatte ein unfehlbares Mittel, den Erörterungen dieser Art ein Ende zu machen; er wendete es an. —

„Ach! theurer Bernardo,“ sagte die Gräfin mit ermattender Stimme, als der anbrechende Tag Mergy zur Heimkehr nöthigte, „Ich werde mich für Dich in die Hölle bringen und sehe wohl, daß mir der Trost ausbleibt, Dich zu retten.“

„Nicht doch, mein Engel! der Pater Giron wird uns eine gute Absolution geben in articulo mortis (beim letzten Athemzug.)“

XIX.

Der Franziskaner.

Monachus in claustro
Non valet ova duo;
Sed quanto est extra,
Bene valet triginta.

Ein Mönchlein, das im Kloster sitzt,
Hat nie zwei Eier Werths genützt;
Doch wenn es mit der Welt verkehrt,
Ist es gleich ihrer dreißig werth.

Am Tage nach der Hochzeit Margaretha's mit dem König von Navarra verließ der Kapitän Georg, in Folge eines Hofbefehls,

Paris, um sich an die Spitze seiner Kompagnie leichter Reiter in Meaux zu stellen. Sein Bruder hatte ihm ziemlich vergnügt Lebewohl gesagt, und in der Hoffnung, ihn noch vor dem Ende der Festlichkeiten wiederzusehen, sich ohne Umstände in den Gedanken ergeben, einige Tage allein zu wohnen. Frau v. Turgis beschäftigte ihn so hinlänglich, daß eine kurze Einsamkeit nichts allzu Schreckliches für ihn hatte. Nachts war er nie zu Hause und den Tag über schlief er.

Am Freitag den 22. August 1572 wurde der Admiral mit einem Arkebusenschuß von der Hand eines Elenden, Namens Maurevel, schwer verwundet. Da das allgemeine Gerücht diesen feigen Meuchelmord dem Herzog von Guise zuschrieb, so verließ derselbe am folgenden Tag die Hauptstadt, als wolle er sich den Klagen und Drohungen der Reformirten entziehen. Der König stellte sich anfänglich, als beabsichtige er, ihn mit äußerster Strenge zu verfolgen; aber er widersetzte sich seiner Rückkehr nicht, welche durch das entsetzliche Gemetzel, welches in der Nacht des 24. Augusts stattfinden sollte, bezeichnet wurde.

Eine ziemliche Anzahl wohlgerüsteter protestantischer Edelleute durchzogen, nach einem Besuch bei dem Admiral, die Straßen nach allen Richtungen, in der Absicht, den Herzog von Guise oder dessen Anhänger aufzusuchen, und im Betretungsfall Händel mit ihnen anzufangen. Dennoch verlief sich anfangs Alles sehr friedlich. Das durch ihre Anzahl erschreckte, oder vielleicht eine andere Gelegenheit erwartende Volk schwieg bei ihrem Aufzug und hörte, ohne gereizt zu scheinen, ihr Geschrei: „Tod den Meuchelmördern des Herrn Admirals! Nieder mit den Guisarden!"

Beim Umbiegen um eine Straße stellte sich unvermuthet ein Dutzend katholischer Edelleute, darunter mehrere des Hauses Guise, der protestantischen Truppe gegenüber. Man erwartete einen ernsthaften Streit; aber es wurde nichts daraus. Die Katholiken, — sey's aus Klugheit oder kraft bestimmter Ver-

haltungsbefehle, — erwiderten die beleidigenden Rufe der Protestanten nicht; und ein gut aussehender junger Mann, der an ihrer Spitze ritt, näherte sich Mergy und sagte, unter höflichem Gruß, mit vertraulichem und freundschaftlichem Tone zu ihm: „Guten Tag, Herr v. Mergy! Ihr habt ohne Zweifel den Herrn v. Châtillon gesehen? Wie befindet er sich? Ist der Meuchelmörder gefangen?"

Die beiden Truppen machten Halt. Mergy erkannte den Baron v. Vaudreuil, gab ihm seinen Gruß zurück und beantwortete seine Fragen. Mehrere Privatgespräche entspannen sich, und da solche kurz dauerten, trennte man sich ohne Gezänke. Die Katholiken wichen von der Mitte des Pflasters, und jeder Theil verfolgte seinen Weg.

Indeß hatte der Baron v. Vaudreuil Herrn v. Mergy eine Zeitlang aufgehalten, so daß er ein wenig hinter seinen Genossen zurückgeblieben war. Als er ihn verließ, sagte Vaudreuil, den Sattel seines Pferdes musternd, zu ihm: „Nehmt Euch in Acht! ich müßte mich sehr irren, oder Euer Gurt ist schlecht geschnallt. Seh't Euch vor!" Mergy stieg ab und gurtete sein Pferd auf's Neue. Kaum war er wieder aufgesessen, als er Jemand schnell hinter sich her trotten hörte. Er wendete den Kopf und sah einen Jüngling von unbekanntem Gesicht, der jedoch zu der Truppe, welcher sie begegnet waren, gehörte.

„Gott verdamm' mich!" rief dieser, auf ihn ansprengend; „ich wäre entzückt, allein einem von den Burschen zu begegnen, welche eben: „Nieder mit den Guisarden!" geschrieen haben."

„Ihr brauchet nicht weit zu gehen, um einen derselben zu finden," rief Bernhard; „was steht Euch zu Dienst?"

„Wäret Ihr vielleicht einer von diesen Schuften?"

Mergy zog augenblicklich vom Leder und schlug diesem Freunde der Guisarden einen flachen Hieb in's Gesicht. Der Geschlagene ergriff augenblicklich ein Pistol aus dem Halfter und drückte auf Armeslänge gegen Mergy ab. Glücklicherweise

versagte der Schuß. Der Geliebte Diana's erwiderte mit einem tüchtigen Säbelhieb auf den Kopf seines Feindes, welcher, in Blut gebadet, vom Pferde sank. Das bis daher gleichmüthig zuschauende Volk nahm alsbald die Partei des Verwundeten. Der junge Hugenott wurde mit Steinen und Stöcken angefallen, und da jeder Widerstand gegen eine solche Masse vergeblich gewesen wäre, so gab er wohlweislich seinem Pferde die Sporen, um sich im Galopp davon zu machen. Wie er jedoch allzukurz um eine Straßenecke umbog, stürzte sein Pferd. Zwar unbeschädigt, konnte er dennoch nicht schnell genug wieder aufsteigen. Der wüthende Pöbelhaufen umringte ihn. Jetzt lehnte er sich an eine Mauer und trieb eine Zeit lang diejenigen mit dem Degen zurück, welche sich zu nahe an ihn heranwagten. Aber seine Klinge sprang durch einen starken Prügelschlag ab; er wurde niedergeworfen und wäre in Stücke zerrissen worden, hätte ihn nicht ein Franziskaner, der sich zwischen ihn und seine Henker warf, mit dem eigenen Leibe gedeckt.

„Was macht ihr? meine Kinder!“ rief derselbe; „laßt diesen Mann los; er ist nicht schuldig.“

„Es ist ein Hugenott!“ heulten hundert wüthende Stimmen.

„Wohlan! so gönnet ihm Zeit, Reu und Leid zu machen; er kann es noch.“ Die Hände, welche Mergy hielten, ließen ihn alsbald los. Er stand auf, nahm seinen Degen-Stumpf und schickte sich an, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn er noch einmal angegriffen würde.

„Schenket diesem Mann das Leben,“ fuhr der Mönch fort, „und habet Geduld. In Kurzem werden die Hugenotten zur Messe gehen.“

„Geduld? Geduld?“ wiederholten mehrere Stimmen ingrimmig. „Schon lange her singt man uns immer das Liedlein von der Geduld, und einstweilen geben jeden Sonntag ihre Gesänge in den Predigten jedem ehrlichen Menschen ein Aergerniß.“

„Ei!“ fiel der Mönch mit lustigem Tone ein, „kennet ihr denn nicht das Sprüchwort:

Der Uhu schreit und ächzt,
Bis er sich heiser krächzt?

Lasset sie noch ein klein wenig miauen, bald werdet ihr sie, Dank unserer lieben Frau vom August, die Messe lateinisch singen hören. Was diesen jungen Duckmäuser betrifft, so überantwortet ihn mir; ich will einen guten Christen aus ihm machen. Seyd gescheidt! verbrennet den Braten nicht, um ihn desto schneller essen zu können!“

Die Menge zerstreute sich murrend, jedoch ohne Mergy die geringste Unbild zu thun. Man gab ihm sogar sein Pferd zurück.

„Dieß ist das erstemal in meinem Leben,“ sagte er, „daß mir Euer Kleid Vergnügen macht, mein Vater! Glaubet an meine Dankbarkeit, und habt die Güte, diese Börse anzunehmen.“

„Wenn Ihr sie für die Armen bestimmt, mein Junge, so nehme ich sie. Wisset, ich interessire mich für Euch. Ich kenne Euren Bruder und meine es gut mit Euch. Sattelt heute noch um! kommet mit mir; die Bekehrung wird gleich vorbei seyn!“

„Was das betrifft, mein Pater, so danke ich Euch. Ich habe gar keine Lust, mich zu bekehren. Aber woher kennet Ihr mich? wie ist Euer Name?“

„Man nennt mich den Bruder Lubinus... und... kleiner Schelm, ich sehe Euch sehr oft um ein gewisses Haus schleichen... Still! Sagt mir, Herr v. Mergy, glaubet Ihr jetzt, daß ein Mönch Gutes thun könne?“

„Ich werde Euern Edelmuth allenthalben bekannt machen, Pater Lubin!“

„Ihr wollet die Predigt nicht mit der Messe vertauschen?“

„Noch einmal, nein! und ich werde nie in die Kirche gehen, als um Eure Predigten zu hören.“

„Ihr seyd ein Mann von Geschmack, wie es scheint.“

„Und außerdem Euer großer Bewunderer.“

„Meiner Treu! es thut mir leid für Euch, daß Ihr in der Ketzerei verharren wollt. Ich habe Euch gewarnt; ich habe gethan, was ich konnte. Komme, was da muß; ich wasche meine Hände in Unschuld. Gott befohlen, mein Junge!"

„Gott befohlen, mein Pater!"

Mergy stieg wieder auf sein Pferd und ritt heim, zwar ein wenig zerdroschen, doch sehr zufrieden, sich so guten Kaufs aus einem so schlimmen Handel gezogen zu haben."

XX.

Die leichten Reiter.

Der unter uns,
Der seines Vaters, Bruders oder Freundes schont,
Verfällt dem Tode.
Otway, das gerettete Venedig.

Am Abend des 24. Augusts zog eine Kompagnie leichter Reiter durch das Thor Saint-Antoine in Paris ein. Die bestaubten Stiefel und Anzüge der Reiter bewiesen, daß sie einen langen Ritt gemacht hatten. Die letzten Schimmer des verscheidenden Tags beleuchteten die sonnverbrannten Gesichter dieser Soldaten; man konnte jene unbestimmte Unruhe auf denselben lesen, die sich beim Herannahen eines noch unbekannten Ereignisses fühlbar macht, von dem man voraussetzt, daß es düsterer blutiger Natur seyn werde.

Die Truppe nahm in kurzem Trab ihre Richtung nach einem großen, häuserleeren Platz, der sich vor dem alten Palais des Tournelles ausdehnte. Dort kommandirte der Kapitän Halt, schickte alsdann seinen Cornett mit einem Dutzend Leute auf Recognoscirung und stellte selbst am Eingange der benachbarten Straßen Schildwachen mit brennender Lunte aus, als stände

man vor dem Feind. Nachdem er diese außergewöhnliche Vorsichtsmaßregel genommen, ritt er vor die Fronte seiner Compagnie zurück.

„Wachtmeister!" rief er mit härterer und gebieterischerer Stimme als gewöhnlich.

Ein alter Reiter mit goldbordirtem Hut und gestickter Schärpe nahte sich respektvoll seinem Chef.

„Sind alle unsere Reiter mit Lunten versehen?"

„Ja, Kapitän."

„Ist hinreichend Pulver und Blei vertheilt?"

„Ja, Kapitän."

„Gut!" Jetzt ritt er im Schritt an der Fronte seiner kleinen Abtheilung hinab. Der Wachtmeister folgte ihm auf Pferdeslänge nach. Er hatte die Mißstimmung seines Kanitäns bemerkt und zögerte ihn anzugehen. Endlich faßte er Muth.

„Kapitän, darf ich den Reitern erlauben, daß sie ihre Pferde füttern? Ihr wißt, daß sie seit heute Morgen nichts gefaßt haben."

„Nein."

„Eine Handvoll Haber? das wäre gleich geschehen."

„Nicht ein Pferd darf abgezäumt werden."

„Wenn sie aber heute Nacht zu thun bekämen... wie man sagt... wenn vielleicht..."

Der Offizier machte eine ungeduldige Geberde. „An Euren Posten!" befahl er trocken. Damit ritt er weiter. Der Wachtmeister kehrte unter seine Soldaten zurück.

„Nun, Wachtmeister, ist's wahr? was wird man thun? was gibt's? was hat der Kapitän gesagt?"

Zwanzig Fragen auf einmal wurden an ihn von alten Soldaten gerichtet, deren Dienste und lange Zusammengewöhnung sie berechtigten, einer solchen Vertraulichkeit mit ihrem Vorgesetzten zu pflegen.

„Wir werden schöne Geschichten erleben," sagte der Wacht-

meister mit dem vielversprechenden Ton eines Menschen, der mehr weiß, als er sagt.

„Wie? Was?“

„Man darf nicht absatteln, nicht einmal auf einen Augenblick; ... denn ... wer weiß? man kann jeden Augenblick unserer bedürfen.“

„Ei? will man sich schlagen?“ sagte der Trompeter. „Und gegen wen denn?“

„Gegen wen?“ Der Wachtmeister wiederholte die Frage, um sich Zeit zum Nachdenken zu lassen. „Alle Wetter! eine saubere Frage das! gegen wen soll man sich denn schlagen, als gegen die Feinde des Königs?“

„Freilich, aber wer sind diese Feinde des Königs?“ fuhr der eigensinnige Frager fort.

„Die Feinde des Königs? er weiß nicht, wer die Feinde des Königs sind!“ und dabei zuckte er mitleidig die Achseln.

„Der Spaniole ist des Königs Feind; aber der wäre doch nicht nur so in catimini gekommen, ohne daß man ihn bemerkt hätte,“ meinte einer der Reiter.

„Bah!“ erwiderte ein anderer: „ich kenne manche Feinde des Königs, die keine Spaniolen sind.“

„Bertrand hat Recht,“ sagte der Wachtmeister; „und ich verstehe wohl, wen er da meint.“

„Heraus damit! wen denn?“

„Hugenotten,“ sagte Bertrand. „Man braucht kein Hexenmeister zu seyn, um das zu merken. Jedermann weiß, daß die Hugenotten ihre Religion aus Deutschland holten; und die Deutschen sind ganz gewiß unsere Feinde, denn ich habe schon oft eine Pistole gegen sie abgefeuert, absonderlich bei Saint Quentin, wo sie sich wie die lebendigen Teufel schlugen.“

„Das ist alles schön und gut,“ sagte der Trompeter; „aber es wurde Friede mit ihnen geschlossen, und man hat bei dieser

Gelegenheit genug getrommelt und gepfiffen, daß ich mich wohl daran erinnern kann."

„Ein Beweis, daß sie nicht unsere Feinde sind," sagte ein junger, besser als die andern gekleideter Reiter, „ist der, daß der Graf v. La Rochefoucauld die leichten Reiter in dem nächsten flandrischen Kriege befehligen wird; wer aber weiß nicht, daß La Rochefoucauld zu selbiger Religion gehört? Hol mich der Teufel, wenn er nicht dazu gehört, vom Wirbel bis zur Zehe! er hat Sporen à la Condé und trägt einen Hut à la Hugenottin."

„Daß er die schwere Noth kriege!" rief der Wachtmeister aus. „Du weißst das nicht, Du, Merlin; Du warst noch nicht bei uns: La Rochefoucauld commandirte den Hinterhalt, wo wir schier alle geblieben wären, bei La Robraye im Poitou. Das ist ein abgefeimter Kerl."

„Und er hat behauptet," fügte Bertrand bei, „daß eine Compagnie Reiter mehr werth sey, als eine Schwadron Chevauxlegers. Das ist so wahr, als mein Pferd da ein Rothschimmel ist. Ich hab' es von einem Pagen der Königin."

Das ganze Auditorium offenbarte jetzt laut seine Entrüstung; bald aber überwog die Neugierde, zu erfahren, gegen wen die Kriegsrüstungen und die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln, die sie nehmen sahen, gerichtet seyen.

„Ist's wahr, Wachtmeister," fragte der Trompeter, „daß man gestern den König hat ermorden wollen?"

„Ich wette, es sind diese . . . Ketzer."

„Der Wirth zum St. Andreaskreuz, bei dem wir frühstückten," sagte Bertrand, „hat uns erzählt, daß sie auf solche Manier die Messe abschaffen wollten."

„Wenn das der Fall wäre, so würden wir alle Tage Fleisch essen dürfen," bemerkte Merlin sehr philosophisch; „ein Bissen eingesalzenes, statt durchgetriebener Bohnen! das wäre so trostlos nicht."

„Ja; aber wenn die Hugenotten am Brett sind, so werden sie vor allen Dingen alle Chevauxlegers-Compagnien zerschlagen, wie ein Glas, um ihre Hunde von deutschen Reitern dafür anzubringen."

„Wenn das sich so verhält, so möchte ich ihnen mit Herzenslust den Schwanzriemen abhauen. Tod und Teufel! das macht mich gut katholisch. Sagt doch, Bertrand, Ihr habt ja mit den Protestanten gedient, ist's wahr, daß der Admiral seinen Reitern nur acht Sous gab?"

„Keinen Heller weiter, der alte grüne Filz! daher verließ ich ihn auch gleich nach dem ersten Feldzug."

„Was doch heute der Kapitän für eine schlechte Laune hat!" sagte der Trompeter. „Er, der sonst ein so guter Kerl ist und gern mit dem Soldaten schwatzt, hat auf dem ganzen Marsch die Zähne nicht auseinander gebracht."

„Es sind diese Neuigkeiten da, die ihn plagen," antwortete der Wachtmeister.

„Welche Neuigkeiten?"

„Ja; offenbar was die Hugenotten im Sinn haben."

„Der Bürgerkrieg wird wieder anfangen," sagte Bertrand.

„Desto besser für uns," meinte Merlin, der alles von der guten Seite ansah; „dann gibt es Streiche auszutheilen, Dörfer zu verbrennen und Hugenotten zu trillen."

„Es ist klar, sie wollten ihre alte Geschichte von Amboise wieder anfangen," sagte der Wachtmeister; „darum hat man uns kommen lassen. Wie werden schon Ordnung hineinbringen."

In diesem Augenblick kam der Cornett mit seiner Rotte zurück; er näherte sich dem Kapitän, und sprach leise mit ihm, indeß die Soldaten, welche ihn begleitet hatten, sich unter ihre Kameraden mischten.

„Bei meinem Bart!" sagte einer von denjenigen, welche auf Recognoscirung aus gewesen, „ich weiß nicht, was heute in Paris vorgeht. Wir haben keine Katze auf der Straße gesehen;

aber dagegen ist die Bastille voller Soldaten; ich habe die Piken von Schweizern gesehen, die in dem Hof wie Kornähren wogten, — fürwahr!"

„Es waren ihrer nicht mehr als Fünfhundert," entgegnete ein Anderer.

„Es hat keinen Zweifel," sagte der Erste wieder, „daß die Hugenotten den König umbringen wollten, und der Admiral in dem Getümmel von dem großen Herzog von Guise eigenhändig verwundet wurde."

„Ha! der Bandit! dem geschah es recht!" rief der Wachtmeister.

„So viel ist gewiß," fuhr der Reiter fort, „so viel ich aus dem Kauderwälsch dieser Schweizer abnehmen konnte, daß man schon allzulang die Ketzer in Frankreich duldet."

„Das ist wahr, seit einiger Zeit spielen sie gewaltig die Herren," sagte Merlin.

„Sollte man nicht glauben, sie haben uns bei Jarnac und Moncontour geschlagen, so viel prunken und renommiren sie?"

„Sie möchten," sagte der Trompeter, „gerne den Schinken fressen und uns das Bein abzunagen geben."

„Ja, es ist hohe Zeit, daß die guten Katholiken ihnen den Kopf ausputzen."

„Was mich betrifft," sagte der Wachtmeister, „wenn der König mir befähle: schlage mir diese Schufte todt! so soll man mir meine Schärpe abreißen, wenn ich es mich zweimal heißen ließe!"

„Belle-Rose, erzähle uns doch ein wenig, was hat unser Cornett gethan!" fragte Merlin.

„Er hat mit so einem Kerl von Schweizer-Offizier gesprochen; ich konnte aber nichts erlauschen. Es muß jedenfalls merkwürdig seyn; denn alle Augenblicke rief er aus: Ah mein Gott!! Ah mein Gott!!"

„Sieh' da, es kommen Reiter in vollem Galopp auf uns zu; ohne Zweifel bringt man uns eine Ordre."

„Es sind nur zwei, wie mir scheint; und der Kapitän und der Cornett reiten ihnen entgegen."

Zwei Reiter sprengten auf die Compagnie Chevauxlegers zu. Einer derselben, mit reichem Anzug, einem Federhut nebst grüner Schärpe, saß auf einem Schlachtroß. Sein Begleiter war ein kurzer, dicker, untersetzter Mann, welcher eine schwarze Kutte und ein großes hölzernes Cruzifix trug.

„Man wird sich sicherlich schlagen," sagte der Wachtmeister; da kommt ein Bettelmönch, um der Verwundeten Beichte zu hören."

„Es ist gar nicht angenehm, sich nüchtern zu schlagen," murrte Merlin vor sich hin.

Die beiden Reiter mäßigten ihren Galopp, so daß sie beim Zusammentreffen mit dem Kapitän ihre Pferde bequem pariren konnten.

„Ich küsse die Hände des Herrn v. Mergy," sagte der Mann mit der grünen Schärpe. „Erkennt er seinen Diener, Thomas v. Maurevel wieder?"

Dem Kapitän war Maurevel's neues Verbrechen noch unbekannt; er sah in ihm nur den Mörder des tapfern de Mery. Sehr trocken antwortete er ihm: „Ich kenne den Herrn v. Maurevel nicht. — Ich hoffe, Ihr sollt uns endlich melden, warum wir hier sind."

„Es handelt sich darum, Herr, unsern guten König und unsere heilige Religion von der sie bedrohenden Gefahr zu retten."

„Was soll denn das für eine Gefahr seyn?" fragte Georg mit verächtlichem Ton.

„Die Hugenotten haben sich gegen Seine Majestät verschworen; aber ihre strafbaren Complotte sind, Gott sey Dank, zur rechten Zeit entdeckt worden, und alle gute Christen müssen heute Nacht zusammen stehen, um sie im Schlaf zu vertilgen."

„Gleichwie vertilget wurden die Midianiter von dem starken Gideon,“ sagte der Schwarz-Bekuttete.

„Was hör' ich?“ rief Mergy, vor Schauder bebend.

„Die Bürger sind bewaffnet,“ fuhr Maurevel fort. „Die französischen Garden und dreitausend Schweizer befinden sich in der Stadt. Wir haben gegen sechszigtausend Mann bei uns; um eilf Uhr wird das Signal gegeben werden und der Tanz beginnen.“

„Elender Gurgelabschneider! welchen ehrlosen Betrug willst Du uns da aufbinden! Der König befiehlt keine Meuchelmorde .... Er zahlt sie höchstens.“

Aber bei diesen Worten erinnerte sich Georg der befremdenden Unterredung, welche er einige Tage zuvor mit dem König gehabt hatte.

„Nicht so hitzig! Herr Kapitän; wenn der Dienst des Königs mich nicht ganz in Anspruch nähme, würde ich auf Eure Beleidigungen antworten. Höret mich! Ich komme von Seiten Seiner Majestät, Euch aufzufordern, daß Ihr mich mit Eurer Truppe begleitet. Die Straße Saint-Antoine und das benachbarte Quartier ist uns überantwortet. Ich bringe Euch die genaue Liste der Personen, die man weiter befördern muß. Der ehrwürdige Pater Malebruche wird Eure Leute ermahnen und weiße Kreuze unter sie vertheilen, dergleichen alle Katholiken tragen werden, damit man in der Dunkelheit nicht Gläubige für Ketzer nimmt.“

„Und ich sollte meine Hände zur Niedermetzelung schlafender Leute hergeben!“

„Seyd Ihr Katholik, und erkennet Ihr Karl IX. für Euren König? Kennet Ihr die Unterschrift des Marschall v. Retz, dem Ihr Gehorsam schuldet?“ Damit reichte er ihm ein Papier aus seinem Gürtel.

Mergy winkte einem Reiter herbei und las bei dem Schein einer Strohfackel, die an der Lunte einer Arkebuse angezündet

wurde, einen Befehl in bester Form, der im Namen des Königs den Kapitän v. Mergy anwies, die Bürgergarde zu unterstützen und dem Herrn v. Maurevel zum Zweck eines Dienstes zu gehorchen, welchen der Genannte ihm näher erläutern würde. Diesem Befehl war eine Namenliste angehängt mit der Aufschrift: Liste der Ketzer, welche in dem Quartier Saint-Antoine zum Tode gebracht werden müssen. Die Flamme der in der Hand des Reiters brennenden Fackel zeigte allen Chevauxlegers die tiefe Bewegung, welche ihrem Chef diese ihnen noch unbekannte Ordre verursachte.

„Niemals werden meine Reiter das Mörderhandwerk treiben wollen," rief Georg, indem er das Papier dem Maurevel in's Gesicht warf.

„Es ist nicht von Mord die Rede," sagte der Priester kalt: „von Ketzern handelt es sich und von Gerechtigkeit, die man ihnen anthun muß."

„Wackere Leute!" rief Maurevel mit starker Stimme den Chevauxlegers zu, „die Hugenotten wollen den König und die Katholiken umbringen. Man muß ihnen zuvorkommen; heute Nacht werden wir sie alle im Schlafe erwürgen; und der König gestattet Euch die Plünderung ihrer Häuser!"

Ein wilder Freudenschrei rief durch die Reihen: „Es lebe der König! Tod den Hugenotten!"

„Ruhig im Glied;" rief der Kapitän mit Donnerstimme. „Ich allein habe hier das Recht, diese Reiter zu commandiren. Kameraden, was der Elende da sagt, kann nicht wahr seyn, und hätte es selbst der König befohlen, nie werden meine Chevauxlegers Wehrlose tödten wollen."

Die Soldaten schwiegen.

„Es lebe der König! Tod den Hugenotten!" riefen Maurevel und sein Begleiter zugleich. Die Reiter wiederholten einen Augenblick darauf: Es lebe der König! Tod den Hugenotten!"

„Nun? Kapitän, werdet Ihr gehorchen?" sagte Maurevel.

„Ich bin nicht mehr Kapitän,“ rief Georg. Zugleich riß er seinen Ringkragen und seine Schärpe, die Zeichen seiner Würde, ab.

„Fangt diesen Verräther,“ schrie Maurevel, den Degen ziehend; „haut ihn nieder, den Rebellen, der seinem König trotzt!“

Aber kein einziger Soldat wagte es, die Hand an seinen Führer zu legen .... Georg schlug Maurevel den Degen aus der Hand; aber statt ihn zu durchbohren, begnügte er sich, ihm den seinigen so heftig in's Gesicht zu schlagen, daß er vom Pferde stürzte.

„Adieu, ihr Schufte!“ rief er seiner Truppe zu; „ich glaubte, Soldaten zu haben, und sehe nur Meuchelmörder.“ Dann zu seinem Cornett gewendet: „Alphons, wenn Ihr Hauptmann werden wollt, gibt's da eine schöne Gelegenheit. Stellt Euch an die Spitze dieser Räuber.“

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und ritt im Galopp weg, in's Innere der Stadt. Der Cornett ritt ihm einige Schritte nach; doch bald hielt er den Zügel an, setzte sein Pferd in Schritt, dann hielt er, endlich wendete er wieder um und kam zu seiner Compagnie zurück, ohne Zweifel, weil er urtheilte, daß der Rath seines Kapitäns, obwohl im Zorn gegeben, dennoch mit Nutzen zu befolgen seyn dürfte.

Der von seinem Schlag noch etwas betäubte Maurevel stieg mit einem Fluche wieder auf, und der Mönch ermahnte mit erhobenem Kreuz die Soldaten, keinem einzigen Hugenotten Pardon zu geben, und die Ketzerei in Strömen von Blut zu ersäufen.

Die Soldaten waren einen Augenblick durch die Vorwürfe ihres Kapitäns erschüttert; aber befreit von seiner Gegenwart und mit einer schönen Plünderung in Aussicht, schwenkten sie ihre Säbel über dem Kopf und schwuren, alle Befehle Maurevel's auszuführen.

XXI.

Letzte Anstrengung.

Wahrsager:
Nimm vor des Märzen Idus Dich in Acht!
Shakspeare, Julius Cäsar.

An demselben Abend gieng Mergy zur gewohnten Stunde aus seiner Wohnung und schlug tief verhüllt in einen aschgrauen Mantel, und den Hut über die Augen geschlagen, mit gehöriger Discretion den Weg zum Hause der Gräfin ein. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als er dem Chirurgen Ambrosius Paré begegnete, den er kannte, weil ihn derselbe nach seiner Verwundung behandelt hatte. Paré kam aus dem Hotel Chatillon zurück. Mergy gab sich zu erkennen und fragte ihn um das Befinden des Admirals.

„Es steht besser mit ihm," sagte der Wundarzt. „Die Wunde ist schön und der Kranke gesund. Mit Gottes Hülfe wird er geheilt werden. Ich hoffe, daß der Trank, den ich ihm diesen Abend verschrieben, gute Dienste thun und er eine ruhige Nacht haben werde."

Ein Bursch vom Pöbel, der an ihnen vorübergieng, hatte gehört, daß sie von dem Admiral sprachen. Als er weit genug entfernt war, um ohne Furcht vor einer Züchtigung unverschämt seyn zu können, schrie er: „Er wird bald den St. Veitstanz am Galgen machen, Euer Teufelsadmiral!" und floh, so schnell er konnte.

„Elende Canaille!" sagte Mergy. „Es thut mir leid, daß unser großer Admiral in einer Stadt weilen muß, wo er so viele bittere Feinde hat."

„Zum Glück ist sein Hotel gut bewacht," antwortete der Chirurg. „Als ich ihn verließ, waren die Treppen voll Soldaten, welche bereits ihre Lunten anbrannten. Ah! Herr v. Mergy,

die Leute in dieser Stadt lieben uns nicht.... Aber es ist spät und ich muß in's Louvre zurück."

Sie trennten sich, einander gute Nacht wünschend, und Mergy gieng weiter in so rosenfarbige Gedanken versunken, daß er bald den Admiral und den Haß der Katholiken vergaß. Doch drang sich ihm unwillkührlich die Bemerkung auf, daß in den Straßen von Paris, welche doch sonst gleich bei Anbruch der Nacht ziemlich verlassen waren, eine außerordentliche Bewegung stattfinde. Bald begegnete er Lastträgern, welche seltsam geformte Dinge, die er in der Dunkelheit für Bündel von Piken zu nehmen versucht war, auf ihren Schultern hatten; bald einer Abtheilung still schleichender Soldaten mit hochgehaltenen Waffen und angezündeten Lunten; anderwärts wurden Fenster aufgerissen, einige Gestalten zeigten sich hinter denselben mit Lichtern und verschwanden plötzlich.

„Hollah!" rief er einem Sackträger zu, „guter Mann, wohin tragt Ihr so spät diese Rüstung?

„In's Louvre, edler Herr, zur Unterhaltung in dieser Nacht."

„Kamerad," sagte Mergy zu einem Sergeanten, der eine Patrouille führte, „wohin so scharf gewaffnet?"

„In's Louvre, edler Herr, zur Unterhaltung in dieser Nacht."

„Hollah! Page, seyd Ihr nicht in des Königs Dienst? Wohin geht Ihr denn mit Euren Kameraden, geharnischte Rosse führend?"

„In's Louvre, edler Herr, zur Unterhaltung in dieser Nacht."

Die Unterhaltung in dieser Nacht? sagte Mergy bei sich. Es scheint, alle Welt außer mir weiß um das Geheimniß. Indeß was liegt mir daran? Der König kann sich ohne mich amüsiren, und ich bin gar nicht neugierig seine Unterhaltung zu sehen.

Etwas weiter gehend, bemerkte er einen schlecht gekleideten Menschen, der vor einigen Häusern stehen blieb und die Thüren durch ein Kreuz mit Kreide bezeichnete.

„Guter Mann, seyd Ihr denn Quartiermacher, daß Ihr also die Wohnungen bezeichnet?“

Der Unbekannte gab keine Antwort und verschwand.

Beim Umbiegen in eine Straße, als er in die von der Gräfin bewohnte trat, hätte er beinahe einen gleich ihm in einen großen Mantel vermummten Mann gerannt, der um dieselbe Ecke bog, nur in entgegengesetzter Richtung. Trotz der Dunkelheit und der Sorgfalt, womit Beide sich vor einander verbergen zu wollen schienen, erkannten sie sich sogleich.

„Ha! guten Abend, Herr v. Béville!“ sagte Mergy, ihm die Hand hinstreckend.

Um ihm die rechte Hand zu geben, machte Béville eine sonderbare Bewegung unter seinem Mantel: er schob etwas ziemlich Schweres, das er trug, aus der Rechten in die Linke. Der Mantel gieng ein klein wenig aus einander.

„Gruß dem tapferen, von den Schönen geliebten Kämpen!“ rief Béville. „Ich wollte wetten, mein edler Freund ist eben auf dem Weg zu seinem süßen Glücke.“

„Und Ihr selbst, galanter Herr? .... Es scheint, die Ehemänner sitzen Euch hart auf den Fersen; denn ich müßte mich sehr täuschen, oder ich sehe da auf Euren Schultern ein mailändisches Panzerhemd, und was Ihr unter Eurem Mantel haltet, das gleicht Pistolen, wie ein Ei dem andern.

„Man muß vorsichtig seyn, Herr Bernhard, sehr vorsichtig!“ erwiderte Béville und legte bei diesen Worten seinen Mantel so zusammen, daß er seine Waffen auf's Sorgfältigste versteckte.

„Ich bedaure unendlich, daß ich Euch diesen Abend nicht meinen Arm und Degen anbieten kann, um die Straße zu hüten und an der Thüre Eurer Gebieterin Schildwache zu stehen. Heute ist mir das unmöglich, aber bei jeder andern Gelegenheit verfüget über mich.“

„Diese Nacht könntet Ihr nicht mit mir kommen, Herr

v. Mergy!" Er begleitete diese paar Worte mit einem seltsamen Lächeln.

„Nun, viel Glück! Adieu."

„Ich wünsche Euch auch viel Glück!" Die Art, wie Béville dieses Adieu betonte, hatte etwas Emphatisches.

Sie schieden, und Mergy hatte bereits einige Schritte gemacht, als er sich von Béville zurückrufen hörte. Er kehrte sich um, und sah, daß derselbe wieder auf ihn zukam.

„Ist Euer Bruder in Paris?"

„Nein; aber ich erwarte ihn stündlich. — Ei sagt mir doch, seyd Ihr von der Unterhaltung in dieser Nacht?" fügte Mergy bei.

„Von welcher Unterhaltung?"

„Ja, überall behauptet man, es werde diesen Abend eine große Unterhaltung bei Hofe geben."

Béville murmelte einige leise Worte zwischen den Zähnen.

„Noch einmal Adieu!" sagte Mergy. „Ich bin einigermaßen pressirt und .... Ihr versteht mich!"

„Hört, hört! noch ein Wort. Ich kann Euch nicht verlassen, ohne Euch als wahrer Freund einen Rath zu geben."

„Welchen?"

„Geht heute Abend nicht zu ihr. Glaubet mir, Ihr werdet mir's morgen danken."

„Das Euer Rath? Aber ich verstehe Euch nicht. Wer, sie?"

„Bah! wir verstehen uns. Aber wenn Ihr vernünftig seyd, so gehet noch diesen Abend über die Seine."

„Soll das auf einen Scherz hinauslaufen?"

„Mit nichten. Niemals habe ich ernsthafter gesprochen. Gehet über die Seine, sage ich Euch. Sitzt Euch der Teufel zu stark im Nacken, so geht bei dem Jakobiner-Kloster in der Straße Saint-Jacques vorüber. Nicht weit von den guten Vätern werdet Ihr ein großes hölzernes Cruzifix an ein ziemlich armseliges Haus genagelt sehen. Das ist ein drolliger Schild; thut jedoch nichts! Ihr klopfet, und werdet eine sehr gefällige Alte finden,

die Euch in Rücksicht auf mich gut aufnehmen wird... Geht, laßt Euren Zorn auf dem andern Ufer der Seine aus! Mutter Brûlard hat hübsche und artige Nichten... versteht Ihr mich?"

„Ihr seyd allzugütig. Ich küsse Euch die Hand."

„Nein, befolget den Rath, den ich Euch gebe. Auf Edelmannswort! Ihr werdet Euch gut dabei befinden."

„Großen Dank, werde ein andermal davon Gebrauch machen. Heute werde ich anderswo erwartet. Damit that er einen Schritt vorwärts."

„Gehet über die Seine, mein Tapferer! Das ist mein letztes Wort. Wenn Euch ein Unglück begegnet, weil Ihr nicht auf mich hören wolltet, so wasche ich meine Hände."

In Béville's Ton lag ein ungewöhnlicher Ernst, welcher Mergy betroffen machte. Béville hatte den Rücken gewendet und dießmal hielt Mergy ihn zurück. „Was Teufels wollt Ihr sagen? erkläret Euch, Herr v. Béville, und redet nicht mehr in Räthseln mit mir!"

„Mein Theurer, ich sollte vielleicht nicht so klar mit Euch sprechen; aber gehet über das Wasser, bevor es ganz Nacht ist, und lebt wohl!"

„Aber..."

Béville war schon weit entfernt. Mergy folgte ihm einen Augenblick; doch bald kehrte er wieder um, indem er sich schämte, eine besser verwendbare Zeit zu verlieren, und nahte dem Garten, wo er eintreten mußte. Er war genöthigt, eine Zeit lang auf und ab zu gehen, bis sich mehrere Vorübergehende verlaufen hatten, denn er fürchtete, es möchte denselben auffallen, daß er zu solcher Stunde durch eine Gartenthüre hineinschlüpfe. Die Nacht war schön, ein sanfter Zephyr hatte die Hitze gemäßigt. Der Mond tauchte auf und nieder unter einer Menge weißer Wölkchen. Es war eine ganz für die Liebe gemachte Nacht.

Die Straße wurde einen Augenblick leer: schnell öffnete er die Gartenthüre und schloß sie geräuschlos wieder. Sein Herz

schlug gewaltig, aber er dachte nur an die Lust, die seiner bei Diana wartete; und die düsteren Vorstellungen, welche Béville's seltsame Redensarten in seinem Geiste erzeugt hatten, waren schon Meilen weit davon geflogen.

Auf den Zehenspitzen nahte er sich dem Hause. Hinter einem rothen Vorhang an einem halb geöffneten Fenster brannte eine Lampe: dies war das verabredete Zeichen. Im Nu befand er sich in dem Oratorium seiner Geliebten.

Sie saß in halbliegender Stellung auf einem sehr niedrigen, mit dunkelblauem Damast bedecktem Ruhebett. Ihre langen schwarzen Haare bedeckten in Verwirrung das ganze Kissen, auf das ihr Kopf sich lehnte. Ihre Augen waren geschlossen und sie schien sich Mühe zu geben, dieselben geschlossen zu halten. Eine einzige silberne von der Zimmerdecke herabhängende Lampe beleuchtete das Gemach und warf ihr ganzes Licht auf das blasse Gesicht und die glühenden Lippen der Diana v. Turgis. Sie schlief nicht; aber bei ihrem Anblick hätte man denken mögen, sie werde von einem schweren Alp gequält. Beim ersten Geräusch, das Mergy's Stiefeln auf dem Teppich des Geheimzimmers machten, hob sie den Kopf, öffnete Augen und Mund, bebte, und erstickte nur mühsam einen Schrei des Entsetzens.

„Habe ich Dir Angst gemacht, mein Engel?" flüsterte Mergy auf den Knieen vor ihr und beugte sich über das Kissen, auf das die schöne Gräfin ihren Kopf wieder hatte sinken lassen.

„Bist Du endlich da? Gott sey gelobt!"

„Habe ich auf mich warten lassen? es ist noch weit von Mitternacht."

„Ah, lasset mich, Bernhard.... man hat Euch doch nicht hereingehen sehen?"

„Niemand.... aber was hast Du, süßes Lieb? warum fliehen diese schönen kleinen Lippen die meinigen?"

„Ach! Bernhard, wenn Du wüßtest!.... Oh! quäle mich

nicht, ich bitte Dich ... ich leide entsetzlich; ich habe eine furchtbare Migräne ... mein armer Kopf glüht wie Feuer."

„Arme Freundin!"

„Setze Dich neben mich, ... und bitte, verlange heute nichts von mir ... ich bin sehr krank." Sie barg ihr liebliches Gesicht in einem der Kissen des Ruhebetts, und ein schmerzlicher Seufzer entfuhr ihr. Dann setzte sie sich plötzlich auf, schüttelte die dichten Haare, welche ihr Gesicht bedeckten, weg, ergriff Mergy's Hand und legte sie an ihre Schläfe. Er fühlte die Arterie mächtig schlagen.

„Deine Hand ist kalt: sie thut mir wohl," sagte sie.

„Meine gute Diana! ich wollte, ich litte statt Deiner an Kopfweh!" sagte er, diese brennende Stirne küssend.

„Ach ja ... und ich wollte ... lege Deine Fingerspitzen auf meine Augenlieder, das wird mir Erleichterung schaffen ... Mir scheint, wenn ich weinte, würde ich weniger leiden; aber ich kann nicht weinen."

Ein langes Stillschweigen erfolgte, nur unterbrochen durch die unregelmäßige und unterdrückte Athemholung der Gräfin. Mergy, vor ihrem Bett knieend, streichelte sanft und küßte bisweilen die Augenlieder seiner schönen Diana. Seine Linke stützte sich auf das Kissen, und die Finger seiner Gebieterin, welche in den seinigen verschlungen waren, drückten sie von Zeit zu Zeit wie in convulsivischer Bewegung. Diana's sanfter und brennender Athem fächelte wollüstig Mergy's Lippen.

„Theure Freundin," sagte er endlich, „Du scheinst mir von etwas Weiterem, als einer Migräne geplagt. Hast Du Ursache zu einem Kummer? .... und warum verschweigst Du ihn mir? Weißt Du nicht, daß eine Liebe, wie die unsrige, ebenso gut die Schmerzen als die Freuden theilt?"

Die Gräfin schüttelte den Kopf, ohne die Augen aufzuschlagen. Ihre Lippen bewegten sich, aber ohne einen artikulirten Laut zu bilden; dann ließ sie, wie erschöpft durch diese Anstren-

gung, ihren Kopf auf Mergy's Schulter fallen. In diesem Augenblick schlug die Glocke halb 12 Uhr. Diana fuhr zusammen und erhob sich, an allen Gliedern bebend.

„Wahrhaftig, Du erschreckst mich, schöne Freundin!"

„Nichts, ... noch nichts," murmelte sie mit dumpfer Stimme; . . . . . „der Schall dieser Glocke ist gräßlich! bei jedem Schlage ist mir's, als ob mir ein glühendes Eisen durch das Gehirn gienge."

Mergy fand kein besseres Mittel und keine bessere Antwort als einen Kuß auf die zu ihm geneigte Stirne. Mit einemmal streckte sie die Hände aus, legte beide auf die Schultern ihres Geliebten, während sie, immer halb liegend, funkelnde Blicke, welche ihn durchbohren zu können schienen, auf ihn heftete: „Bernhard," sagte sie, „wann wirst Du Dich bekehren?"

„Mein theurer Engel, sprechen wir heute nicht davon, es würde Dich noch kränker machen!"

„Deine Verstocktheit ist es, die mich krank macht; . . . aber das gilt Dir gleich. Uebrigens drängt die Zeit; und läge ich in den letzten Zügen, so wollte ich den letzten Seufzer anwenden, Dich zu ermahnen" . . .

Mergy wollte ihr mit einem Kuß den Mund schließen. Dieß ist ein ziemlich triftiger Beweis, der auf alle Fragen paßt, welche ein Liebhaber von seiner Geliebten hören kann. Aber Diana, die ihm gewöhnlich die Hälfte des Wegs ersparte, stieß ihn dießmal mit Hast und fast mit Entrüstung zurück.

„Höret mich an, Herr v. Mergy! alle Tage vergieße ich blutige Thränen, wenn ich an Euren Irrweg denke. Ihr wisset, wie ich Euch liebe! urtheilet, welche Folterpein ich ausstehen muß, wenn ich bedenke, daß der Mann, der mir viel theurer ist als das Leben, von einer Stunde zur andern mit Leib und Seele verloren seyn kann."

„Diana, Ihr wisset, daß wir übereingekommen sind, über solcherlei Gegenstände nicht mehr miteinander zu reden."

„Es muß seyn, Unglücklicher! wer bürgt Dir, daß Du noch eine Stunde zur Reue übrig hast?“

Der außerordentliche Ton ihrer Stimme und ihre unheimliche Sprache riefen in Mergy's Gedächtniß unwillkürlich den sonderbaren Rath zurück, welchen er kaum erst von Béville erhalten hatte. Das mußte ihn nothwendig befremden; indeß faßte er sich, schrieb jedoch nur dem Glaubenseifer diese verdoppelte Bekehrungswuth zu.

„Was soll das heißen, schöne Freundin? glaubet Ihr, die Zimmerdecke werde wunderbarerweise, just um einen Hugenotten zu tödten, auf sein Haupt herabfallen, wie vergangene Nacht der Himmel Eures Bettes? Glücklicherweise kamen wir mit einigem Staube davon.“

„Eure Verstocktheit bringt mich zur Verzweiflung! . . Seht, mir hat geträumt, Eure Feinde seyen im Begriff Euch zu tödten, . . . und ich sah Euch, blutend und zerrissen von ihren Händen, den Geist aufgeben, bevor ich noch meinen Beichtvater zu Euch führen konnte.“

„Meine Feinde? Ich glaubte keine zu haben.“

„Unsinniger! habt Ihr nicht alle zu Feinden, welche Eure Ketzereien verabscheuen? Und ist das nicht ganz Frankreich? Ja, jeder Franzose muß Euer Feind seyn, so lange Ihr der Feind Gottes und der Kirche bleibt.“

„Lassen wir das, meine Königin! Eure Träume anlangend, so wendet Euch an die alte Camilla um die Deutung derselben; ich verstehe nichts davon. Doch zu etwas anderem! — Ihr seyd heute am Hofe gewesen, wie mir däucht: und dorther, vermuthe ich, habt Ihr diese Migräne mitgebracht, die Euch quält und mich rasend macht.“

„Ja, ich komme von Hof, Bernhard! ich habe die Königin besucht und verließ sie . . . mit dem festen Entschluß, eine letzte Anstrengung zu machen, daß Ihr Euch bekehret . . . Es muß seyn, es muß durchaus seyn!“ . . .

„Meines Erachtens,“ unterbrach Bernhard, „meines Erachtens, schöne Freundin, könnten wir, sintemal Ihr, trotz Eurer Krankheit, so gewaltig zu predigen die Kraft habt, könnten wir — mit Eurer gütigen Erlaubniß, unsere Zeit noch besser anwenden!“

Diesen Spott nahm sie mit einem Blicke auf, in dem Entrüstung und Zorn sich mischten.

„Der Verdammte!“ sagte sie leise, wie mit sich selbst redend, „warum muß ich so schwach für ihn seyn?“ Dann fuhr sie laut fort: „ich sehe deutlich, Ihr liebet mich nicht, und ich gelte in Euren Augen kaum so viel wie Euer Pferd. Wenn ich nur Eurem Vergnügen fröhne, was liegt daran, ob ich tausend Martern erdulde! . . . für Euch, für Euch allein brachte ich es über mich, die Qualen meines Gewissens zu dulden, neben welchen alle Foltern, welche Menschenwuth erfinden kann, nichts sind. Ein einziges Wort aus Eurem Munde würde meiner Seele den Frieden wieder geben; aber dieses Wort, nie werdet Ihr es aussprechen, nicht eines Eurer Vorurtheile möchtet Ihr mir zum Opfer bringen!“

„Theure Diana, welch eine Verfolgung muß ich ausstehen! Seyd gerecht, und laßt Euch nicht von Euerem Religionseifer verblenden! Antwortet mir: in allem, was mein Arm oder mein Geist ausrichten kann, werdet Ihr jemals wohl einen andern unterwürfigern Sklaven, als mich finden? aber ich muß Euch nochmals wiederholen: sterben könnte ich für Euch, aber nicht an gewisse Dinge glauben.“

Sie hörte ihn mit Achselzucken an, und betrachtete ihn mit einem Ausdruck, der sich bis zum Hasse verlor.

„Ich könnte,“ fuhr er fort, „meine braunen Haare nicht in blonde verwandeln. Ich könnte die Gestalt meiner Glieder nicht Euch zu Gefallen wechseln. Meine Religion ist eines meiner Glieder, theure Freundin, und zwar ein solches, das man nur mit dem Leben mir ausreißen könnte. Was hülfe es, wenn man mir zwanzig Jahre predigte, man würde mir doch nimmermehr weiß machen, daß ein Bissen Brod ohne Sauerteig!“ . . .

„Schweig," fiel sie gebieterisch ein; „keine Gotteslästerungen! ich habe Alles versucht; nichts ist gelungen. Ihr alle, die von dem Gifte der Ketzerei angesteckt sind, seyd ein Volk von hartem Kopf und verschließet vor der Wahrheit Augen und Ohren: ihr fürchtet, zu sehen und zu hören. Wohlan! die Stunde ist gekommen, wo Ihr nicht mehr sehen, nicht mehr hören werdet. . . es gab nur ein Mittel, diese Eiterbeule der Kirche wegzuschaffen, und dieses Mittel, man ist im Begriff es anzuwenden."

Sie that in sichtbarer Aufregung im Zimmer und fuhr alsbald fort:

„In weniger, als einer Stunde, wird man die sieben Köpfe des Drachen der Ketzerei abhauen. Die Schwerter sind gewetzt und die Gläubigen sind bereit. Die Gottlosen werden von der Oberfläche der Erde verschwinden." Dann fügte sie, den Finger nach der Standuhr ausstreckend, fort: „Blick her! Du hast nur noch eine Viertelstunde zur Reue. Wenn der Zeiger auf diesem Punkte steht, so ist Dein Loos geworfen."

Sie sprach noch, als ein dumpfes Geräusch, dem Getöse der Menge ähnlich, die sich um eine ungeheure Feuersbrunst bewegt, vernehmbar wurde; zuerst verworren und verhalten, schien es sofort blitzschnell zu wachsen; nach wenigen Minuten unterschied man bereits in der Ferne das Gewimmer der Glocken und den Knall der Feuerwaffen.

„Welche Gräßlichkeiten verkündet Ihr mir?" rief Mergy.

Die Gräfin hatte sich an ein Fenster geflüchtet und es aufgerissen.

Jetzt drang der nicht mehr durch Scheiben und Vorhänge gedämpfte Lärmen deutlicher herein. Man glaubte Schmerzensschrei und Freudengeheul sich mischen zu hören. Ein röthlicher Dampf stieg langsam gen Himmel und erhob sich, so weit das Auge reichte, aus allen Theilen der Stadt. Man hätte eine endlose Feuersbrunst vermuthen können, wenn nicht ein Harzgeruch, der offenbar von Tausenden angezündeter Fackeln herrührte,

sogleich in das Zimmer gedrungen wäre. In demselben Augenblick beleuchtete das Aufblitzen eines in der Straße entladenen Schusses auf eine Secunde die Scheiben eines benachbarten Hauses.

„Die Niedermetzelung hat begonnen!" schrie die Gräfin mit Entsetzen den Kopf in die Hände drückend. „Diese Nacht erwürgt man alle Hugenotten; der König hat es befohlen. Alle Katholiken haben die Waffen ergriffen, und nicht ein Ketzer soll geschont werden. Die Kirche und Frankreich sind gerettet; Du aber bist verloren, wenn Du Deinem falschen Glauben nicht abschwörst."

Mergy fühlte, wie ein kalter Schweiß über alle seine Glieder lief. Mit stierem Auge sah er Diana v. Turgis an, deren Züge eine seltene Mischung von Unruhe und Triumph ausdrückten. Das entsetzliche Getöse, welches in seine Ohren scholl und die ganze Stadt erfüllte, bewies ihm zur Genüge die Wahrheit der gräßlichen Nachricht, welche ihm so eben mitgetheilt worden. Einige Augenblicke blieb die Gräfin unbeweglich, lautlos mit den Augen ihn anstarrend; nur einen Finger streckte sie gegen das Fenster aus, gleich als wollte sie auf die Einbildungskraft Mergy's wirken, und ihm die blutigen Scenen vormalen, welche sich aus diesem Toben, diesem Freudenfeuer von Kannibalen ahnen ließen. Allmählig wurde ihr Aussehen sanfter; die wilde Freude verschwand und der Schrecken blieb darauf. Endlich ihm zu Füßen fallend, rief sie mit flehenden Tönen: „Bernhard! ich beschwöre Dich, rette Dein Leben, bekehre Dich! rette Dein Leben, rette das meinige, das an dem Deinen hängt!"

Mergy schleuderte ihr einen wild grimmigen Blick zu, während sie ihn im Zimmer umher mit ausgestreckten Armen auf den Knieen verfolgte. Ohne ihr ein Wort zu antworten, lief er in den Hintergrund des Oratoriums und ergriff seinen Degen, den er beim Eintreten auf einen Sessel gelegt hatte.

„Unglücklicher! was willst Du beginnen?" schrie die Gräfin und eilte hin zu ihm.

„Mich vertheidigen! man soll mich nicht abschlachten, wie ein Schaaf.“

„Tausend Schwerter könnten Dich nicht retten, Unsinniger der Du bist! Die ganze Stadt steht in Waffen, die Leibwache des Königs, die Schweizer, die Bürger und der Pöbel, alle nehmen Theil an dem Gemetzel, und es gibt keinen Hugenotten, dem zur Stunde nicht zehn Dolche auf die Brust gesetzt wären. Du hast nur ein Mittel, Dich dem Tode zu entreißen: werde katholisch!“

Mergy war tapfer; doch beim Gedanken an die drohenden Gefahren dieser Nacht fühlte er einige Augenblicke eine feige Furcht in den Grund seiner Seele dringen, und sogar der Gedanke, sich durch Abschwörung seiner Religion zu retten, stellte sich mit der Geschwindigkeit des Blitzes seinem Geiste dar.

„Ich bürge für Dein Leben, wenn Du katholisch wirst,“ sagte Diana händeringend.

Wenn ich abschwüre, dachte Mergy, müßte ich mich mein ganzes Leben lang selbst verachten. Dieser Gedanke gab ihm all seinen Muth zurück, welchen die Schaam, gewankt zu haben, noch verdoppelte. Er drückte seinen Hut in den Kopf, schnallte den Degengurt um, und that, nachdem er den Mantel, statt eines Schildes um den linken Arm geschlungen hatte, einen Schritt nach der Thüre mit entschlossener Miene.

„Wohin gehst Du, Unglücklicher?“

„Auf die Straße. Ich will Euch nicht den Kummer bereiten, daß Ihr mich in Eurem Hause, unter Euren Augen erwürgen sehet.“

Seine Stimme hatte etwas so Verächtliches, daß die Gräfin dadurch niedergeschmettert wurde. Sie war vor ihn hingetreten. Er stieß sie zurück, hart zurück. Aber sie faßte eine Schleife seines Kleides und schleppte sich ihm auf den Knieen nach.

„Laßt mich,“ rief er aus. „Oder wollt Ihr mich selbst den Dolchen der Meuchelmörder ausliefern? Die Geliebte eines Hugenotten kann ihre Sünden abkaufen, indem sie ihrem Gott das Blut desselben darbeut.“

„Halte ein, Bernhard, ich beschwöre Dich bei Gott! nichts will ich, als Deine Rettung. Lebe für mich, theurer Engel, rette Dich im Namen unserer Liebe! . . . . sage nur ein einziges Wort, und ich schwöre, Du bist gerettet."

„Wer? ich, eine Religion von Meuchelmördern und Banditen annehmen? Heilige Märtyrer des Evangeliums, ich gehe, mit Euch mich zu vereinigen."

Und so gewaltsam machte er sich von der Gräfin los, daß sie hart auf den Fußboden fiel. Er wollte die Thüre öffnen, um hinaus zu gehen, als Diana, mit der Behendigkeit einer jungen Tiegerin aufspringend, sich über ihn warf und ihn in ihre Arme preßte mit so starker Umschlingung wie ein kräftiger Mann.

„Bernhard!" schrie sie außer sich, mit thränenden Augen: „ich liebe Dich so mehr, als wenn Du katholisch würdest!" und ihn auf das Ruhebett ziehend, ließ sie sich mit ihm hinfallen, sein Gesicht mit Küssen und Thränen bedeckend.

„Bleibe hier, meine einzige Liebe! bleibe bei mir, mein tapferer Bernhard," sagte sie, ihn drückend und mit ihrem Körper umgarnend gleich einer Schlange, die sich um ihre Beute ringelt. „Sie werden nicht kommen, Dich hier zu suchen, in meinen Armen; und mich muß man tödten, um Deinen Busen zu erreichen. Verzeihe mir, theure Liebe! ich habe Dich nicht früher von der Gefahr, die Dir drohte, benachrichtigen können. Ein schrecklicher Eid band meine Zunge; aber ich werde Dich retten, oder mit Dir untergehen."

In diesem Augenblick schlug man hart an die äußere Thüre. Die Gräfin stieß einen durchdringenden Schrei aus, und Mergy, der sich aus ihrer Umschlingung losgemacht hatte, ohne den um seinen linken Arm gewickelten Mantel abzulegen, fühlte sich jetzt so stark und entschlossen, daß er ohne zu zaudern mit offener Brust mitten unter hundert Blutzäpfer sich gestürzt hätte, wären welche zum Vorschein gekommen.

Fast in allen Häusern von Paris befand sich damals an der Eingangsthüre eine kleine viereckige Oeffnung mit Eisenstäben vergittert, so daß die Bewohner eines Hauses zum Voraus untersuchen konnten, ob sie mit Sicherheit öffnen dürften. Oft sogar begnügten sich vorsichtige Leute, welche ohne eine regelmäßige Belagerung sich nicht ergeben wollten, nicht mit massiven, mit dicken Nägeln und Eisenbanden fest beschlagenen eichenen Thoren. Daher wurden noch auf beiden Seiten der Thüre enge Schießscharten angebracht, und mittelst derselben konnte man, ohne bemerkt zu werden, nach Bequemlichkeit auf die Angreifer feuern.

Ein alter vertrauter Stallmeister der Gräfin, welcher durch ein solches Gitter die ankommende Person betrachtet und sie um das Nöthige befragt hatte, trat ein, um seiner Gebieterin zu melden, daß der Kapitän Georg v. Mergy augenblicklich Einlaß begehre. Die Furcht verschwand und die Thüre gieng auf.

XXII.

Der vierundzwanzigste August.

„Schlagt Ader! schlagt Ader!"

Ausdruck des Marschalls v. Tavannes.

Nachdem der Kapitän Georg seine Compagnie verlassen hatte, eilte er nach Hause in der Hoffnung, dort seinen Bruder zu finden; dieser aber war bereits ausgegangen, nachdem er den Bedienten gesagt hatte, daß er die ganze Nacht wegbleiben würde. Georg hatte ohne Mühe geschlossen, daß er sich bei der Gräfin befinde und war in hastiger Besorgniß hingegangen, ihn zu suchen. Aber bereits hatte das Gemetzel begonnen; das Getümmel, die gedrängten Haufen der Meuchelmörder und die quer

über die Straßen gespannten Ketten hielten ihn bei jedem Schritte auf. Er war genöthigt, an dem Louvre vorüber zu gehen, und hier war es, wo der Fanatismus sich am wüthendsten ausließ. Eine große Anzahl Protestanten bewohnten dieses Quartier, nun überschwemmt von katholischen Pöbelrotten und Leibgardisten und mit Feuer und Flammen angefallen. Hier, um mich des energischen Ausdrucks eines gleichzeitigen Schriftstellers zu bedienen, hier floß das Blut von allen Seiten zum Strome hinab, und man konnte nicht durch die Straßen gehen, ohne Gefahr zu laufen, jeden Augenblick von den Leichnamen, die man aus den Fenstern warf, niedergeschmettert zu werden.

Vermöge einer höllischen Vorsicht waren die meisten der Kähne, welche gewöhnlich längs dem Louvre hin am Anker lagen, auf das andere Ufer geführt worden; so daß viele Flüchtige, welche an den Rand der Seine liefen, in der Hoffnung, sich dort einschiffen und den Streichen ihrer Feinde entziehen zu können, mit Entsetzen erkannten, daß sie nur die Wahl zwischen den Fluthen und den Hellebarden der sie verfolgenden Soldaten hätten. Indessen sah man, heißt es, an einem der Fenster seines Palastes Carl IX. mit einer Arkebuse bewaffnet, auf die armen Vorübereilenden pirschen.

Der Kapitän, über Leichname wegschreitend und im Blute watend, verfolgte seinen Weg, bei jedem Schritte Gefahr laufend, das Opfer des Mißgriffs von einem der Blutzäpfer zu werden. Er hatte bemerkt, daß die Soldaten und bewaffneten Bürger eine weiße Schärpe am Arm und ein weißes Kreuz am Hut trugen. Leicht hätte er dieses Zeichen der Erkennung anlegen können; aber der Abscheu, den ihm die Meuchelmörder einflößten, erstreckte sich bis auf die Abzeichen, die ihnen zur gegenseitigen Erkennung dienten.

Am Ufer des Flusses, nahe bei dem Châtelet, hörte er sich rufen. Er wendete den Kopf und sah einen bis an die Zähne be-

waffneten Mann, der jedoch keinen Gebrauch von seinen Waffen zu machen schien, übrigens das weiße Kreuz an seinem Hute trug und mit gleichgüliger Miene einen Papierstreifen zwischen den Fingern drehte. Es war Béville. Er betrachtete mit kaltem Blut die Leichname und die lebendigen Menschen, die man über die Müllerbrücke in die Seine warf.

„Was Teufels machst Du hier, Georg? Ist es ein Wunder, oder ist es die Gnade, die Dir diesen schönen Eifer einflößt, denn Du siehst mir aus, als treibest Du die Hugenottenjagd?"

„Und Du selbst, was thust Du mitten unter diesen Elenden?"

„Ich? zum Kuckuk, ich sehe zu; das ist ein Schauspiel. Und weißt Du, was ich hier für einen hübschen Streich gemacht habe? Du kennst doch wohl den alten Michel Cornabon, diesen hugenottischen Wucherer, der mich so scheußlich geschnürt hat?"...

„Du hast ihn getödtet, Unglücklicher!"

„Ich? Pfui doch! Ich mische mich nicht in Religions-Angelegenheiten. Weit entfernt, ihn zu tödten, habe ich ihn in meinem Keller verborgen und er hat mir eine Quittung für alle meine Schulden an ihn ausgestellt. So vollbrachte ich eine gute That, und wurde dafür belohnt. Freilich mußte ich ihm bei Unterzeichnung der Quittung zweimal mit der Pistole auf der Brust nachhelfen, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich losgedrückt hätte ... — Ei, sieh' doch dort die Frau, welche mit ihrem Unterrock an einem der Brückenpfeiler hängt, sie wird fallen; ... nein, sie wird nicht fallen! Pest! das ist interessant und verdient, daß man es so nahe als möglich beschaue."

Georg verließ ihn und murmelte, sich vor den Kopf schlagend, in stillem Grimm: „Und das ist noch einer der rechtschaffensten Edelleute, die ich dermalen in dieser Stadt kenne!"

Er betrat die St. Jakobs-Straße, welche verlassen und ohne Licht war; ohne Zweifel wohnte kein einziger Hugenott darin. Indeß hörte man genau den Tumult aus den benachbarten

Straßen herüberschallen. Plötzlich wurden die weißen Mauern durch den rothen Fackelschein erhellt. Er hörte einen durchdringenden Schrei und gewahrte eine halbnackte Frau, mit fliegenden Haaren, ein Kind in ihren Armen haltend. Sie floh mit übernatürlicher Geschwindigkeit. Zwei Männer verfolgten sie, sich gegenseitig durch rohe Zurufe ermunternd, wie Jäger die ein Raubthier verfolgen. Die Frau wollte sich eben in einen offenen Hausgang werfen, als einer der Verfolger aus seiner Arkebuse Feuer auf sie gab. Der Schuß traf in den Rücken; sie stürzte zu Boden. Augenblicklich sprang sie auf, that einen Schritt gegen Georg und fiel wieder auf die Kniee; dann hob sie mit einer letzten Anstrengung ihr Kind nach dem Kapitän hin, als vertraute sie es seinem Edelmuth. Sie verschied, ohne noch ein Wort reden zu können.

„Hui! da liegt wieder eine von diesen Hundeketzerinnen!“ schrie der Mann, der den Schuß abgefeuert hatte. „Ich werde nicht Ruhe geben, bis ich zwölf expedirt habe.“

„Scheusal!“ schrie der Kapitän, und jagte ihm auf Armeslänge eine Pistolenkugel durch den Schädel.

Der Kopf des Frevlers schlug an die entgegengesetzte Mauer. Er glotzte auf schreckliche Weise aus den Augen, sank zusammen, wie eine Planke ohne Unterlage und fiel maustodt hin.

„Wie? Einen Katholiken tödten!“ schrie der Begleiter des Todten, welcher in der einen Hand eine Fackel und in der andern einen noch blutigen Degen hatte. „Wer seyd Ihr denn? Bei der Messe! Ihr gehört zu den leichten Reitern des Königs! Donnerwetter! das ist ein Mißgriff, mein Officier.“

Der Kapitän nahm seinen zweiten Pistol aus dem Gürtel und spannte den Hahn. Diese Bewegung und das leichte Knattern der Batterie wurde vollkommen verstanden. Der Blutzapfer warf seine Fackel weg und floh so schnell er konnte. Georg hielt ihn keines Schusses Pulver werth. Er beugte sich herab, untersuchte die auf dem Boden ausgestreckte Frau und fand, daß

sie todt war. Die Kugel war durch und durch gedrungen; ihr Kind, seine Arme um ihren Hals schlingend, schrie und heulte; es war mit Blut überströmt! aber zum Wunder nicht verwundet. Der Kapitän hatte einige Mühe, es von seiner Mutter zu reißen, an die es sich mit aller seiner Kraft klammerte; dann wickelte er es in seinen Mantel, und hob, vorsichtig gemacht durch die eben statt gehabte Begegnung, den Hut des Erschossenen auf, nahm das weiße Kreuz davon ab und steckte es an den seinigen. So gelangte er unaufgehalten bis zum Hause der Gräfin.

Die beiden Brüder fielen einander in die Arme und hielten sich eine Zeit lang, ohne Worte, eng umschlossen. Endlich berichtete der Kapitän mit wenigen Worten von dem Zustand, in dem sich die Stadt befand. Bernhard verfluchte den König, die Guisen und die Priester; er wollte hinaus und sich mit seinen Brüdern zu vereinigen suchen, wenn sie irgendwo ihren Feinden Widerstand leisteten. Die Gräfin weinte und hielt ihn zurück, das Kind schrie und verlangte nach seiner Mutter.

Nach vielem Schreien, Seufzen und Weinen mußte man endlich einen Entschluß fassen. Das Kind anlangend, so nahm es der Stallmeister der Gräfin auf sich, ihm eine Wärterin zu finden. Was Mergy betrifft, so konnte er in diesem Augenblick nicht fliehen. Zudem wohin sich begeben? Wußte man, ob das Gemetzel sich nicht von einem Ende Frankreichs zum andern erstreckte? Zahlreiche Wachtposten besetzten die Brücken, über welche die Reformirten hätten in die Vorstadt Saint-Germain gelangen, und von da aus leicht von der Stadt weg fliehen und die südlichen Provinzen erreichen können, welche stets ihrer Sache hold gewesen. Andrerseits schien es sehr problematisch und sogar unklug, das Mitleiden des Monarchen in einer Stunde anzuflehen, wo er, durch das Blutsaufen erhitzt, nur an neue Opferungen dachte. Das Haus der Gräfin war, wegen ihrer bekannten Frömmigkeit, keinen ernstlichen Nachsuchungen von Seiten der Mörder ausgesetzt, und Diana glaubte, sich auf ihre Leute verlassen zu

können. Daher mußte ihm diese Zufluchtsstätte als die gefahrloseste erscheinen. Man beschloß, daß er sich hier bis auf Weiteres verberge.

Der anbrechende Tag schien, statt den Metzeleien Einhalt zu thun, sie vielmehr zu vergrößern und zu regularisiren. Es gab keinen Katholiken, der nicht, um dem Verdacht der Ketzerei auszuweichen, das weiße Kreuz nahm und sich bewaffnete oder noch lebende Hugenotten denuncirte. Indessen war der König, in seinen Palast verschlossen, für Jedermann, mit Ausnahme der Lenker des Gemetzels, unzugänglich. Der durch die Hoffnung auf Raub angelockte Pöbel hatte sich mit der Bürgergarde und den Soldaten vereinigt, und die Kanzeln der Kirchen wiederhallten von Aufmunterungen der Gläubigen zu verdoppelter Grausamkeit.

„Zertreten wir," schrieen die Predigermönche, „auf einmal alle Köpfe der Schlange, und machen wir endlich den Bürgerkriegen für immer ein Ende!" Und um dieses nach Blut und Wunden begierige Volk zu überzeugen, daß der Himmel sein Wüthen billige und durch ein ausgezeichnetes Wunder die Vertilger ermuthigen wolle, schrieen sie: „Gehet hin zum Kirchhofe des Innocens und sehet den Herrgottsdornstrauch, der eben wieder frisch aufgeblüht ist, wie verjüngt und neugestärkt durch die Begießung mit Ketzerblut!"

Zahlreiche Blutzäpfer-Processionen zogen bewaffnet mit großer Feierlichkeit aus, den heiligen Dornstrauch anzubeten, und verließen den Kirchhof, belebt von frischem Feuereifer zu Aufspürung und Abschlachtung derjenigen, die der Himmel so offenbarlich verdamme. Ein Wort Catharinen's lief von Mund zu Mund; man berief sich darauf bei Erwürgung von Weibern und Kindern: Che pietà lor ser crudele, que crudeltà lor ser pietoso. (Jetzt sey Mitleid Grausamkeit, und Grausamkeit Mitleid.)

Und ... seltsame Erscheinung! unter allen diesen Protestan-

ten waren nur wenige, die nicht den Krieg mitgemacht, die nicht in blutigen Schlachten, wo ihr Muth der Ueberzahl den Sieg streitig gemacht, gestritten hatten; und dennoch leisteten, während dieser Metzelei, nur zwei ihren Mördern einigen Widerstand, und von diesen beiden Männern war nur Einer Soldat gewesen. Man sah alte Krieger, gleich Opferlämmern, ihren Hals den Elenden hinstrecken, die Tags zuvor noch vor ihnen gezittert hatten. Sie setzten ihren Muth in die Ergebung und zogen die Martyrerkrone dem Ruhm der Tapferkeit vor.

Nachdem der erste Blutdurst gestillt war, sah man die mildesten der Todtschläger ihren Opfern um den Preis der Glaubensabschwörung das Leben anbieten. Nur eine sehr geringe Anzahl von Calvinisten benützte dieses Anerbieten und ließ sich herbei, Tod und Qualen mit einer vielleicht entschuldbaren Lüge abzukaufen. Weiber und Kinder wiederholten ihr Symbol mitten unter den gegen ihr Haupt erhobenen Schwertern und starben, ohne eine Klage auszustoßen.

Nach zwei Tagen versuchte der König der Schlächterei Einhalt zu thun; aber wenn man einmal den Leidenschaften der Menge die Zügel hat schießen lassen, so ist es kaum möglich, sie wieder zu bändigen. Nicht nur trieben die Dolche ihr zerstörendes Handwerk fort, sondern es wurde sogar der Monarch selbst, den man eines gottlosen Mitleids anklagte, genöthigt, seine mildernden Erklärungen zurückzunehmen und seine Schnödigkeit, welche doch den Hauptzug seines Charakters ausmachte, noch zu überbieten.

Während der ersten Tage nach der Bartholomäusnacht wurde Mergy regelmäßig von seinem Bruder in seiner Freistätte besucht, und erfuhr jedesmal wieder neue Details von den gräßlichen Scenen, deren Zeuge Georg gewesen.

„Ha! wann werde ich dieses Land des Mordes und Frevels verlassen können?“ rief der Kapitän aus. „Lieber möchte ich unter wilden Thieren leben, als unter diesen Franzosen.“

„Komm mit mir nach La Rochelle," sagte Mergy, „ich hoffe, daß die Bluthunde es noch nicht erobert haben. Komm, mit mir zu sterben und Deinen Abfall durch die Vertheidigung des letzten Bollwerks unserer Religion wieder gut zu machen."

„Ja! und was soll aus mir werden?" fragte Diana.

„Gehen wir lieber nach Deutschland oder England," antwortete Georg, „dort werden wir wenigstens weder erwürgt werden noch erwürgen!" — Diese Anschläge hatten keine Folge. Georg wurde für seinen Ungehorsam gegen die Befehle des Königs in Arrest gesetzt; und die Gräfin, welche zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Geliebter entdeckt werden könnte, sann nur noch auf Mittel, ihn aus Paris wegzubringen.

XXIII.

Die beiden Mönche.

„Sie thaten die Kaputz ihm an,
Und machten ihn zum Mönche."
Volkslied.

In einer Schenke an den Ufern der Loire, nicht weit von Orleans, auf dem Wege nach Beaugency hinab, saß ein junger Mönch mit einer braunen Kutte und großer, halb über's Gesicht geschlagener Kaputze vor einem Tisch, die Augen mit einer gar sehr erbaulichen Aufmerksamkeit auf sein Brevier geheftet, obgleich er einen etwas dunkeln Winkel zum Lesen gewählt hatte. An seinem Gürtel hieng ein Rosenkranz, dessen Korallen dicker waren als Taubeneier, und ein ungeheurer Vorrath von Heiligenbildern, an derselben Schnur befestigt, klimperte bei jeder Bewegung, die er machte. Wenn er seinen Kopf hob, um nach der Thüre zu sehen, bemerkte man einen wohlgebildeten Mund, den ein in der Form eines türkischen Halbmonds aufgewichster,

so galanter Schnurrbart zierte, daß er einem Kapitän von den Gendarmen Ehre gemacht hätte. Seine Hände waren sehr weiß, seine Nägel lang und sorgfältig geschnitten, und es war keine Spur zu finden, daß der junge Bruder, gemäß der Gewohnheit seines Ordens, jemals Schaufel und Spaten gehandhabt hätte.

Eine dicke, pausbackige Bäuerin, welche die Geschäfte einer Magd und Köchin in der Schenke versah, deren Gebieterin sie zugleich war, näherte sich dem jungen Mönch und sagte zu ihm nach einer ziemlich linkischen Verbeugung:

„Nun! mein Pater, wollt Ihr nichts zu Eurem Mittagessen befehlen? Wisset Ihr, daß zwölf Uhr längst vorüber ist?“

„Wird das Schiff nach Beaugency noch lange ausbleiben?“

„Wer weiß? der Wasserstand ist nieder; man fährt nicht, wie man will. Und in jedem Fall ist es noch nicht Zeit. Sehet, an Eurer Stelle würde ich hier speisen.“

„Gut! ich will; aber gibt es keinen andern Speisesaal, als diesen? Hier herrscht ein unangenehmer Geruch.“

„Ihr habt eine feine Nase, mein Pater. Ich meines Theils rieche gar nichts.“

„Brennt man Säue in der Nähe dieser Herberge?“

„Säue? Ach! das ist ein Spaß! Säue? Ja, halb und halb; freilich sind es Säue, denn, wie Euer Mitbruder sagt, zu ihren Lebzeiten waren sie in Seide gekleidet; aber dergleichen Säue kann man nicht essen. Es sind Hugenotten, mit Respekt zu melden, mein Pater, die man am Ufer des Wassers, hundert Schritte von hier verbrennt, und ihren Geruch schmeckt Ihr.“

„Hugenotten?“

„Ja, Hugenotten. Macht Euch das etwas? Laßt Euch dadurch den Appetit nicht verderben. Was aber Euren Wunsch wegen des Speisesaals betrifft, so habe ich nur Einen; also müßt Ihr in Gottesnamen damit zufrieden seyn. Bah! der Hugenott stinkt doch nicht gar zu sehr. Uebrigens wenn man sie nicht verbrennte, stänken sie vielleicht nur um so mehr. Diesen Mor-

gen lag ein Haufen derselben auf dem Strand, ein Haufen, so hoch... wie soll ich sagen? so hoch als dieser Kamin."

„Und Ihr gehet hin, diese Leichname zu sehen?"

„Ei! Ihr sagt mir das, weil sie nackt waren, aber bei Todten, Hochwürdiger, gilt das nicht; es regte mich so wenig an, als hätte ich einen Haufen verreckter Kröten gesehen. Es scheint übrigens, man habe gestern schön gearbeitet in Orleans, denn die Loire hat uns rasend viele von diesen Ketzerfischen herangeschwemmt, und da das Wasser niedrig steht, so findet man jeden Tag welche, die auf dem Trockenen sitzen bleiben. Erst gestern noch, wie der Müllerbursch nachsah, ob er Schleihen in seinem Netze habe, was findet er drin? ein todtes Weib mit einem gesunden Hellebardenstoß im Magen. Seht, da gieng es ihr hinein und hier zwischen ihren Schultern kam es heraus. Es wäre ihm freilich lieber gewesen, eine schöne Karpfe zu finden. Aber was habt Ihr denn, mein Hochwürdiger?... wollet Ihr denn in eine Schwäche fallen? soll ich Euch bis zu Eurem Mittagessen einen Becher Beaugencier geben? Das wird Euch das Herz im Leibe wieder einrichten."

„Dank Euch."

„Wohlan! was begehrt Ihr zu essen?"

„Das nächste Beste, mir einerlei."

„Was? ich frage nochmals, denn sehet, ich habe eine gut eingerichtete Speisekammer."

„Nun denn! so gebt mir ein Huhn und lasset mich mein Brevier lesen."

„Ein Huhn? ein Huhn? Ei, Hochwürdigster, das wäre schön! über Eure Zähne werden auch die Spinnen zur Fastenzeit keine Gewebe machen. Ihr habt also eine Dispensation vom Papste, daß Ihr am Freitag einen Hahn essen dürft?"

„Ach! wie ich zerstreut bin!... ja gewiß, heute ist Freitag... am Freitag sollst Du kein Fleisch essen. Gebt mir Eier. Ich danke Euch sehr, daß Ihr mich zu rechter Zeit

angemahnt, um einer so großen Sünde nicht theilhaftig zu werden."

„Das sag' mir eines!" murmelte die Wirthin vor sich hin: „wenn man diese Herrn nicht berichtete, so würden sie an einem Fasttage Hahnen essen, und machen doch wegen eines schlechten Bissens Speck, den sie in der Suppe eines armen Weibes finden, einen Lärm, daß man Blut schwitzen möchte!"

Nach dieser Bemerkung begab sie sich an das Einschlagen ihrer Eier und der Mönch schickte sich an, sein Brevier fortzulesen.

„**Ave Maria**, meine Schwester," sagte ein anderer Mönch, in die Schenke eintretend, als gerade Frau Margaretha ihren Pfannenstiel hielt und einen dicken Eierkuchen umwenden wollte.

Der Neuangekommene war ein schöner, graubartiger, großer, starker und voller Greis; er hatte ein sehr leuchtendes Gesicht; was aber zuerst die Aufmerksamkeit fesselte, war ein mächtiges Pflaster, das ihm ein Aug und die Hälfte der Wange überkleisterte. Er sprach das Französische mit Leichtigkeit, aber man konnte in seiner Mundart einen ausländischen Anklang nicht verkennen.

Im Augenblick, da er hereinkam, ließ der junge Mönch seine Kaputze noch tiefer fallen, so daß er gar nicht gesehen werden konnte; und was Frau Margarethen am allersonderbarsten erschien, war der Umstand, daß der neue Gast, welcher wegen der Wärme seine Kaputze aufgeschlagen hatte, beim Anblick seines Mitmönchs augenblicklich dieselbe herunterließ.

„Meiner Treu! mein Pater," sagte die Schenkwirthin, „Ihr kommt gerade recht zum Essen; Ihr dürfet nicht warten und werdet bald in's Land der Erkenntniß kommen." Dann wendete sie sich an den jungen Mönch: „Nicht wahr, Hochwürdigster, es freut Euch, mit Seiner Hochwürden hier zu speisen? der Geruch meines Eierkuchens hat ihn angezogen. Ha natürlich, ich spare auch die Butter nicht dabei."

Der junge Mönch antwortete schüchtern und stammelnd: „Ich müßte befürchten, den Herrn zu stören."

Der alte Mönch sagte seiner Seits mit gesenktem Kopf: „Ich bin ein armer Elsäßer Mönch . . . spreche schlecht französisch . . . und fürchte, meine Gesellschaft möchte meinem Mitbruder nicht angenehm seyn."

„Du lieber Gott!" sagte Frau Margarethe! „ihr werdet doch keine Umstände machen. Unter Mönchen von dem gleichen Orden muß Tisch und Bett gemeinschaftlich seyn." Damit nahm sie einen Stuhl, welchen sie just dem jungen Mönch gegenüber vor den Tisch stellte. Der Alte setzte sich abseits, offenbar sehr verlegen mit seiner Person; der Wunsch zu essen und ein gewisser Widerwillen, seinem Mitbruder Auge in Auge zu sitzen, schienen sich in ihm zu streiten.

Der Eierkuchen wurde aufgetragen.

„Jetzt, meine Patres, macht schnell Euer **benedicite** fertig und dann sollt Ihr mir sagen, ob mein Eierkuchen gut ist."

Bei dem Wort **benedicite** geriethen die beiden Mönche offenbar noch mehr in die Klemme. Der jüngere sagte zum ältern: „Ihr müßt es sprechen; Ihr seyd älter als ich, und diese Ehre gebühret Euch."

„Nicht doch! Ihr waret vor mir hier; Ihr müßt es sprechen."

„Nein, ich bitte Euch."

„Ich werde es gewiß nicht thun."

„Ihr müßt es durchaus."

„Man wird sehen," sagte Frau Margarethe, „sie lassen mir meinen Eierkuchen kalt werden. Hat man je zwei Kapuziner solche Umstände machen sehen? Der Alte soll das **benedicite** hersagen und der Junge nachher das **gratias**."

„Ich kann das **benedicite** nur in meiner Sprache," sagte der alte Mönch. Der junge erstaunte sichtlich und warf einen verstohlenen Blick auf seinen Genossen. Letzterer jedoch faltete die Hände in sehr frommer Weise und begann unter seiner Ka-

Staatliche Bibliothek Bamberg

putze einige Worte zu radebrechen, die kein Mensch verstand. Dann setzte er sich wieder und hatte im Nu, ohne ein Wort zu sagen, drei Viertel von dem Eierkuchen verschlungen und die vor ihm stehende Flasche geleert. Sein Tischgenosse, die Nase auf dem Teller, that den Mund nur zum Essen auf. Nachdem der Eierkuchen verschwunden, stand er auf, legte die Hände zusammen und stotterte sehr hastig einige lateinische Wörter hervor, deren letzte waren: et beata viscera virginis Mariae. Das waren die einzigen, welche Margarethe verstand.

„Welches drollige gratias, mit Respekt zu melden, sprecht Ihr da, mein Pater! Mir kommt es vor, es ist nicht das von unserem Herrn Pfarrer."

„Es ist das gratias von unserem Kloster," sagte der junge Kapuziner.

„Wird das Schiff bald kommen?" fragte der andere Mönch.

„Nur Geduld! es muß bald anlangen," antwortete Frau Margaretha.

Der junge Frater schien mißvergnügt, so viel man wenigstens aus seiner Kopfbewegung abnehmen konnte. Indeß wagte er nicht die geringste Bemerkung; und sein Brevier ergreifend, schickte er sich an, mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu lesen.

Der Elsäßer seiner Seits wendete seinem Genossen den Rücken und ließ die Kugeln seines Rosenkranzes zwischen Daumen und Zeigfinger rollen, indem er die Lippen bewegte, ohne daß der geringste Ton daraus hervorgieng.

Das sind doch die beiden sonderbarsten Mönche, die ich jemals gesehen, und die schweigsamsten, dachte Frau Margarethe, indem sie sich an ihr Spinnrad setzte, welches bald zu schnurren begann.

Eine Viertelstunde war das Stillschweigen durch nichts unterbrochen worden, außer dem Gesumme des Rädchens, als vier bewaffnete Leute von schlimmem Aussehen in die Schenke traten. Beim Anblick der beiden Mönche berührten sie leicht die

Staatliche Bibliothek Bamberg

Krempe ihres Hutes, und Einer derselben, welcher Margarethen mit dem vertraulichen Namen „meine kleine Margot“ begrüßte, forderte zuerst Wein und dann schnell zu essen von ihr, denn, sagte er, in meinem Schlunde sind Binsen gewachsen, aus Mangel an Bewegung meiner Kinnladen.

„Wein, Wein?“ murrte Frau Margarethe, „das ist bald gesagt, Herr Bois-Dauphin. Aber werdet Ihr die Zeche bezahlen? Ihr wißt, Hieronymus Credit ist gestorben; und dann schuldet Ihr mir auch theils für Wein, theils für Mittag- und Nachtessen über sechs Thaler, so wahr ich eine rechtschaffene Frau bin!“

„Eines so wahr, als das Andere,“ antwortete lachend Bois-Dauphin; „das heißt, ich bin Euch nur zwei Thaler schuldig, Mutter Margot, und keinen Heller weiter, beim Firmament!“

„Ach! Jesus Maria, kann man so etwas sagen? . . .“

„Nu, nu, flennt nur nicht, alte Base. Sey's um die sechs Thaler. Ich will sie Dir bezahlen, Margarethlein, nebst dem, was wir heute hier verzehren; denn heute hab' ich Klingendes, obgleich wir bei dem Geschäft, das wir treiben, nichts gewonnen. Ich weiß nicht, was die Halbmenschen da mit ihrem Geld machen.“

„Es ist wohl möglich, daß sie es verschlucken, wie die Deutschen,“ sagte einer seiner Kameraden.

„Pest und Tod!“ schrie Bois-Dauphin, „man muß das untersuchen. Die guten Pistolen sind in einem Ketzerwanst eine gute Fülle, die man nicht den Hunden vorwerfen muß.“

„Wie sie krächzte, die Tochter dieses Predigers von heute Morgen!“ sagte der Dritte.

„Und der dicke Prediger!“ fügte der letzte bei; „was ich gelacht habe! er war so dick, daß er nicht untersinken konnte.“

„Ihr habt also diesen Morgen gut gearbeitet?“ fragte Margarethe, die mit vollen Flaschen aus dem Keller kam.

„So so,“ sagte Bois-Dauphin. „Männer, Weiber und kleine

Kinder, im Ganzen ein Dutzend, haben wir in's Wasser oder Feuer geworfen. Aber das Schlimmste daran, Margot, ist, daß sie nicht Geld noch Geldswerth hatten; außer der Frau, welche einige Fahnen besaß, war all das Wildprät kein Hundsbeschläge werth. Ja, mein Pater," fuhr er, sich an den jüngsten der Mönche wendend, fort, „wir haben den Ablaß wohl verdient, da wir diesen Morgen die Hunde von Ketzern, Eure Feinde, umbrachten."

Der Mönch sah ihn einen Augenblick an, dann las er weiter; aber sein Brevier zitterte sichtlich in seiner linken Hand und er ballte seine rechte Faust wie ein von innerer und gewaltsamer Bewegung ergriffener Mann.

„Ei," sagte, sich an seine Kameraden wendend, Bois-Dauphin, „bei dem Ablaß fällt mir ein, daß ich gerade Einen haben möchte, um heute Fleisch zu essen. Ich sehe im Hofe der Frau Margot junge Hahnen, die mich gewaltig in Versuchung führen."

„Zum Henker!" sagte einer der Verbrecher, „essen wir welche, wir werden dafür nicht des Teufels seyn. Wir beichten morgen, dann ist's geschehen."

„Höret, gute Freunde," sagte ein Anderer, „mir kommt ein Gedanke. Verlangen wir von diesen dicken Kuttenträgern da die Erlaubniß, Fleisch zu essen."

„Ja, wenn sie's könnten!" antwortete sein Kamerad.

„Bei den Gedärmen unserer lieben Frau!" schrie Bois-Dauphin; „ich weiß ein besseres Mittel als das, und will es Euch in's Ohr sagen."

Die vier Schurken steckten sogleich ihre Köpfe zusammen, und Bois-Dauphin setzte ihnen leise seinen Plan auseinander, der mit großem Gelächter aufgenommen wurde. Nur einer der Banditen zeigte einige Skrupel.

„Das ist ein wüster Gedanke, den Du da hast, Bois-Dauphin, und das kann uns Unglück bringen, ich thue nicht mit."

„Schweig' doch, Guillemin! als ob es eine große Sünde wäre, Jemand an der Klinge eines Dolches riechen zu lassen!"

„Ja, aber einen Geweihten!...."

Sie redeten heimlich, und die Mönche suchten ihre Anschläge aus einigen Worten zu errathen, die sie von ihrer Unterredung erhaschten.

„Bah! es ist kein Unterschied," entgegnete Bois-Dauphin laut. „Und zudem, sey's wie es will, er wird die Sünde begehen und nicht ich."

„Ja, ja, Bois-Dauphin hat Recht!" riefen die beiden Andern.

Sofort stand Bois-Dauphin auf und gieng aus dem Saal. Gleich darauf hörte man die Hahnen schreien und bald erschien der Räuber wieder mit einem todten Hahn in jeder Hand.

„Ha! der Verdammte!" schrie Frau Margarethe. „Meine Hahnen umbringen! und an einem Freitag! Was willst Du damit machen?"

„Still, Frau Margarethlein, mach' mir die Ohren nicht warm. Ihr wisset, ich bin ein schlimmer Geselle. Rüstet Eure Bratspieße und laßt mich machen." Dann trat er zu dem elsäßischen Frater und sagte: „Hier, mein Pater, seht Ihr wohl diese zwei Bestien da? gut! ich möchte Euch um die Gnade bitten, sie zu taufen."

Der Mönch wich erstaunt zurück, der Andere machte sein Buch zu und Frau Margaretha fieng an, auf Bois-Douphin loszuziehen.

„Ich soll sie taufen?" sagte der Mönch.

„Ja, mein Pater. Ich werde der Pathe seyn, und Margot hier die Pathin. Nun höret die Namen, die ich meinen Taufkindern gebe: dieses soll Karpfe heißen, und das andere Börs. Nicht wahr, zwei schöne Namen?"

„Hühner taufen?" rief der Mönch lachelnd.

„Nun ja doch, alle Wetter! mein Pater! machet's kurz!"

„Ha, der Galgenstrick!" schrie Margaretha; „Du bildest Dir

ein, ich lasse Dich so hier hausen? glaubst Du bei Juden zu seyn, und auf dem Herensabbath, daß Du Thiere taufen willst?"

„Schafft mir doch diese Heulerin vom Hals," sagte Bois-Dauphin zu seinen Kameraden; „und Ihr, mein Pater, könnet Ihr nicht den Namen des Schmieds lesen, der diese Klinge gemacht hat?"

Damit hielt er seinen gezückten Dolch dem alten Mönch unter die Nase. Der Junge fuhr auf; aber gleich darauf setzte er sich, wie in Folge einer klugen Ueberlegung, wieder hin mit dem Entschluß, Geduld zu haben.

„Wie wollt Ihr, daß ich Vögel taufen soll, mein Sohn?"

„Hagel! das ist leicht: wie Ihr uns tauft, uns Weibessaamen. Schüttet ihnen ein wenig Wasser auf den Kopf und sprecht: **Baptizo te Carpam et Percham**: nun sagt es in Eurem Kauderwelsch. Geschwind, Kleinhans, bring uns das Wasserglas dort, und Ihr alle, die Hüte herab, Andacht, Respekt vor Gott!"

Zum allgemeinen Erstaunen nahm der alte Kapuziner ein wenig Wasser, träufelte es auf den Kopf der Hahnen, und sagte sehr schnell und sehr unverständlich etwas her, das wie ein Gebet aussah. Er schloß mit: **Baptizo te Carpam et Percham.** Dann setzte er sich und nahm seinen Rosenkranz wieder mit vielem Gleichmuth und als ob er nur etwas Gewöhnliches gethan hätte.

Das Erstaunen hatte Frau Margaretha stumm gemacht. Bois-Dauphin triumphirte. — „Frisch auf, Margot!" sagte er, ihr die beiden Hühner zuwerfend, „bereite uns diesen Karpfen und diesen Börs; das ist eine sehr gute Fastenspeise."

Aber trotz der Taufe konnte sich Margarethe noch immer nicht entschließen, sie als eine christliche Speise anzusehen. Die Schnapphähne mußten ihr mit schlimmer Behandlung drohen, ehe sie sich entschließen konnte, diese neugeschaffenen Fische an den Bratspieß zu stecken.

Inzwischen tranken Bois-Dauphin und seine Genossen ge-

waltig; sie brachten Gesundheiten aus und verführten einen Höllen-Lärm.

„Hört!" schrie Bois-Dauphin, mit einem großen Faustschlag auf den Tisch Stille gebietend, „ich schlage vor, auf die Gesundheit unseres heiligen Vaters Papst und den Tod aller Hugenotten zu trinken; und die beiden Kutten und Frau Margot müssen mit uns anstoßen."

Der Vorschlag wurde von seinen Kameraden durch Zuruf angenommen.

Er stand etwas schwankend auf, denn er war schon mehr als halbbetrunken, und füllte aus einer Flasche, die er in der Hand hatte, das Glas des jungen Mönchs.

„Auf, guter Pater," stotterte er, „auf die Heiligkeit Seiner Gesundheit!... ich habe mich versprochen: auf die Gesundheit Seiner Heiligkeit! und den Tod...."

„Ich trinke niemals zwischen meinen Mahlzeiten," antwortete kalt der junge Mann.

„Oh! zum Henker! Ihr müßt trinken, oder, hol' mich der Teufel! Ihr sollt mir Rede stehen."

Damit stellte er die Flasche auf den Tisch, nahm das Glas, und brachte es an die Lippen des Mönchs, der sich, scheinbar ruhig, schnell auf sein Brevier herab beugte. Einige Tropfen Weins fielen auf das Buch. Augenblicklich erhob sich der Mönch und nahm das Glas; aber statt zu trinken, schüttete er den Inhalt Bois-Dauphin in's Gesicht. Ein allgemeines Gelächter erfolgte. Der Frater schaute, an die Mauer gelehnt und mit gekreuzten Armen, dem Frevler starr in's Antlitz.

„Wisset Ihr wohl, mein kleiner Pater, daß dieser Scherz mir nicht gefällt? Helf mir Gott, wenn Ihr kein Kuttenträger wäret, so würde ich Euch ein für allemal Eure Leute kennen lehren."

Mit diesen Worten streckte er die Hand bis zum Gesicht des jungen Mannes aus und streifte dessen Schnurrbart mit seinen Fingerspitzen.

Das Gesicht des Mönches wurde purpurroth. Mit einer Hand faßte er den unverschämten Banditen am Kragen, mit der andern nahm er die Flasche und zerschlug sie ihm mit solcher Gewalt auf dem Kopf, daß Bois-Dauphin bewußtlos auf den Fußboden stürzte, mit Blut und Wein überspritzt.

„Wundervoll gemacht, mein Tapferer!“ schrie der alte Mönch „und für einen Pfaffen haltet Ihr Euch zum Entzücken!“

„Bois-Dauphin ist todt!“ schrieen die drei Räuber, da sie sahen, daß ihr Kamerad sich nicht bewegte. „Ha! Schurke! wir wollen Dir das Bad gesegnen!“ Sie langten nach ihren Degen; aber der junge Mönch streifte mit erstaunlicher Behendigkeit die langen Aermel seiner Kutte zurück, ergriff Bois-Dauphin's Degen und stellte sich mit entschlossenem Wesen in Parade. Zugleich zog sein Mitbruder einen Dolch unter der Kutte hervor, dessen Klinge wohl achtzehn Zoll war, und stellte sich mit eben so martialischem Aussehen an die Seite desselben.

„Ah! Canaille!“ rief er, „wir wollen Euch Lebensart lehren und Euer Handwerk zeigen!“ Nach wenigen Streichen waren die drei Spitzbuben verwundet oder entwaffnet und mußten aus dem Fenster springen.

„Jesus Maria!“ rief Frau Margarethe aus, „was seyd ihr für Helden, meine guten Patres! Ihr machet der Religion Ehre. Aber bei alle dem liegt da ein beinahe todter Mensch, und das schadet dem guten Namen meiner Herberge.“ — „Oh! nicht doch, er ist nicht todt,“ sagte der alte Mönch; „seht nur, er regt sich; aber ich werde ihm gleich die letzte Oelung geben.“ Und er gieng auf den Verwundeten zu, nahm ihn bei den Haaren, setzte ihm einen zweischneidigen Dolch an die Kehle und hätte ihm richtig den Kopf abgeschnitten, wäre nicht Frau Margarethe und sein Tischgenosse dazwischen gesprungen.

„Was macht Ihr, guter Gott!“ rief Margarethe; „einen Menschen tödten? und zwar einen, der noch für einen guten Katholiken gilt, obgleich freilich offenbar nichts daran ist?“

„Ich setze voraus," sagte der junge Mönch zu seinem Mitbruder, „daß Euch, wie mich dringende Geschäfte nach Beaugency rufen? dort kommt das Schiff. Beeilen wir uns!"

„Ihr habt recht und ich folge Euch." Er putzte seinen Dolch und steckte ihn wieder unter seine Kutte. Jetzt wanderten die beiden tapfern Mönche, nachdem sie ihre Zeche bezahlt, mit einander gegen die Loire hin, Bois-Dauphin unter Margarethens Händen zurücklassend, welche damit begann, daß sie in seinen Taschen suchte, um sich bezahlt zu machen; worauf sie ihm die Glasscherben aus dem zerrissenen Schädel zog und ihn endlich nach dem in solchen Fällen bei den Wirthinnen üblichen Gebrauch verband.

„Ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich Euch nicht schon irgendwo gesehen hätte," sagte der junge Mann zu dem Kapuziner.

„Hol' mich der Teufel, wenn mir Euer Gesicht nicht bekannt ist! aber..."

„Als ich Euch zum Erstenmal sah, scheint es mir, truget Ihr diese Kutte nicht."

„Und Ihr selber?"

„Ihr seyd der Hauptmann...."

„Dietrich Hornstein, Euch zu dienen; und Ihr seyd der junge Edelmann, mit dem ich in der Nähe von Etampes zu Nacht speiste."

„Derselbe."

„Ihr heißet Mergy?"

„Ja; aber das ist jetzt mein Name nicht. Ich bin der Bruder Ambrosius."

„Und ich der Bruder Antonius aus dem Elsaß."

„Gut. Und Ihr reiset?"

„Nach La Rochelle, wenn ich kann."

„Und ich deßgleichen."

„Ich bin erfreut, Euch zu begegnen.... Aber alle Wetter! Ihr habt mich entsetzlich in Verlegenheit gebracht mit Eurem

benedicite. Ich wußte kein Wort davon; und hielt Euch obendrein für einen ächten und gerechten Mönch."

„So gieng es mir ebenfalls."

„Woher seyd Ihr entkommen?"

„Aus Paris. Und Ihr?"

„Aus Orleans. Ich war genöthigt, mich mehr als acht Tage zu verbergen. Meine armen Reiter... mein Cornett... sind in der Loire."

„Und Mila?"

„Wurde katholisch."

„Und mein Pferd, Hauptmann?"

„Ach ja! Euer Pferd? Ich ließ den Spitzbuben von Trompeter, der es Euch geraubt, Spießruthen laufen... da ich aber nicht wußte, wo Ihr wohntet, so konnte ich es Euch nicht zurückgeben.... und behielt es in Erwartung der Ehre, Euch wieder zu begegnen. Jetzt gehört es ohne Zweifel so einem Hund von Papisten."

„Stille! sprecht dieses Wort nicht so laut aus! Wohlan, Kapitän, werfen wir unser Glück zusammen, und helfen wir einander, wie wir eben gethan!"

„Ich will gern; und so lange Dietrich Hornstein einen Tropfen Bluts in seinen Adern hat, wird er bereit seyn, an Eurer Seite mit der Klinge zu spielen."

Vergnügt schüttelten sie einander die Hände.

„Ei ei! sagt mir doch, welche verdammte Geschichte haben sie mir da mit ihren Hühnern und ihren Carpam, Percham, vorgemacht? Man muß doch zugeben, daß diese Papisten eine sehr vernagelte Race sind."

„Still! noch einmal. Hier ist das Schiff!"

So sich unterhaltend, gelangten sie zu der Fähre, welche sie bestiegen. Sie kamen nach Beaugency, ohne daß ihnen etwas Anderes aufstieß, als mehrere Leichname ihrer Religionsgenossen, welche in der Loire schwammen.

Ein Schiffer machte sie darauf aufmerksam, daß die meisten auf dem Rücken lagen. „Sie flehen zum Himmel um Rache," sagte Mergy zu dem Hauptmann der Reiter.

Dietrich drückte ihm, ohne zu antworten, die Hand.

XXIV.

Die Belagerung von La Rochelle.

Hofft noch und duldet, die Ihr's könnt!
Thom. Moore.

La Rochelle, dessen Einwohner sich fast alle zur reformirten Religion bekannten, war damals so viel als die Hauptstadt der südlichen Provinzen und das festeste Bollwerk der protestantischen Partei. Ein ausgebreiteter Handel mit England und Spanien hatte demselben beträchtliche Reichthümer zugeführt und jenen Geist von Selbstständigkeit eingehaucht, den sie erzeugen und aufrecht halten. Die Bürger, Fischer oder Matrosen und nicht selten Corsaren, besaßen, weil frühe an die Gefahren eines abenteuerlichen Lebens gewöhnt, eine Thatkraft, welche bei ihnen die Kriegszucht und die Uebung im Kriege ersetzte. Daher wurden bei der Nachricht von dem Gemetzel des vierundzwanzigsten August's, die Rocheller — weit entfernt, sich jener blödsinnigen Resignation zu ergeben, welche sich des größten Theils der Protestanten bemächtigt und dieselben zur Verzweiflung an ihrer Sache getrieben hatte — von dem thätigen und furchtbaren Muthe beseelt, den bisweilen die Verzweiflung einflößt. Einhellig beschlossen sie, lieber das Aeußerste zu wagen, als die Thore einem Feinde zu öffnen, der kaum erst einen so himmelschreienden Beweis seiner Falschheit und Treulosigkeit gegeben hatte. Während die Pfarrer diesen Entschluß durch ihren fanatischen Eifer unterhielten, arbeite-

ten Weiber, Kinder, Greise wetteifernd an der Wiederherstellung alter und Aufführung neuer Verschanzungen. Man häufte Lebensmittel und Waffen auf, man rüstete Barken und Schiffe aus; kurz, man verlor keinen Augenblick zur Organisirung und Vorbereitung aller nur irgend möglichen Vertheidigungsmittel der Stadt. Mehrere dem Gemetzel entronnene Edelleute vereinigten sich mit den Rochellern und entflammten durch das Gemälde, das sie von den Verbrechen der Bartholomäusnacht entwarfen, selbst die Aengstlichsten zum Muth. Für Männer, die von einem gewiß scheinenden Tod errettet waren, galten der Krieg und seine Wechselfälle nicht mehr, als ein leichter Wind für Matrosen, die eben einem Sturm entgangen sind. Mergy und sein Begleiter gehörten unter die Zahl dieser Flüchtlinge, welche die Reihen der Vertheidiger von La Rochelle vergrößerten.

Der Hof von Paris, den diese Rüstungen beunruhigten, bereute es, daß er nicht zuvorgekommen war. Der Marschall v. Biron war im Anzug gegen La Rochelle, indeß zugleich Ueberbringer von Vorschlägen zu einer friedlichen Uebereinkunft. Mit einigem Grund hoffte der König, die Wahl Biron's als Unterhändler werde den Rochellern angenehm seyn; denn dieser Feldherr, weit entfernt, an den Metzeleien der Bartholomäusnacht Theil zu nehmen, hatte mehrere ausgezeichnete Protestanten gerettet und sogar die Kanonen des Arsenals, das er befehligte, gegen die Mörder gerichtet, welche königliche Abzeichen trugen. Er verlangte nichts, als in die Stadt aufgenommen und dort in der Eigenschaft als königlicher Gouverneur anerkannt zu werden, wogegen er versprach, die Vorrechte und Freiheiten der Einwohner zu achten und ihnen freie Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Aber durfte man, nach dem Mord von sechszigtausend Protestanten, noch an die Versprechungen Carl's IX. glauben? Zudem dauerten, während des Gangs der Unterhandlungen, die Schlächtereien in Bordeaux fort, Biron's Soldaten plünderten das

Gebiet von La Rochelle und eine königliche Flotte kaperte die Kauffahrteischiffe und blokirte den Hafen.

Die Rocheller weigerten sich also, Biron aufzunehmen, und antworteten, daß sie mit dem König, so lange er ein Gefangener der Guisen wäre, nicht unterhandeln könnten; sey's nun, daß sie wirklich die letztern für die einzigen Urheber der Verfolgungen gegen den Calvinismus hielten, oder daß sie mit dieser nachher oft wiederholten Ausrede das Gewissen derjenigen beschwichtigen wollten, welche der Meinung waren, die Treue gegen ihren König sollte ihnen mehr gelten, als die Interessen ihrer Religion. Damit war jeder Weg zur Verständigung abgeschnitten. Der König schickte einen andern Unterhändler: La Noue. La Noue, der Eisenarm zugenannt, von einem künstlichen Arm, den er statt eines im Kampfe verlorenen trug, war ein eifriger Calvinist, der in den letzten Bürgerkriegen Proben von großem Muth und militärischen Fähigkeiten abgelegt hatte.

Der Admiral, dessen Freund er war, hatte an ihm den geschicktesten und ergebensten Unterbefehlshaber gehabt. Am Bartholomäustage war er in den Niederlanden mit Disciplinirung der flämischen Insurgenten-Banden gegen die spanische Macht beschäftigt. Vom Glück verrathen, hatte er sich dem Herzog von Alba ergeben müssen, und war von diesem ziemlich gut behandelt worden. Nicht lange darnach, als über die Ströme vergossenen Blutes einige Gewissensbisse erwachten, löste ihn Carl IX. und nahm ihn, wider alles Erwarten, mit Leutseligkeit auf. Dieser stets in Extremen begriffene Monarch überhäufte jetzt einen Protestanten mit Liebkosungen, und hatte doch kaum erst Hunderttausende von dessen Glaubensgenossen erwürgen lassen. Eine Art Verhängniß schien über La Noue's Bestimmung zu wachen; nun schon zu drei verschiedenen Malen war er in einem Bürgerkriege gefangen, zuerst bei Jarnac, dann bei Montcontour, und immer wieder von dem Bruder des Königs *) ohne Lösegeld freigege-

*) Herzog von Anjou, nachher Heinrich III.

ben worden, trotz der dringenden Vorstellungen eines Theils seiner Hauptleute, welche in ihn drangen, einen Mann zu opfern, der allzu gefährlich sey, um geschont, und zu rechtschaffen, um verführt zu werden. Carl dachte, La Noue werde sich seiner Milde erinnern, und ertheilte ihm den Auftrag, die Rocheller zur Unterwerfung zu ermahnen. La Noue willigte ein, doch unter der Bedingung, daß der König nichts mit seiner Ehre Unverträgliches von ihm verlange. Er reiste in Begleitung eines italienischen Priesters ab, der ihn überwachen sollte.

Zuerst mußte er die bittere Erfahrung machen, daß man ihm nicht traute. Er konnte nicht nach La Rochelle hinein kommen, sondern man bezeichnete ihm eine kleine Stadt in der Umgegend als den Ort einer Zusammenkunft. Es war Tadon, wo er mit den Abgeordneten von La Rochelle sich einfand. Er kannte sie alle, wie man alte Waffengefährten kennt; aber nicht ein Einziger reichte ihm bei seinem Anblick die Freundeshand, nicht ein Einziger schien ihn wieder zu kennen; er mußte ihnen seinen Namen nennen. Sodann setzte er die Vorschläge des Königs auseinander. Die Quintessenz seiner Rede war: „Vertrauet den Anerbietungen des Königs; der Bürgerkrieg ist das schlimmste aller Uebel.“

Der Bürgermeister von La Rochelle antwortete mit saurem Lächeln: „Wir sehen wohl einen Mann, der La Noue gleicht, aber La Noue hätte seinen Brüdern nicht gerathen, sich Meuchelmördern zu unterwerfen. La Noue liebte den verstorbenen Admiral, und hätte ihn lieber gerächt, als mit seinen Mördern unterhandelt. Nein, Ihr seyd nicht La Noue.“

Der unglückliche Botschafter, dem diese Vorwürfe in die Seele schnitten, rief ihnen die Dienste, welche er der Sache der Calvinisten geleistet, ins Gedächtniß, zeigte seinen verstümmelten Arm und beschwor seine Anhänglichkeit an die Religion. Allmählig schwand das Mißtrauen der Rocheller; ihre Thore öffneten sich für La Noue; sie zeigten ihm ihre Hülfsmittel und drangen sogar in ihn, sich an ihre Spitze zu stellen. Das Anerbieten

war sehr verführerisch für einen alten Soldaten. Der Eid gegen Carl war unter einer Bedingung geleistet, den man nach seinem Gewissen deuten konnte. La Noue hoffte, wenn er sich an die Spitze der Rocheller stellte, würde er eher im Stande seyn, sie zu friedlicheren Gesinnungen zu bewegen; er meinte die seinem König geschworene Treue und die Pflichten seiner Religion mit einander einigen zu können. Er täuschte sich.

Ein königliches Heer erschien und griff La Rochelle an; La Noue leitete alle Ausfälle, tödtete eine gute Anzahl Katholiken und wenn er dann in die Stadt zurückgekehrt war, so ermahnte er die Einwohner, Frieden zu machen. Was war die Folge? Daß die Katholiken schrieen, er habe dem Könige das Wort gebrochen; die Protestanten ihn anklagten, er verrathe sie.

In dieser Lage suchte La Noue, den die Welt aneckelte, den Tod, welchem er sich zwanzigmal des Tags aussetzte.

XXV.

La Noue.

Phönest:
Beim Firmament! dieser Mann schnäuzt sich nicht mit dem Ellbogen. D'Aubigné.

Die Belagerten hatten einen glücklichen Ausfall gegen die Belagerungswerke des katholischen Heers gemacht. Sie hatten mehrere hundert Toisen von Laufgräben zugeworfen, Faschinen zerstört und hundert Soldaten getödtet. Die Abtheilung, welche diesen Vortheil errungen, kehrte durch das Thor von Tadon in die Stadt zurück. Voran zog der Hauptmann Dietrich mit einer Compagnie Arkebusiere, welche, erhitzten Gesichts und keuchend, zu trinken verlangten, ein deutlicher Beweis, daß sie sich nicht geschont hatten.

Hernach kam ein starker Bürgertrupp, worunter man mehrere Weiber bemerkte, die an dem Kampf Theil genommen zu haben schienen. Dann folgten etwa vierzig Gefangene, meist mit Wunden bedeckt und von zwei Reihen Soldaten in die Mitte genommen, denen es sehr schwer wurde, sie vor der Wuth des gesammelten Pöbels zu schützen. Ungefähr zwanzig Reiter bildeten den Nachtrab. La Noue, dem Mergy als Adjutant diente, ritt ganz zuletzt. Sein Harnisch war von einer Kugel zerrissen und sein Pferd an zwei Orten verwundet. Mit der linken Hand hielt er noch eine abgeschossene Pistole und mit einem Haken statt der verlornen Hand an dem verstümmelten Arme lenkte er den Zügel seines Pferdes.

„Lasset die Gefangenen in Frieden, meine Freunde!" schrie er jeden Augenblick. „Seyet menschlich, gute Rocheller! sie sind verwundet, sie können sich nicht mehr vertheidigen: es sind keine Feinde mehr."

Aber die Pöbelmenge antwortete ihm mit wildem Geschrei: „An den Galgen mit den Papisten! an den Strick!" und: „Es lebe La Noue!"

Mergy und die Reiter verstärkten durch einige wohl angebrachte Stöße mit dem Lanzenschaft den Nachdruck der edelmüthigen Aufforderungen ihres Kapitäns. Die Gefangenen wurden endlich in das Stadtgefängniß gebracht und unter gute Hut gestellt, an einem Orte, wo sie von dem tobenden Pöbel nichts zu fürchten hatten. Die Abtheilung gieng auseinander und La Noue, nur von einigen Edelleuten begleitet, stieg vor dem Rathhause in dem Augenblick ab, wo der Bürgermeister nebst mehreren Räthen und einem alten Wortdiener Namens Laplace herausgieng.

„Gut; tapferer La Noue!" sagte der Bürgermeister, ihm die Hand hinreichend, „Ihr habt diesen Blutzapfern wieder gezeigt, daß nicht alle Starken mit dem Admiral gestorben sind."

„Die Affaire ist ziemlich glücklich ausgefallen, mein Herr,"

antwortete La Noue mit Bescheidenheit. „Wir hatten nur fünf Todte und wenig Verwundete.“

„Da Ihr den Ausfall anführtet, Herr v. La Noue,“ entgegnete der Maire, „so waren wir zum Voraus des Erfolges gewiß.“

„Ei! was vermöchte La Noue ohne die Hülfe Gottes?“ rief der alte Wortdiener mit essigsaurer Stimme. „Der starke Gott hat heute für uns gekämpft, er hat unser Flehen erhört.“

„Ja, Gott gibt und nimmt den Sieg nach seinem Willen,“ sagte La Noue mit Ruhe, „und nur ihm muß man für die Erfolge des Krieges danken.“ Dann fragte er, sich an den Bürgermeister wendend: „Nun, mein Herr? hat der Rath die neuen Vorschläge Seiner Majestät in Erwägung gezogen?“

„Ja,“ antwortete der Bürgermeister; „wir haben den Trompeter an Monsieur (ältesten Bruder des Königs) mit der Bemerkung zurückgeschickt, er möchte sich neue Aufforderungen an uns ersparen. Künftighin werden wir nur mit Arkebusenschüssen darauf antworten.“

„Ihr hättet den Trompeter hängen lassen sollen,“ fiel der Wortdiener ein, „denn stehet nicht geschrieben: einige böse Buben sind hervorgegangen aus deiner Mitte, und haben verführen wollen die Einwohner ihrer Stadt.... Du wirst aber nicht verfehlen, sie sterben zu lassen; deine Hand soll die erste über ihnen seyn, und hernach die Hand des ganzen Volkes.“

La Noue seufzte und schlug, ohne zu antworten, die Augen zum Himmel auf.

„Was! uns ergeben?“ fuhr der Bürgermeister fort, „uns ergeben, derweil unsre Mauern noch stehen, während der Feind uns nicht von Nahem anzugreifen wagt, indeß wir alle Tage hervorbrechen und ihn in seinen Laufgräben verhöhnen? Glaubt mir, Herr v. La Noue, wenn es keine Soldaten in La Rochelle gäbe, so würden die Weiber schon stark genug seyn, die Pariser Schinder zurückzujagen.“

„Mein Herr, wenn man der Stärkere ist, so muß man von seinem Feinde mit Schonung reden, und wenn man der Schwächere ist..."

„Ei! wer sagte Euch denn, daß wir die Schwächern sind?" unterbrach Laplace. „Streitet Gott nicht für uns? Und war Gideon mit dreihundert Israeliten nicht stärker als das ganze Heer der Midianiter?"

„Ihr wisset besser als Jemand, Herr Bürgermeister, wie unzureichend die Vorräthe sind. Das Pulver ist rar, und ich war genöthigt, den Arkebusieren zu verbieten, aus größerer Entfernung zu schießen."

„Montgomery wird uns welches von England schicken," sagte der Bürgermeister.

„Das Feuer des Himmels wird auf die Papisten herabfahren," sprach der Wortdiener.

„Das Brod wird alle Tage theurer, Herr Bürgermeister."

„Von einem Tag zum andern kann die englische Flotte erscheinen, und dann herrscht wieder Ueberfluß in der Stadt."

„Gott wird Manna regnen lassen, wenn es Noth thut," schrie Laplace heftig.

„Was den Succurs betrifft, von dem Ihr redet," entgegnete La Noue, „so darf nur ein paar Tage Südwind wehen, und er kann nicht in unsern Hafen einlaufen. Auch ist es möglich, daß er gekapert wird."

„Der Wind wird von Norden wehen! ich sage es Dir voraus, Kleingläubiger!" sagte der Wortdiener. „Du hast Deinen rechten Arm und Deinen Muth zugleich verloren."

La Noue schien entschlossen, ihm nicht zu antworten. Immer an den Bürgermeister sich wendend, fuhr er fort:

„Wenn wir Einen Mann verlieren, so schwächt uns das mehr, als den Feind, wenn er zehn verliert. Ich fürchte, daß, wenn die Katholiken die Belagerung mit Nachdruck betreiben, wir gezwungen werden könnten, noch härtere Bedingungen anzunehmen,

als die, welche Ihr jetzt mit Verachtung zurückweiset. Wenn, wie ich hoffe, der König sich mit der Anerkennung seiner Oberherrlichkeit in dieser Stadt begnügt, ohne von ihr Opfer zu fordern, die sie nicht gewähren kann, so, glaube ich, ist es unsere Pflicht, ihm die Thore zu öffnen; denn im Grunde ist er doch unser Herr."

„Wir haben keinen andern Herrn, als Christus! und nur ein Gottloser kann den grausamen Ahab, Carl, der das Blut der Propheten sauft, seinen Herrn nennen . . ." Die Wuth des Wortdieners verdoppelte sich, da er La Noue's unzerstörliche Kaltblütigkeit sah.

„Ich meines Theils," sagte der Bürgermeister, „erinnere mich wohl, daß der Admiral, als er das letztemal durch unsere Stadt kam, zu uns sagte: Der König hat mir sein Wort gegeben, daß seine protestantischen und seine katholischen Unterthanen gleich behandelt werden sollen. Sechs Monate darauf hat der König, der ihm sein Wort gegeben hatte, ihn ermorden lassen. Wenn wir unsere Thore öffnen, so wird die Bartholomäusnacht bei uns einkehren wie in Paris."

„Der König wurde von den Guisen getäuscht. Er bereut und gäbe viel darum, wenn er das vergossene Blut wiederkaufen könnte. Reizet Ihr, durch Eure hartnäckige Weigerung, zu unterhandeln, die Katholiken, so werden Euch alle Streitkräfte des Königreichs über den Hals kommen, und dann ist es geschehen um die letzte Freistätte der reformirten Religion. Frieden, Friede! glaubet mir, Herr Bürgermeister, das ist der beste Theil."

„Feigling!" schrie der Wortdiener, „Du begehrst den Frieden, weil Du für Dein Leben fürchtest."

„Gemach! Herr Laplace!" ermahnte der Bürgermeister.

„Kurz," fuhr La Noue kaltblütig fort, „mein letztes Wort ist: wenn der König einwilligt, keine Besatzung nach La Rochelle zu legen und unsere Predigt frei zu lassen, so muß man ihm

die Schlüssel entgegen tragen und ihn unserer Unterthänigkeit versichern."

„Du bist ein Verräther!" schrie Laplace, „und bestochen von den Tyrannen."

„Guter Gott! was sagt Ihr da, Herr Laplace?" wiederholte tadelnd der Bürgermeister.

La Noue lächelte verächtlich.

„Ihr sehet es, Herr Bürgermeister!" erwiderte er, „die Zeit, darin wir leben, ist seltsam: die Kriegsleute rathen zum Frieden, und die Diener des Evangeliums predigen Krieg."

„Mein theurer Herr," fuhr er, endlich an Laplace sich wendend fort, „es ist Zeit zum Mittagessen, und mir scheint, Eure Frau erwartet Euch wahrscheinlich zu Hause."

Diese Worte machten den Prediger vollends toll. Er konnte keine hinreichende Beleidigung in Worten finden, und da eine Ohrfeige einer vernünftigen Antwort überhebt, so schlug er den alten Kriegshelden auf die Wange.

„Gott's Tag! was macht Ihr?" rief der Bürgermeister, „den Herrn von La Noue schlagen, den besten Bürger und den tapfersten Soldaten von La Rochelle?"

Mergy, der dabei war, schickte sich an, Laplace eine Züchtigung zu ertheilen, an die er eine gute Weile gedacht haben würde; aber La Noue hielt ihn zurück.

Als sein grauer Bart von der Hand dieses alten Narren berührt wurde, so war es ein gedankenschneller Moment, wo seine Augen von einem Blitze der Entrüstung und des Zornes leuchteten. Doch sogleich nahmen seine Züge ihre Leidenschaftslosigkeit wieder an; man hätte meinen können, der Pfaff habe die Marmorbüste eines römischen Senators geschlagen, oder vielmehr, La Noue sey von einer seelenlosen, durch den Zufall getriebenen Sache berührt worden.

„Bringet diesen Greis zu seinem Weibe zurück!" sagte er zu einem der Bürger, die den alten Wortdiener hinwegführten.

„Empfehlet ihr Sorgfalt wegen seiner, denn ganz gewiß ist sein Befinden heute nicht richtig. Herr Bürgermeister, ich bitte Euch, mir hundertfünfzig Freiwillige unter den Einwohnern zu besorgen, denn ich möchte morgen mit Tagesanbruch einen Ausfall machen, just in dem Augenblick, wo die Soldaten, welche die Nacht hindurch in den Laufgräben lagen, noch ganz steif sind vor Kälte, wie die Bären, die man beim Eisgang jagt. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß Leute, die unter einem Dach geschlafen haben, Morgens leichte Arbeit mit solchen haben, welche die Nacht unter freiem Himmel zubrachten. — Herr v. Mergy, wenn es Euch nicht allzusehr mit dem Essen pressirt, wollt Ihr mit mir die Runde in der Schanze des Evangeliums machen? ich möchte gerne sehen, wie es mit den Arbeiten des Feindes steht."

Er grüßte den Bürgermeister und nahm, auf die Schulter des jungen Mannes gestützt, den Weg nach der Schanze.

Sie kamen gerade ein paar Augenblicke später hinein, als ein Kanonenschuß zwei Männer tödtlich verwundet hatte. Alle Steine waren mit Blut gefärbt und einer dieser Unglücklichen bat seine Kameraden, ihm den Garaus zu machen. La Noue betrachtete, den Ellbogen auf die Brustwehr gestützt, eine Zeit lang stillschweigend die Arbeiten der Belagerer, dann sagte er, sich zu Mergy wendend:

„Es ist etwas Entsetzliches um den Krieg, und vollends um einen Bürgerkrieg! . . . Diese Kugel wurde in eine französische Kanone geladen; ein Franzose hat den Lauf gerichtet und die Lunte angezündet, und es sind zwei Franzosen, die diese Kugel getödtet hat. Und das will noch nicht viel heißen, aus einer Entfernung von einer halben Stunde zu tödten; aber, Herr v. Mergy, wenn man seinen Degen in den Leib eines Menschen tauchen muß, der Euch in Eurer Muttersprache um Gnade fleht! . . . und doch haben wir selbst erst diesen Morgen das gethan."

„Ha! mein Herr, hättet Ihr die Metzeleien des 24. August gesehen! wäret Ihr über die Seine gegangen, als sie blutroth war und mehr Leichname hinabrollte, als sie Eisschemel bei dem Eisgange auswirft, so würdet Ihr wenig Mitleiden für die Menschen fühlen, die wir bekämpfen. Für mich ist jeder Papist ein Bluthund . . .“

„Lästert Euer Vaterland nicht! Unter dieser Armee, die uns belagert, gibt es sehr wenige solcher Ungeheuer, von denen Ihr redet. Die Soldaten sind französische Bauernbursche, die ihre Pflugschaar um den Sold des Königs verlassen haben; und die Edelleute und Kapitäne schlagen sich, weil sie dem König den Eid der Treue geleistet haben. Sie haben vielleicht Recht, und wir . . . wir sind Rebellen.“

„Rebellen? unsere Sache ist gerecht; wir kämpfen für unsere Religion und unser Leben!“

„So viel ich sehe, habt Ihr wenig Skrupel; Ihr seyd glücklich, Herr v. Mergy.“ Und der alte Krieger seufzte tief.

„Donnerwetter!“ schrie ein Soldat, der eben seine Arkebuse abgeschossen hatte: „dieser Teufel dort muß fest seyn! seit drei Tagen ziele ich auf ihn und habe ihm noch kein Haar krümmen können.“

„Wer denn?“ fragte Mergy.

„Seht Ihr dort jenen Bursch in weißem Wamms mit rother Schärpe und Federhut? Am hellen Tage spazirt er uns im Bart herum, als wollte er uns foppen. Es ist einer jener vergoldeten Hofdegen, der mit Monsieur kam.“

„Die Entfernung ist groß,“ sagte Mergy; „aber einerlei gebt mir eine Arkebuse.“

Ein Soldat überreichte ihm seine Waffe. Mergy legte den Lauf auf die Brustwehr und zielte mit großer Aufmerksamkeit.

„Wenn es einer von Euren Freunden wäre?“ sagte La Noue. „Warum wollt Ihr so den Arkebusenschützen in's Handwerk greifen?“

Mergy wollte gerade seinen Finger an den Drücker legen; er hielt an sich.

„Ich habe keine Freunde unter den Katholiken, mit Ausnahme eines einzigen, und dieser, ich weiß es gewiß, befindet sich nicht unter den Belagerern.“

„Wenn es Euer Bruder wäre, der im Gefolge Monsieurs...“

Der Schuß knallte; aber Mergy's Hand hatte gezittert und man sah den Staub, den die Kugel ziemlich weit weg von dem Spaziergänger aufgerührt hatte. Mergy glaubte nicht, daß sein Bruder bei dem katholischen Heer seyn könnte; doch war er froh, als er sah, daß sein Schuß gefehlt hatte. Die Person, auf welche er geschossen, spazirte langsam weiter und verschwand dann hinter einem der vielen neuen Erdaufwürfe rings um die Stadt.

XXVI.

Der Ausfall.

Hamlet:
Todt! um einen Dukaten, todt?
Shakspeare.

Ein feiner und kalter Regen, der die ganze Nacht hindurch gefallen war, hatte endlich in dem Augenblick aufgehört, wo der anbrechende Tag sich durch ein fahles Licht am östlichen Himmel ankündigte. Dasselbe drang nur mit Mühe durch den schweren, die Erde streifenden Nebel, den der Wind da und dorthin scheuchte, indem er gleichsam große Löcher hinein wühlte; aber die grauen Flocken vereinigten sich bald wieder, wie die durch ein Schiff zerschnittenen Wellen wieder zusammenschlagen und die Furchen, die dasselbe gezogen hat, ausfüllen. Unter jener Decke

von dichtem Dunst, durch welche die Gipfel einiger Bäume stachen, hatte das Feld ein Aussehen, wie eine große Ueberschwemmung.

In der Stadt beleuchtete das ungewisse Dämmerlicht, vermischt mit dem Scheine der Fackeln eine ziemlich zahlreiche Abtheilung von Soldaten und Freiwilligen, welche in der Straße, die zu der Schanze des Evangeliums führte, versammelt waren. Sie stampften das Pflaster mit dem Fuß und machten sich rührig, ohne vom Platz zu gehen, wie Leute, die von jener feuchten und durchdringenden Kälte, welche dem Herbstsonnenaufgang vorangeht, durchschauert werden. Nachdrückliche Flüche und Verwünschungen gegen Den, der ihnen die Waffen so früh in die Hand gedrückt hatte, wurden nicht gespart; aber trotz der Beleidigungen erkannte man aus ihren Reden den guten Humor und die Hoffnung, welche die Soldaten unter einem geachteten Anführer beseelt. Sie sagten halb scherzhaft, halb zornig:

„Dieser verdammte Eisenarm, dieser Hans Schlaflos könnte nicht frühstücken, ohne jenen Kleinkindermetzgern einen guten Morgen gesagt zu haben! — Er soll das Fieber kriegen, der Teufelskerl! bei ihm weiß man nie, ob man eine Nacht schlafen darf. — Bei dem Bart des seligen Admirals! wenn ich nicht bald die Arkebusen schnarchen höre, so schlafe ich ein, als läge ich noch in meinem Bett. — Ah! Vivat! da kommt der Branntwein, der uns das Herz im Bauch wieder einrichten und verhindern muß, daß wir in diesem Teufelsnebel uns den Schnupfen holen."

Indeß man unter die Soldaten Branntwein vertheilte, vernahmen die Offiziere, welche La Noue unter dem Bogengang einer Verkaufshalle umstanden, mit Interesse den Angriffsplan, den er alsbald gegen das Belagerungsheer ausführen wollte. Gleich darauf hörte man Trommeln wirbeln; jeder eilte an seinen Posten; ein Geistlicher kam heran, segnete die Soldaten, ermahnte sie, sich wacker zu halten, mit dem Versprechen des ewigen Lebens, wenn sie durch einen triftigen Grund abgehalten

würden in die Stadt zurückzukommen und Dank und Lohn von ihren Mitbürgern zu empfangen. Die Rede war kurz, und La Noue fand sie zu lang. Er war nicht mehr derselbe Mann, der am Abend zuvor jeden Tropfen französischen Blutes, das in diesem Bürgerkriege vergossen worden, so schmerzlich bedauerte. Er war nur noch Soldat und schien Eile zu haben, bis er wieder eine Scene des Gemetzels sähe. Kaum hatte der Pfarrer ausgeredet und die Soldaten mit Amen geantwortet, als er mit festem und hartem Tone rief: „Kameraden, der Herr hat Euch die Wahrheit gesagt; befehlen wir uns Gott und unserer lieben Frau von Schlag-tüchtig-drein. Der erste, der schießt, ehe sein Pfropf einem Papisten in den Leib fährt, den bring' ich um, wenn ich davon komme."

„Kapitän," sagte Mergy ganz leise zu ihm, „das ist eine ganz andere Rede als die gestrige."

„Versteht Ihr lateinisch?" fragte ihn La Noue barsch.

„Ja, mein Herr."

„Wohlan! so gedenket des schönen Sprüchleins: age quod agis (was du thust, das thue ganz)."

Er gab ein Zeichen; man that einen Kanonenschuß, und die ganze Truppe marschirte im Schnellschritt in's freie Feld; zugleich strömen kleine Abtheilungen von Soldaten zu verschiedenen Thoren hinaus, um auf mehreren Punkten der feindlichen Linien Allarm zu machen, damit die Katholiken, sich von allen Seiten angefallen glaubend, auf den angegriffenen Hauptpunkt keinen Succurs zu schicken wagten, aus Furcht, einen Theil ihrer allseitig bedrohten Verschanzungen bloszustellen.

Die Schanze des Evangeliums, gegen welche die Ingenieure des katholischen Heers mit besonderem Nachdruck verfuhren, hatte hauptsächlich durch eine Batterie von fünf Kanonen zu leiden, welche auf einer kleinen Anhöhe errichtet war, wo vor der Belagerung ein jetzt halb zerstörtes Mühlgebäude gestanden hatte. Ein Graben und Erdaufwurf schützte gegen

Approchen von der Stadtseite her, und vor den Graben hatte man mehrere Arkebusiere als Schildwache gestellt. Wie aber der protestantische Führer voraus gesehen hatte, so mußten ihre Arkebusen, weil mehrere Stunden der Feuchtigkeit ausgesetzt, beinahe unbrauchbar geworden seyn, und die mit Allem wohl versehenen, zum Ausfall gefaßten Angreifer befanden sich in großem Vortheil über die unversehens angefallenen, durch die Nachtwache ermüdeten, regenbenetzten und frosterstarrten Gegner.

Die ersten Schildwachen werden niedergestoßen. Einige zum Wunder losgehende Schüsse erwecken die Mannschaft der Batterie noch zeitig genug, um die Protestanten schon als Herren der Brustwehr zu sehen, wie sie unwiderstehlich den Mühlenhügel erstiegen. Einige versuchen Widerstand; aber die Waffen entfallen ihren erstarrten Händen; fast alle ihre Arkebusen versagen, während kein einziger Schuß der Ausfallenden verloren geht. Der Sieg ist unzweifelhaft und bereits schreien die Protestanten, welche die Batterie genommen, in grimmigem Zorn: „kein Quartier! denket an den 24. August!"

Etwa fünfzig Soldaten mit ihrem Hauptmann lagen in dem Mühlthurm. Der Hauptmann, in der Nachtmütze und Pantoffeln, in der einen Hand ein Kissen und in der andern den Degen, öffnet die Thüre, geht hinaus und fragt, woher der Lärm komme. Weit entfernt, an einen feindlichen Ausfall zu denken, bildete er sich ein, das Geräusch sey die Folge eines Streites unter seinen eigenen Soldaten. Er wurde grausam enttäuscht; ein Hellebardenstoß streckte ihn im Blute gebadet zu Boden. Die Soldaten hatten nur noch Zeit, das Thor des Thurms zu verrammeln, und vertheidigten sich eine Weile vortheilhaft, indem sie aus den Fenstern schoßen; aber rings um das Gebäude lag ein großer Haufen Heu und Stroh, nebst Reisern, welche zu Schanzkörben verwendet werden sollten. Die Protestanten warfen Feuer darein, das augenblicklich den Thurm umzüngelte und bis zur Zinne stieg. Bald hörte man jammer-

volles Geschrei daraus hervorbringen. Das Dach stand in Flammen und war im Begriff, auf den Kopf der Unglücklichen, die es bedeckte, herabzustürzen. Das Thor brannte, und ihre eigenen Barricaden hinderten sie, dort hinauszufliehen. Versuchten sie es, durch die Fenster zu springen, so fielen sie in die Flammen, oder wurden von Pikenspitzen aufgefangen. Jetzt sah man ein entsetzliches Schauspiel. Ein mit vollständiger Waffenrüstung angethaner Fähndrich wollte gleich den andern durch ein Fenster springen. Sein Küraß endigte sich, nach einer damals ziemlich gewöhnlichen Mode, in eine Art eisernen Unterrock, der Schenkel und Bauch beschützte und sich wie der obere Theil eines Trichters erweiterte, so daß man darin leicht gehen konnte. Das Fenster war nicht weit genug, um diesen Theil seiner Rüstung durchzulassen, und der Fähndrich hatte sich in seiner Verwirrung mit solcher Heftigkeit hinausgestürzt, daß er mit dem größten Theil seines Körpers außen hieng, ohne sich bewegen zu können, als wäre er in einen Schraubstock eingeklemmt. Inzwischen stiegen die Flammen bis zu ihm hinauf, erhitzten seine Rüstung und verbrannten ihn langsam darin, wie in einem Bratofen oder in dem berühmten ehernen Ochsen nach der Erfindung des Phalaris. Der Unselige stieß gräßliche Schreie aus, und focht umsonst mit den Armen, als flehte er um Hülfe. Die Anstürmenden sahen eine Weile stumm dieser entsetzlichen Scene zu; dann stießen alle zugleich, als wäre es eine gemeinsame Uebereinkunft, ein Kriegsgeschrei aus, um sich zu betäuben und das Stöhnen des bratenden Menschen nicht zu hören. Er verschwand in einem Wirbel von Flammen und Rauch, und man sah mitten unter die Ruinen des Thurms einen glühenden und dampfenden Helm fallen.

Im Drang eines Gefechts sind die Gefühle von Entsetzen und Traurigkeit von kurzer Dauer: der Selbsterhaltungstrieb wirkt zu stark auf das Gemüth des Soldaten, als daß er für das Elend des Nächsten lange empfindlich wäre.

Während ein Theil der Rocheller die Flüchtlinge verfolgte, vernagelte ein anderer die Kanonen, zerschlug die Räder derselben und warf die Schanzkörbe der Batterie und die Leichname ihrer Vertheidiger in den Graben.

Mergy, welcher als einer der ersten Graben und Brustwehr erstiegen hatte, schöpfte einen Augenblick Athem, während er mit der Spitze seines Dolchs den Namen Diana in eines der Geschütze grub, dann half er den Andern die Werke der Belagerer zerstören.

Ein Soldat hatte den katholischen Hauptmann, der kein Lebenszeichen von sich gab, am Kopf genommen; ein anderer hielt ihn an den Füßen und beide schickten sich an, ihn mit den erforderlichen Schwingungen in den Graben zu schleudern. Mit einemmal öffnete der vermeintliche Todte die Augen, erkannte Mergy und schrie: „Herr v. Mergy, Pardon! ich bin Gefangener! rettet mich! kennt Ihr Euren Freund Béville nicht wieder? . . .“ Der Unglückliche hatte ein ganz mit Blut unterlaufenes Gesicht, und Mergy vermochte nur mit Mühe in diesem Sterbenden den jungen Höfling wieder zu kennen, den er voll Leben und Frohsinn verlassen hatte. Er ließ ihn vorsichtig auf das Gras legen, verband selbst seine Wunde, ließ ihn dann quer auf ein Pferd legen und befahl, ihn sanft in die Stadt zu geleiten.

Wie er ihm Adieu sagte und das Pferd aus der Batterie leiten half, bemerkte er auf einer Lichtung einen Reiterhaufen, der im Trab zwischen der Stadt und der Mühle vordrang. Allem Anschein nach war es eine Abtheilung der katholischen Armee, welche ihnen den Rückzug abschneiden wollte. Mergy benachrichtigte in aller Eile La Noue von der Sache. — „Wenn Ihr mir nur vierzig Schützen anvertrauen wollt,“ sagte er, „so werfe ich mich hinter die Hecken am Rande dieses Hohlwegs, zwischen denen sie hinreiten müssen, und wenn sie nicht schleunigst umkehren, so laßt mich hängen.“

„Sehr gut, mein Junge! Du wirst einst ein rechter Hauptmann werden. Auf, Ihr Leute, folgt diesem Edelmanne und thut, was er Euch befiehlt."

In wenigen Minuten hatte Mergy seine Arkebusiere längs der Hecken postirt; er ließ sie auf ein Knie fallen, ihre Waffen schußfertig halten und verbot ihnen besonders, vor seinem Commando zu schießen.

Die feindlichen Reiter trabten scharf herbei, und bereits hörte man deutlich den Hufschlag ihrer Pferde in dem Koth des Hohlwegs.

„Ihr Hauptmann," sagte Mergy leise, „ist dieser Kauz mit der rothen Feder, den wir gestern verfehlt haben. Verfehlen wir ihn heute nicht!"

Der Arkebusier zu seiner Rechten nickte mit dem Kopf, als verspreche er, mit demselben fertig zu werden. Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte entfernt, und ihr Hauptmann, der sich seinen Leuten zuwandte, schien eben im Begriff, ihnen einen Befehl zu geben, als Mergy plötzlich auffahrend: Feuer! commandirte.

Der Hauptmann mit der rothen Feder wandte den Kopf, und Mergy erkannte seinen Bruder. Er streckte die Hand nach der Arkebuse seines Nachbars aus, wie um sie abzulenken; doch bevor er sie berühren konnte, war der Schuß gefallen. Die so unerwartet in's Feuer gerathenen Reiter zerstreuten sich in eiliger Flucht auf dem Feld; der Kapitän Georg fiel von zwei Kugeln getroffen.

XXVII.

Das Hospital.

Pater: Warum denn stellt Ihr so versteckt Euch an?
Pierre: Warum so eifrig Ihr, daß so ein armer Schelm
Nicht kann im Frieden fahren?
Ihr vielmehr, wie die Raben, krächzet um ihn her!
Otwas, das gerettete Venedig.

Ein altes Mönchskloster, das der Magistrat von La Rochelle eingezogen hatte, war während der Belagerung in ein Hospital für die Verwundeten umgewandelt worden. Der Marmorboden der Kapelle, aus der man die Stühle hinweggenommen hatte, der Altar und alle Zierrathen waren mit Heu und Stroh bedeckt: dahin brachte man die gemeinen Soldaten. Das Refectorium war für die Officiere und Edelleute bestimmt. Es war ein ziemlich großer Saal, mit einem Getäfer von alten Eichenbohlen und mit breiten Bogenfenstern versehen, welche zu den chirurgischen Operationen, die fortwährend gemacht werden mußten, ein hinlängliches Licht spendeten.

Hier lag der Kapitän Georg auf einer Matratze, die von seinem Blut und dem vieler anderen Unglücklichen, welche vor ihm sich an diesem Schmerzensort befunden, geröthet war. Ein Strohbündel diente ihm zum Kopfkissen, man hatte ihm eben den Harnisch ausgezogen und Wamms und Hemd durchschnitten. Er war nackt bis zum Gürtel; aber sein rechter Arm war noch mit dem Stülpärmel und dem Stahlhandschuh bewehrt. Ein Soldat wischte das Blut weg, das aus seinen Wunden quoll, deren eine sich im Unterleib gerade unter dem Panzer und die andere leichte im linken Arme befand. Mergy war so vom Schmerz niedergeschlagen, daß er durchaus nicht die Fähigkeit hatte, seinem Bruder wirksam beizuspringen. Bald auf den Knieen vor ihm weinend, bald sich mit Schreien der Verzweif-

lung auf dem Boden wälzend, klagte er sich unaufhörlich an, den zärtlichsten Bruder und seinen besten Freund getödtet zu haben. Der Kapitän indeß war ruhig und bemühte sich, die Ausbrüche seines Affektes zu mäßigen.

Zwei Fuß von seiner Matratze war eine andere, auf welcher der arme Béville in eben so trauriger Lage sich ausstreckte. In seinen Zügen lag nicht jene ruhige Resignation, die man in denen des Kapitäns bemerkte. Von Zeit zu Zeit entfuhr ihm ein dumpfer Seufzer, und er wandte die Augen seinem Nachbar zu, gleich als bäte er diesen um ein wenig von seinem Muth und seiner Festigkeit.

Ein etwa vierzigjähriger, trockener, magerer, kahler Mann voller Runzeln trat in den Saal und zu Kapitän Georg hin, mit einem grünen Sack in der Hand, aus welchem ein sehr beängstigendes Klirren zu den Ohren der armen Kranken drang. Es war Meister Brisart, ein für seine Zeit ziemlich geschickter Wundarzt, Schüler und Freund des berühmten Ambrosius Paré. Er hatte gerade irgend eine Operation gemacht, denn seine Arme waren nackt bis zur Achsel, und er hatte noch eine große, ganz blutige Schürze um.

„Was wollt Ihr von mir und wer seyd Ihr?" fragte ihn Georg.

„Ich bin Wundarzt, mein Edelmann; und wenn der Name des Meister Brisart Euch nicht bekannt ist, so wisset Ihr noch manches nicht. Nun! Lämmermuth bewiesen! ich verstehe mich auf Schußwunden, Gott sey Dank, und möchte eben so viele Tausend-Livres-Säcke haben, als ich Kugeln aus dem Körper von Leuten gezogen, die sich heute wenigstens eben so gut befinden, als ich."

„Also denn, Doktor, sagt mir die Wahrheit! Nach meinem Dafürhalten ist der Schuß tödtlich."

Der Wundarzt untersuchte zuerst den linken Arm und sagte: „Kleinigkeit!" Dann begann er die andere Wunde zu sondiren,

eine Operation, während welcher der Verwundete furchtbare Grimassen schnitt. Mit seinem rechten Arm stieß er noch ziemlich kräftig die Hand des Wundarztes zurück.

„Zum Henker!“ rief er, „dringet nicht tiefer ein, Teufels-Doktor! Ich sehe an Eurer Miene schon, daß meine Sache im Reinen ist.“

„Sehet, mein Edelmann, ich fürchte sehr, die Kugel sey durch den musculus obliquus des Unterleibs gedrungen und habe sich beim Herauffahren in den Rückgrath, den wir sonst auf griechisch Rhachis nennen, einquartirt. Was mich auf diesen Gedanken bringt, ist der Umstand, daß Eure Beine ohne Bewegung und schon kalt sind. Dieses pathognomische Zeichen trügt nicht; in solchem Fall . . .“

„Ein Schuß aus einer Entfernung von wenigen Schritten und eine Kugel im Rückgrat! Pest! Doktor, das ist mehr, als zu viel, um einen armen Teufel ad patres zu schicken. Darum quält mich nicht, und lasset mich ruhig sterben.“

„Nein, er wird leben! er wird leben!“ schrie Mergy, den Doktor mit seelenlosen Augen anstarrend und heftig am Arme packend.

„Ja, noch eine Stunde, vielleicht zwei,“ sagte Meister Brisart kalt, „denn es ist ein starker Mann.“

Mergy stürzte nieder auf die Kniee, ergriff die rechte Hand des Kapitäns und benetzte den Stülphandschuh, den er noch anhatte, mit einem Strom von Thränen.

„Zwei Stunden?“ erwiderte Georg. „Desto besser, ich fürchtete, länger leiden zu müssen.“

„Nein, das ist unmöglich,“ schrie Mergy schluchzend. „Georg, Du wirst nicht sterben. Ein Bruder kann nicht sterben von der Hand seines Bruders.“

„So sey doch ruhig und schüttle mich nicht! jede Deiner Bewegungen geht mir durch Mark und Bein. Ich leide jetzt

eben nicht allzusehr, wenn es nur so fortgeht . . . wie Zany sagte, während er von einem Glockenthurm herunterfiel."

Mergy setzte sich auf die Matratze, den Kopf auf die Kniee gestützt und mit den Händen das Gesicht bedeckend. Er war unbeweglich und ganz zerknirscht; nur machten von Zeit zu Zeit convulsivische Bewegungen seinen ganzen Körper wie mit Fieberschauern beben, und ein Klaggestöhne, das nichts von einer Menschenstimme hatte, entfuhr seiner arbeitenden Brust.

Der Wundarzt hatte einige Binden angelegt, nur um das Blut zu stillen, und wischte seine Sonde mit großer Kaltblütigkeit ab.

„Ich bitte Euch dringend, Eure Vorkehrungen zu treffen," sagte er; „begehrt Ihr einen Prediger? es fehlt hier nicht daran. Ziehet Ihr einen Priester vor: man wird Euch Einen geben. So eben sah ich einen Mönch, den unsere Leute gefangen nahmen. Schaut, er hört dort des papistischen Offiziers Beichte, der am Sterben ist."

„Man gebe mir zu trinken," sagte der Kapitän.

„Hütet Euch wohl! Ihr müßt sonst eine Stunde früher sterben."

„Eine Stunde Leben ist kein Glas Wein werth. Nun Adieu, Doktor! Hier neben mir ist einer, der Euch mit Ungeduld erwartet."

„Soll ich Euch einen Prediger, oder den Mönch schicken?"

„Keinen von Beiden."

„Wie?"

„Laßt mich in Ruhe."

Der Wundarzt zuckte die Achseln und trat zu Béville. — „Bei meinem Bart!" rief er, „das ist eine schöne Wunde. Diese Teufel von Freiwilligen schlagen drein wie Taubstumme."

„Ich werde genesen, nicht wahr?" fragte der Verwundete mit matter Stimme.

„Athmet ein wenig," sagte Meister Brisart.

Man hörte jetzt eine Art schwaches Pfeifen; es entstand durch die Luft, welche aus Béville's Brust mittelst seiner Wunde zu gleicher Zeit, wie aus dem Mund, hervordrang, und das Blut floß aus der Wunde, gleich rothem Schaum.

Der Wundarzt pfiff, als wollte er diesen seltsamen Ton nachahmen; dann legte er geschwind eine Compresse auf, nahm, ohne ein Wort zu reden, seinen Sack wieder auf und schickte sich zum Weggehen an. Indeß folgten Béville's Augen, die wie zwei Fackeln leuchteten, allen seinen Bewegungen. — „Nun, Doktor?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Schnürt Euren Ranzen," antwortete kaltblütig der Wundarzt, und entfernte sich.

„Ach! so jung sterben zu müssen!" rief der unglückliche Béville aus, und ließ seinen Kopf auf das Strohbündel, das ihm zum Kissen diente, zurücksinken.

Der Kapitän Georg verlangte zu trinken; aber Niemand wollte ihm ein Glas Wasser reichen, aus Furcht, sein Ende zu beschleunigen. Sonderbare Menschlichkeit, die nur zur Verlängerung der Qualen dient! In diesem Augenblick traten La Noue und der Hauptmann Dietrich nebst mehreren andern Offizieren in den Saal, um die Verwundeten zu sehen. Sie verweilten Beide vor dem Lager Georg's, und La Noue, auf seinen Degengriff gestützt, betrachtete abwechslungsweise die beiden Brüder mit Augen, worin sich seine volle Rührung über dieses traurige Schauspiel malte.

Eine Lederflasche, welche der deutsche Hauptmann an der Seite trug, fesselte Georg's Aufmerksamkeit. — „Hauptmann," sagte er zu ihm, „Ihr seyd ein alter Soldat?" . . .

„Ja, ein alter Soldat. Der Pulverdampf färbt einen Bart schneller grau als die Jahre. Ich heiße Hauptmann Dietrich Hornstein."

„Sagt mir, was würdet Ihr thun, wenn Ihr verwundet wäret wie ich?"

Der Hauptmann Dietrich untersuchte einen Augenblick seine Wunden wie ein Mann, der gewohnt war welche zu sehen, und ihre Bedeutsamkeit zu beurtheilen.

„Ich würde mein Gewissen in Ordnung bringen," antwortete er, „und ein gutes Glas Rheinwein verlangen, wenn es eine Flasche davon in der Gegend gäbe."

„Nun denn! ich verlange von ihnen nur ein wenig ihres schlechten La-Rocheller Weins, und die Schwachköpfe wollen mir keinen geben."

Dietrich nahm seine mächtige Lederflasche ab und wollte sie dem Verwundeten reichen.

„Was macht Ihr, Hauptmann?" rief ein Arkebusier; „der Arzt sagt, er werde gleich sterben, wenn er trinkt."

„Was liegt daran? so wird er doch zum Mindesten vor seinem Tode noch ein kleines Vergnügen haben. Hier, mein Tapferer, ich bedaure Euch keinen bessern anbieten zu können."

„Ihr seyd ein galanter Mann, Hauptmann Dietrich," sagte Georg, nachdem er getrunken. Dann streckte er die Flasche seinem Nachbar hinüber: „und Du, mein armer Béville, willst Du mir Bescheid thun?"

Aber Béville schüttelte den Kopf, ohne zu reden.

„Ach! ach!" sagte Georg, „eine andere Folter! wie! wird man mich da nicht im Frieden sterben lassen?"

Er sah einen Prediger mit einer Bibel unter dem Arme herbeikommen.

„Mein Sohn," sagte der Prediger... „da Ihr im Begriffe stehet..."

„Genug, genug! ich weiß, was Ihr mir sagen wollt, aber es ist verlorene Mühe. Ich bin Katholik."

„Katholik?" rief Béville. „Du bist also nicht mehr Atheist?"

„Aber einst," sagte der Prediger, „seyd Ihr in der reformirten Religion erzogen worden; „und in diesem feierlichen und

schrecklichen Augenblicke, da Ihr nahe daran seyd, vor dem höchsten Richter der Thaten und Gewissen zu erscheinen ...."

„Ich bin Katholik, bei den Hörnern des Teufels! laßt mich im Frieden!"

„Aber..."

„Hauptmann Dietrich, werdet Ihr kein Mitleiden mit mir haben! Ihr habt mir bereits einen großen Dienst geleistet. Ich bitte Euch noch um einen andern. Machet, daß ich ohne Ermahnungen und Jeremiaden sterben kann."

„Ziehet Euch zurück," sagte der Hauptmann zu dem Prediger; „Ihr sehet, daß er nicht in der Laune ist, Euch anzuhören."

La Noue machte dem Mönch ein Zeichen. Dieser näherte sich sogleich.

„Hier ist ein Priester von Eurer Religion," sagte er zu dem Kapitän Georg; „wir beabsichtigen nicht, den Gewissen Zwang anzuthun."

„Mönch oder Prediger, sie sollen zum Teufel gehen!" antwortete der Verwundete.

Der Mönch und der Prediger standen jeder auf einer Seite des Bettes und schienen geneigt, einander den Sterbenden streitig zu machen.

„Dieser Edelmann ist katholisch," sagte der Mönch.

„Aber er ist als Protestant geboren," sagte der Prediger; „er gehört mein."

„Aber er hat sich bekehrt."

„Aber er will in dem Glauben seiner Väter sterben."

„Beichtet, mein Sohn!"

„Sprecht Euer Glaubensbekenntniß, mein Sohn!"

„Nicht wahr, Ihr sterbet als guter Katholik?..."

„Hinweg mit diesem Gesandten des Antichrists!" schrie der Prediger, der sich von der Mehrzahl der Anwesenden unterstützt fühlte.

Augenblicklich packte ein Soldat, eifriger Hugenott, den Mönch an der Schnur seiner Kutte und stieß ihn zurück mit dem Zuruf:

„Weiche von hinnen, Geschorener! Galgenfutter! man singt schon lange keine Messen mehr in La Rochelle.“

„Haltet ein!“ sagte La Noue; „wenn dieser Edelmann beichten will, so schwöre ich bei meiner Ehre, daß Niemand ihn daran hindern soll.“

„Großen Dank, Herr von La Noue....“ sagte der Sterbende mit schwacher Stimme.

„Ihr Alle seyd Zeugen,“ fiel der Mönch ein, „er will beichten.“

„Nein, hol' mich der Teufel!“

„Er kehrt zu dem Glauben seiner Väter zurück,“ schrie der Prediger.

„Nein, tausend Donnerwetter! laßt mich beide gehen. Bin ich denn schon todt, daß sich die Raben um mein Gerippe balgen? Ich will nichts von Euren Messen und nichts von Euren Psalmen.“

„Er lästert!“ schrieen in einem Athem die beiden Diener der feindseligen Kirchen.

„Man muß doch an irgend etwas glauben,“ sagte der Hauptmann Dietrich mit unzerstörlichem Phlegma.

„Ich glaube... daß Ihr ein wackerer Mann seyd, der mich von diesen Harpyen befreit... Ja, gehet weiter und laßt mich wie einen Hund sterben.“

„So stirb wie ein Hund!“ sagte der Prediger, indem er voll Entrüstung weggieng. Der Mönch schlug ein Kreuz und trat an das Bett Béville's.

La Noue und Mergy hielten den Prediger zurück. — „Noch einen letzten Versuch!“ sagte Mergy. „Habt Meidleid mit ihm! habt Mitleid mit mir!“

„Herr,“ sagte La Noue zu dem Sterbenden, „glaubet es einem alten Soldaten, die Ermahnungen eines gottgeweihten Mannes können die letzten Augenblicke eines Kriegers versüßen. Höret nicht auf den Rath einer strafbaren Eitelkeit, und verderbet Eure Seele nicht durch eitle Prahlerei.“

„Herr,“ antwortete der Kapitän, „nicht erst seit heute denke

ich an den Tod. Ich brauche Niemands Ermahnungen, um mich darauf vorzubereiten. Nie habe ich das Großthun geliebt, und in diesem Augenblick weniger als je. Aber, beim Teufel! ich weiß mit ihren Alfanzereien nichts anzufangen."

Der Prediger zuckte die Achseln, La Noue seufzte. Beide entfernten sich mit langsamen Schritten und gesenktem Haupt.

„Kamerad," sagte Dietrich, „Ihr müsset höllisch leiden, um zu reden, wie Ihr redet."

„Ja, Kapitän," stöhnte der Verwundete, — „meine Schmerzen sind fürchterlich!"

„Dann hoffe ich, der liebe Gott werde sich durch Eure Worte nicht beleidigen lassen, welche auf's Haar wie Lästerungen lauten. Wenn man aber eine Kugel mitten durch den Leib hat, beim Blitz! so darf man wohl ein wenig fluchen, um sich zu trösten."

Georg lächelte und nahm die Flasche wieder. — „Auf Eure Gesundheit, Hauptmann! Ihr seyd der beste Krankenwärter für einen verwundeten Soldaten," damit reichte er ihm die Hand.

Dietrich drückte sie und zeigte einige Spuren von Rührung.

„Teufel!" murmelte er vor sich hin. „Wenn freilich mein Bruder Hennig katholisch wäre, und ich hätte ihm eine Kugel in den Leib gejagt!.... Also das sollte die Prophezeihung der Mila bedeuten."

„Georg, mein Kamerad," sagte Béville mit kläglicher Stimme, „rede doch mit mir. Wir werden sogleich sterben; das ist ein schrecklicher Augenblick!.... Denkst Du jetzt noch, wie Du dachtest, als Du mich zum Atheismus bekehrt hast?"

„Ohne Zweifel, Muth! bald werden wir nicht mehr leiden."

„Aber dieser Mönch redet mir von Feuer... von Teufeln... was weiß ich?... das Alles scheint mir keine gute Aussicht."

„Abgeschmacktheiten!"

„Wenn's aber doch wahr wäre?"

„Kapitän, ich vermache Euch meinen Harnisch und meinen Degen; ich wollte, ich hätte Euch etwas Besseres anzubieten für diesen guten Wein, den Ihr mir so edelmüthig gegeben."

„Georg, mein Freund," sprach Béville weiter, „es wäre schauderhaft, wenn das wahr wäre, was er sagt. — Die Ewigkeit!"

„Feigling!"

„Ja, Feigling, ... das ist bald gesagt, aber man darf wohl feige seyn, wenn es sich von ewigen Qualen handelt."

„Wohlan! so beichte!"

„Ich bitte Dich drum, sage mir, weißst Du gewiß, daß es keine Hölle gibt?"

„Bah!"

„Nein, antworte mir: weißst Du es gewiß? schwöre mir auf Dein Wort, daß es keine Hölle gibt!"

„Ich weiß nichts Gewisses. Wenn es einen Teufel gibt, so werden wir gleich sehen, ob er so sehr schwarz ist."

„Wie! Du weißst es nicht gewiß?"

„Beichte, sage ich Dir."

„Aber Du willst Dich über mich lustig machen."

Der Kapitän konnte sich eines Lächelns nicht erwehren; dann sagte er mit ernstem Ton: „an Deiner Stelle würde ich beichten, das ist immer der sicherste Weg; gebeichtet und geölt steht man auf alle Fälle gerüstet da."

„Wohlan, ich will thun, wie Du thun wirst. Beichte zuerst."

„Nein!"

„Meiner Treu!..... Du magst sagen, was Du willst, ich werde als guter Katholik sterben. Herbei, mein Pater! laßt mich mein confiteor hersagen und blaset mir ein, denn ich habe es ein wenig vergessen."

Während Béville beichtete, trank Kapitän Georg noch einen Schluck Wein, dann streckte er den Kopf auf sein schlechtes Kissen hin und schloß die Augen. Er war eine Viertelstunde stille. Dann kniff er die Lippen zusammen und bebte, indem er einen langen, vom Schmerze entrissenen Seufzer ausstieß. Mergy, der ihn im Verscheiden glaubte, that einen großen Schrei und erhob ihm den Kopf. Der Kapitän öffnete sogleich die Augen.

„Schon wieder?“ sagte er, ihn sanft abwehrend. „Bernhard, ich bitte Dich drum, beruhige Dich.“

„Georg! Georg! und Du stirbst von meinen Händen!“

„Was jammerst Du? ich bin nicht der erste Franzose, der von einem Bruder getödtet wird..... und glaube auch nicht der letzte zu seyn. Aber ich darf nur mich allein anklagen..... Als Monsieur, der mich aus dem Gefängniß befreite, mich mit sich nahm, hatte ich mir geschworen, keinen Degen zu ziehen..... aber als ich erfuhr, daß dieser arme Teufel von Béville angegriffen war.... als ich die Schüsse knallen hörte, wollte ich die Sache allzunahe betrachten.“

Abermals schloß er die Augen und öffnete sie bald wieder, indem er zu Mergy sagte: „Frau v. Turgis hat mich beauftragt Dir zu sagen, daß sie Dich immer noch liebe!“ — Er lächelte sanft.“

Dieß waren seine letzten Worte. Er starb nach einer Viertelstunde, ohne dem Anschein nach viel zu leiden. Einige Minuten nachher gab Béville seinen Geist in den Armen des Mönches auf, welcher in der Folge versicherte, er habe das Freudengeschrei der Engel, welche die Seele des reuigen Sünders aufnahmen, deutlich in der Luft gehört, während unter der Erde die Teufel mit einem Triumphgeheul antworteten, als sie die Seele des Kapitän Georg's entführten.

Man liest in allen Geschichten Frankreichs, wie La Noue, den Bürgerkrieg verabscheuend und von seinem Gewissen wegen des Kampfs gegen seinen König gequält, La Rochelle verließ, wie das katholische Heer die Belagerung aufzuheben gezwungen ward, und wie der vierte Frieden zu Stand kam, welchem bald der Tod Carl's **IX.** folgten.

Tröstete sich Mergy? Nahm Diana einen neuen Liebhaber? das lasse ich den Leser entscheiden, der solchergestalt den Roman ganz nach seinem Belieben endigen lassen kann.

Tamango.

Der Schiffskapitän Ledoux war ein vortrefflicher Seemann, der sich durch Thätigkeit und gutes Betragen vom Schiffsjungen bis zum Untersteuermann emporgeschwungen, und in der Schlacht bei Trafalgar die linke Hand verloren hatte. Er ward amputirt und erhielt darauf einen ehrenvollen Abschied. Allein das ruhige, zurückgezogene Leben sprach ihn nicht an, und deshalb ergriff er die erste beste Gelegenheit, die sich darbot, und gieng als Unterlieutenant an Bord eines Kaperschiffs. Einen Theil seiner Prisengelder verwandte er auf den Ankauf guter nautischer Werke, und begann nun die Theorie der Schifffahrtskunde, deren Praxis er seit langer Zeit schon vollkommen inne hatte, mit großem Eifer zu studiren. Mit der Zeit brachte er's bis zur Würde eines Kapitäns, und befehligte ein schwerfälliges Kaperschiff, das drei Kanonen und sechszig Köpfe Bemannung führte. Wie er's damals trieb, das lebt noch jetzt im Angedenken der Küstenfahrer von Jersey. Da folgte auf den langen Krieg, während dessen er sich ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen erworben hatte, endlich der von allen Völkern so heiß ersehnte Friede, und setzte unsern Kapitän außer Thätigkeit. Nun mußte er seine Dienste friedfertigen Kaufleuten anbieten, und bekam bald das Commando über ein hübsches Fahrzeug; denn er war an der ganzen Nordküste Frankreichs als ein entschlossener und erfahrener Seemann hinlänglich bekannt. Als aber gar der Ne-

gerhandel verboten wurde, und es folglich galt, nicht nur die Wachsamkeit der französischen Zollbeamten, was eben keine Hexerei war, sondern auch die der englischen Kreuzer zu täuschen, war Hauptmann Ledoux gerade der rechte Mann für die Menschenfleischhändler.

Seemänner, die lange Jahre hindurch untergeordnete Stellen begleitet haben, pflegen insgemein eine wahre Antipathie gegen alle Neuerungen zu haben, und pedantisch an dem einmal Uebеrkommenen festzukleben. Nicht so Ledoux, der vielmehr seinem Rheder eine bessere Methode zur Aufbewahrung des Wassers anempfahl, die Ketten und Handschellen, die jedes Sklavenschiff führt, nach einem bessern System hatte anfertigen und zu Vermeidung von Rost mit Firniß anstreichen lassen. Seinen großen Ruf, den er unter den Sklavenhändlern hatte, begründete er durch die eigenthümliche Art und Weise, in welcher er seine neue, für den Menschenfleischhandel bestimmte Brigg nach eigenem Plane erbauen ließ. Das Fahrzeug war ein vortrefflicher Segler, schlank gebaut, schmal wie ein Kriegsschiff, und doch im Stande, eine bedeutende Anzahl Neger zu fassen. Er nannte es die Hoffnung. Ihre Zwischendecke hatten nur drei Fuß vier Zoll Höhe, eine Dimension, welche nach seiner Ansicht jedem Schwarzen, der keine übermäßige Länge hätte, recht bequem zu sitzen erlaubte. — Wozu braucht ein Neger auch aufzustehen? meinte er; — kommt er erst nach Martinique oder Guadeloupe, so wird er genug auf den Beinen seyn müssen. Ich packe die Waare so in's Schiff, daß jeder Kerl mit dem Rücken an den Planken liegt, und bilde dergestalt zwei mit einander parallel laufende Reihen, die in der Mitte durch einen freien Raum von einander getrennt sind, der von Andern in der Regel nicht benutzt wird, den ich aber auch vollpacke, so daß mein Schiff ein Dutzend Kerle, und im Nothfalle noch darüber, mehr fassen kann, als alle übrigen von demselben Tonnengehalte. Allein ich bin ein humaner Mann, und lasse jedem Neger gute fünf Fuß Länge

und zwei Fuß Breite, damit er sich nach Herzenslust recken und strecken kann, weil die Ueberfahrt doch wohl sechs Wochen dauert; und wenn wir's zuletzt recht bei Lichte bedenken, so sind die Schwarzen doch auch so eine Art von Menschen. —

Die „Hoffnung" lichtete in Nantes die Anker, und zwar, wie späterhin abergläubige Leute bemerkten, an einem Freitage. Die Hafen-Inspectoren gaben sich das Ansehen, als untersuchten sie das Schiff sorgfältig, bemerkten aber keine einzige von den sechs großen, mit Ketten und Handschellen angefüllten Kisten. Auch der ungeheure Wasservorrath, den das Schiff am Bord hatte, war ihnen nicht auffallend, obgleich die Papiere besagten, das Schiff segle direct nach dem Senegal, um dort Holz und Elfenbein zu laden. Die Fahrt dorthin dauerte allerdings nur ein paar Wochen, und man hätte zu derselben an einem Viertel des Wasservorraths hinlänglich genug gehabt; allein Vorsicht kann niemals schaden, und was sollte aus der Bemannung werden, wenn zufällig Windstille an der afrikanischen Küste eintrat?

Wie gesagt, an einem Freitage lichtete die „Hoffnung" vortrefflich bemannt und gut aufgetakelt, ihre Anker. Ledoux hätte ihr freilich etwas stärkere Masten gewünscht, allein sie waren doch besser, als die der meisten übrigen Fahrzeuge, welche er bis jetzt befehligt hatte. Die Ueberfahrt nach der afrikanischen Küste war eine günstige, und es gelang ihm, in einem Momente, wo eben keine englischen Fahrzeuge vor den Küsten kreuzten, die Mündung eines Stromes an der Guineaküste hinaufzufahren. Am folgenden Tage kamen schon Mäkler an Bord und priesen ihre Waare an, Waare von der vortrefflichsten Qualität, denn Tamango, einer der berühmtesten Krieger und Menschenfleischhändler, hatte eine große Menge Sklaven an die Küste geführt und wollte wohlfeil losschlagen, weil er als ein mächtiger und gefürchteter Mann immer Mittel und Wege bei der Hand hatte, den Platz von Neuem mit frischer Waare zu versehen.

Ledoux fuhr an's Ufer und machte dem Häuptlinge Tamango

seinen Besuch. Er fand ihn in einer Strohhütte, umgeben von zweien seiner Weiber und mehreren Sklaventreibern, festlich aufgeputzt, um den weißen Mann würdig empfangen zu können. Er trug eine alte blaue Uniform, die früher irgend einem schmucken Unterofficiere recht gut gestanden haben mochte; beide Schultern waren mit goldenen Epauletten geziert; die eine hieng vorne, die andere nach hinten hinüber. Ein Hemde trägt bekanntlich kein Neger, und der Leibrock war dem herkulischen Manne etwas zu kurz; daher gewahrte man zwischen den weißen Aufschlägen und seinen weiten baumwollenen Pumphosen einen breiten Streifen seiner rabenschwarzen Haut. Von seiner linken Hüfte hieng an einem dünnen Strick ein schwerer Kavalleriesäbel herab, und in der rechten Hand hielt er eine treffliche englische Doppelflinte. Seiner Meinung nach gab es gewiß in ganz Afrika keinen Mann, der sich einer ähnlichen Toilette rühmen konnte.

Ledoux betrachtete den Häuptling eine Zeit lang aufmerksam, ohne ein Wort zu reden, während Tamango schnurgerade stand, sich in die Brust warf, wie ein Grenadier, der von einem fremden Generale gemustert wird, und sich des Eindrucks zu freuen schien, den er auf den Weißen zu machen glaubte. Ledoux musterte ihn allerdings mit einer wahren Kennermiene, und sprach endlich halblaut zu seinem Lieutenant: „Wenn ich diesen Kerl gesund und unbeschädigt auf Martinique hätte, bei Gott, er wäre tausend Thaler unter Brüdern werth.“

Darauf nahm er Platz, und ein Matrose, der etwas von der wolofsischen Sprache verstand, machte den Dolmetscher. Nach den ersten Höflichkeits-Bezeugungen erschien ein Schiffsjunge mit einem großen Korbe, der etwa ein Dutzend Branntweinflaschen enthielt; es ward tapfer getrunken, und der Kapitän schenkte dem Tamango, um ihn in recht gute Laune zu versetzen, ein mit der Figur Napoleon's geziertes Pulverhorn. Diese Gabe ward mit dem innigsten Danke aufgenommen, die Unterhandelnden traten aus der Hütte hervor, lagerten sich in dem Schatten eines hohen,

dicht belaubten Baumes, stellten eine Reihe von Flaschen neben sich, und die Sklaven wurden herbeigebracht.

Diese unglücklichen Opfer der Habsucht bildeten eine lange Reihe; der Hals jedes Einzelnen war zwischen eine sechs Fuß lange Gabel eingeklemmt, deren Enden mit Holzpflöcken an einander gefügt waren. Wenn der Zug (die sogenannte Coffle) sich in Bewegung setzen soll, so nimmt ein Sklaventreiber vorne das Ende der ersten Gabel auf seine Schulter; der erste Sklave in der Reihe nimmt die Gabel des zweiten, dieser jene des dritten und so fort. Soll Halt gemacht werden, so rennt der Erste die Spitze seines gabelförmigen Holzes in die Erde, — der ganze Zug kann sich nicht mehr weiter bewegen, und an Entrinnen ist natürlich nicht zu denken, da der sechs Fuß lange Balken alle freie Bewegung unmöglich macht.

Bei jedem Sklaven, männlichen oder weiblichen Geschlechts, der vor dem Kapitän vorübergeführt wurde, zuckte dieser die Achseln, fand die Männer alle zu schwächlich, die Weiber zu alt oder zu jung, und beklagte bitter, daß die schwarze Race jetzt so sehr ausarte. „Das war in früheren Zeiten ein ganz anderes Ding; da hatten die Weiber ihre guten fünf Fuß sechs Zoll Höhe, und vier Kerle hatten Kraft genug, die Ankerspille in Bewegung zu setzen, und damit den Hauptanker in die Luft zu winden.“

Inzwischen traf Ledoux dennoch, ungeachtet des Tadels und Mäkelns, eine Auswahl und ließ eine Anzahl hübscher Leute beiderlei Geschlechts abseits führen. Er bot, aus Freundschaft gegen Tamango, wie er ausdrücklich bemerkte, den gewöhnlichen Preis, für die Uebrigen aber wollte er nicht so viel geben. Der Häuptling dagegen pries seine Waare an und brachte in Anschlag, daß die Menschen überhaupt jetzt sehr rar würden und der Handel mit gar zu viel Gefahr verknüpft sey. Als darauf der Dolmetscher die Worte des Häuptlings in's Französische übersetzt und den Preis, welchen jener gefordert, angegeben hatte, sprang Ledoux

auf, spielte den Ueberraschten und Unwilligen, stieß die gräßlichsten Flüche aus und machte scheinbare Miene, allen weitern Handel mit einem so unvernünftigen Manne abzubrechen. Allein Tamango hielt ihn zurück und besänftigte ihn so weit, daß er wieder Platz nahm; eine neue Flasche ward angebrochen, und das Handeln gieng wieder von vorne an. Jetzt erklärte der Schwarze das Gebot des Weißen für unbillig; sie schrieen, fluchten, stritten und disputirten mit einander und tranken scharf. Der Branntwein aber machte auf Beide eine ganze verschiedene Wirkung, denn je mehr der Franzose trank, um so niedriger stellte er sein Gebot, während der Neger bei jedem Glase etwas abließ. Als endlich alle Flaschen ausgeleert waren, ward man des Handels eins. Für hundert und sechszig Sklaven gab Ledour einige Ballen ordinärer Baumwollenzeuche, Pulver, Feuersteine, drei Faß Branntwein und fünfzig schlechte Gewehre. Dieser Handel ward, wie beim Pferdekauf üblich ist, durch mehrmaligen Handschlag abgeschlossen, die Sklaven wurden den französischen Matrosen übergeben, und statt der hölzernen Gabeln wurden Ketten, Hand- und Fußschellen angelegt. Was hätte ein deutlicheres Zeugniß von dem Uebergewichte der europäischen Civilisation über die afrikanische ablegen können?

Etwa dreißig Neger waren noch unverkauft; Kinder, Greise und kränkliche Weiber. Das Schiff aber hatte bereits seine volle Ladung.

Was sollte Tamango mit den Uebriggebliebenen anfangen? Er bot sie daher dem Hauptmann noch einmal an; Stück für Stück eine Flasche Branntwein. Der Antrag war lockend, denn Ledour erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß als einstmals in Nantes die „sicilianische Vesper" im Theater aufgeführt worden war, dennoch eine große Anzahl großer, fetter Leute in das bereits mit Menschen mehr als zu sehr überfüllte Parterre sich eingedrängt, und wegen der Elasticität des menschlichen Körpers auch wirklich Platz gefunden hatten. Er zahlte daher zwanzig Flaschen Brannt-

wein für zwanzig Menschen. Es blieben noch zehn übrig. Tamango wollte diese per Kopf gegen ein Glas Branntwein austauschen. Ledour bedachte, daß Kinder im Theater und in Miethkutschen nur einen halben Platz einnehmen, und die Hälfte bezahlen, und nahm noch drei Knaben. Mit den übrigen sieben aber wollte er platterdings nichts zu schaffen haben. Da griff Tamango nach seiner Flinte und legte auf ein Weib an, die Mutter von drei Kindern. — „Kauf' sie mir ab für ein Gläschen Branntwein," rief er dem Weißen zu, „oder ich brenne los." — „Was Teufel soll ich denn mit der Waare anfangen?" fragte Ledour. Tamango drückte ab, und die Sklavin sank leblos zu Boden. — „Sieh', da steht ein Zweiter," rief er wieder, auf einen gebückt dastehenden Greis zeigend; „ein Glas Branntwein, oder —" Eine seiner Weiber fiel ihm in den Arm, und die Kugel flog in die Luft. Das Weib nämlich hatte in dem Alten einen Guiriot oder Zauberer erkannt, der ihr geweissagt hatte, sie werde einst Königin werden.

Tamango, über die Maßen betrunken, gerieth in furchtbare Wuth, als sein Weib ihm Widerstand zu leisten wagte, schlug die Arme mit dem Flintenkolben und rief dem Kapitän zu: „Weißer Mann, ich schenke Dir dieses Weib!" Ledour betrachtete die Schwarze mit freundlichem Schmunzeln und meinte: „Für die ließe sich allenfalls noch ein Platz finden."

Der Dolmetscher war ein menschlicher Mann. Er gab dem Häuptlinge eine Schnupftabaksdose von Papiermaché, kaufte damit die sechs übrigen Sklaven los, und ließ sie frei. Ob sie aber in ihre, zwei hundert Stunden entfernte Heimath zurückgekehrt sind, das steht dahin.

Inzwischen nahm der Kapitän Abschied von Tamango, und beeilte sich, seine Ladung so schnell als möglich an Bord zu schaffen, weil ein längeres Verweilen auf dem Strome leicht Gefahr bringen konnte, denn jede Stunde mußte man auf das Erscheinen

englischer Kreuzer gefaßt seyn. Die Abfahrt ward deshalb auf den folgenden Tag festgesetzt.

Tamango, der sich unter einem Baume niedergeworfen hatte, um seinen Rausch auszuschlafen, erwachte erst am folgenden Tage, als bereits die „Hoffnung" unter Segel gegangen war und den Strom hinabfuhr. Seine erste Frage war nach seinem Weibe Aysche. Als er zur Antwort erhielt, diese habe gestern unglücklicherweise sein Mißfallen erregt und sey von ihm dem weißen Manne zum Geschenk gemacht worden, schlug er sich wüthend vor den Kopf, griff nach der Doppelflinte und rannte das Ufer entlang, um das Schiff, bevor es die Mündung erreichte, noch einzuholen. Da der Strom mehrere Krümmungen beschrieb, die er als ein des Weges durchaus kundiger Mann abschnitt, so gelangte er bald an eine kleine Rhede, wo er eine Barke fand, mit der er an das Sklavenschiff anfuhr.

Ledoux erstaunte nicht wenig, als Tamango sein Weib von ihm zurückforderte. „Geschenkt ist geschenkt," sprach er trocken und wandte ihm den Rücken. Allein der Schwarze wurde dringender und erbot sich endlich, einen Theil der für seine Sklaven erhaltenen Waaren wieder zurückzugeben. Doch der Kapitän lachte ihn aus und meinte, Aysche sey eine ganz vortreffliche Frau, er wolle sie jedenfalls behalten, und an Herausgeben sey nicht zu denken. Da vergoß der arme Tamango eine Fluth von Thränen und schrie fürchterlich; bald wälzte er sich auf dem Verdecke umher und rief laut schreiend den Namen seiner Aysche; bald rannte er in Wuth und Verzweiflung seinen Kopf gegen die Schiffsplanken. Allein den Kapitän rührte das Alles nicht, vielmehr zeigte er mit dem Finger nach dem Ufer, das immer mehr dem Blicke entschwand, und gab ihm ein Zeichen, jetzt endlich zurückzufahren. Tamango aber blieb, und bot endlich sogar, außer allen Waaren, die er gestern erhalten hatte, auch noch seine goldenen Epauletten, seinen Säbel und die Doppelflinte; alles vergebens.

Während dieses Auftritts flüsterte der Lieutenant dem Kapitän zu: „Diese Nacht sind uns drei Sklaven gestorben; wir haben Platz; lassen Sie uns diesen vierschrötigen Kerl aufgreifen, er ist allein mehr werth, als jene Drei.“ — Ledoux erwog, daß Tamango gerne und leicht für tausend Thaler verkauft werden würde, daß die gegenwärtige Reise, die er unter so guten Auspicien angetreten hatte, wahrscheinlich seine letzte sey, und er fortan sich nicht mehr mit dem Sklavenhandel abgeben könne, und daß es am Ende ziemlich auf eins hinauskäme, ob ein Neger auf der afrikanischen Küste mehr oder weniger lebe. Außerdem war das ohnehin öde Ufer entfernt und der Häuptling ganz in seiner Gewalt; er brauchte ihm nur die Waffen abzunehmen, denn so lange diese in seiner Gewalt waren, durfte man ohne Lebensgefahr ihm nicht zu nahe treten. Daher forderte ihm Ledoux unter dem Vorwande, ihre Güte prüfen zu wollen, die Flinte ab, spannte den Hahn ab und schüttete das Kraut von der Zündpfanne, während der Lieutenant den Säbel zu untersuchen schien. Nun war der Neger entwaffnet; zwei kräftige Matrosen fielen über ihn her, warfen ihn auf den Rücken und versuchten ihn zu knebeln. Allein Tamango leistete von Anfang an den heldenmüthigsten Widerstand, und richtete sich bald wieder auf, streckte den einen Matrosen, der ihn am Halse gepackt hatte, mit einem furchtbaren Faustschlage zu Boden, riß sich von dem zweiten, der ein Stück seiner Uniform in der Hand behielt, los, und stürzte auf den Lieutenant zu, um diesem den Säbel zu entreißen. Dieser jedoch, auf seiner Hut, brachte ihm eine, freilich nicht tiefe Wunde am Kopfe bei. Tamango sank abermals nieder und ward nun, ohne erfolgreichen Widerstand zu leisten, unter furchtbarem Geschrei an Händen und Füßen geknebelt. Endlich schloß er, ganz ermattet von der äußersten Anstrengung, seine Augen; nur sein starkes, schnaubendes Athmen bewies, daß er noch lebendig war.

„Alle Wetter!“ rief Ledoux, „wie werden die übrigen Neger lachen, wenn sie auch ihn als Sklaven begrüßen!“ — Inzwischen

verlor der unglückliche Tamango viel Blut. Zwar trat der menschenfreundliche Dolmetscher, der am vorigen Abende die sechs Sklaven für eine Schnupftabaksdose losgekauft hatte, zu ihm hin und richtete einige Worte des Trostes an ihn, allein der Neger blieb unbeweglich liegen, wie ein Leichnam, und zwei Matrosen schleppten ihn wie einen Sack hinunter in's Zwischendeck, wo er zwei Tage lag, ohne Speise und Trank anzurühren. Seine ehemaligen Gefangenen, jetzt seine Mitsklaven, betrachteten ihn auch jetzt nicht ohne Furcht und Beben, und ihre Scheu vor ihm war so groß, daß auch nicht ein Einziger über sein Unglück zu spotten wagte.

Das Schiff verlor die afrikanische Küste bald aus dem Gesichte, denn ein frischer Landwind schwellte die Segel. Englische Kreuzer waren nun nicht mehr zu fürchten, und der Kapitän dachte nur an den ungeheuren Gewinn, den seine Waare in den Colonieen abwerfen würde, denn das Ebenholz — so lautet der Kunstausdruck für eine Negerladung — hielt sich gut, und es herrschte keine ansteckende Krankheit am Bord der „Hoffnung.“ Nur zwölf der schwächsten Afrikaner waren vor Hitze gestorben; eine Kleinigkeit also. Damit seine Ladung Menschenfleisch so wenig als möglich von den Anstrengungen der Seefahrt leiden möchte, ließ er alltäglich ein Dritttheil der Sklaven auf das Verdeck schaffen, daß sie sich in der freien Luft Bewegung machen konnten. Indessen ließ er ihnen niemals alle ihre Ketten abnehmen und sie sorgfältig bewachen. Zuweilen spielte auch ein Matrose die Geige, nach welcher die Neger tanzten, so gut es eben ihre Fesseln erlauben wollten. Eine solche Bewegung ist der Gesundheit sehr zuträglich, und Ledoux, ein erfahrener Mann, trug Sorge, daß seine Sklaven die Glieder gehörig ausrecken konnten. Müssen das nicht auch die auf Transportschiffen befindlichen Pferde thun? — „Tanzt lustig, Kinder, tanzt munter!“ rief er mit einer Donnerstimme, und klatschte dazu mit einer langen Peitsche. Die Neger natürlich hüpften und tanzten.

Erst nach Verlauf einer Woche erlaubte die Kopfwunde dem Häuptlinge, auf das Verdeck hinaufzusteigen. Als er oben war, blickte er erst stolz um sich, warf dann aber einen traurigen Blick auf den ungeheuren, unabsehbaren Ocean, und legte sich auf die Planken nieder, ohne seine Ketten so zu ordnen, daß sie ihn weniger drückten. Ledoux saß auf dem Hinterkastelle und rauchte ganz ruhig seine Pfeife. Neben ihm stand Aysche, ohne Fesseln, prächtig angethan mit einem blauen Kleide und hübschen Marocquinpantoffeln; in der Hand hielt sie eine Flasche Liqueur, und war jeden Augenblick bereit, das Glas des Kapitäns zu füllen. Augenscheinlich stand sie bei Ledoux in hoher Gunst. Ein Neger machte Tamango darauf aufmerksam; dieser drehte seinen Kopf zur Seite, stieß einen lauten Schrei aus und stürzte nach dem Hinterkastelle zu, ehe die wachthabenden Matrosen eine so unerhörte Verletzung der Schiffsdisciplin verhindern konnten. „Aysche!" rief er mit einer Donnerstimme, daß sein Weib fast ohnmächtig ward, „glaubst Du, es gebe in dem Lande der Weißen keinen Mama-Dschumbo?" Schon standen die Matrosen mit aufgehobenen Knütteln da, allein Tamango schlug beide Arme über einander und gieng ruhig nach seinem Platze zurück, während Aysche in Thränen zerfloß und durch die geheimnißvollen Worte, welche er ihr zugerufen hatte, wie erstarrt war.

Der Dolmetscher setzte endlich dem Kapitän auseinander, was der schreckliche Mama-Dschumbo sey, dessen bloßer Name schon allen Negerinnen Furcht und Schrecken einjagt. „Er ist," sprach er, „ein wahrer Knecht Ruprecht. Befürchtet ein Mann, sein Weib möchte fähig seyn, sich zu einer Untreue verleiten zu lassen, so droht er mit dem Mama-Dschumbo. Ich habe ihn mehrmals mit meinen eigenen Augen gesehen und weiß, was dahinter steckt, allein die Neger kommen natürlich nicht hinter den Grund der Sache. Ich war einstmals gegen Abend bei einem sogenannten Folgar oder Tanze, den die Neger immer aufführen; da hörte ich plötzlich aus dem nahegelegenen düstern

Walde eine fremdartige Musik zu mir herüberschallen, ohne daß ich wußte, von wem dieselbe herrührte. Es waren aus Rohr gefertigte Blasinstrumente, hölzerne Tambourins, Balafos und Guitarren, d. h. ausgehöhlte Kürbisse, welche mit sechs Saiten bespannt werden. Kurz, es war eine infernalische Musik. Kaum vernahmen die Weiber die ersten Töne, als sie zu zittern anfingen und entfliehen wollten, allein sie wurden von den Männern, die wohl wußten, was die Sache bedeuten sollte, zurückgehalten. Da trat plötzlich aus dem Walde eine hohe weiße Gestalt hervor, mit einem Kopfe, so dick wie ein Faß, und feurigen Augen, so groß wie unsere Klüsgaate*). Ganz langsam schritt er vor und blieb, als er noch etwa eine Kabellänge von uns entfernt war, stehen. Die Weiber riefen: „Das ist Mama-Dschumbo!" und kreischten dabei lauter als französische Austernweiber. Die Männer aber sprachen: „Sehet, Ihr Nichtswürdigen, da ist Mama-Dschumbo; der frißt Euch auf der Stelle bei lebendigem Leibe, wenn Ihr lügt. Nun gesteht: Habt Ihr eine Untreue begangen? — Einige waren einfältig genug zu gestehen, und bekamen für ihre Aufrichtigkeit von den Männern furchtbare Prügel."

„Und wer war denn dieser Mama-Dschumbo?" fragte der Kapitän.

„Ein Possenreißer war's, der sich in ein großes weißes Tuch gehüllt hatte, der statt des Kopfes auf einer Stange einen großen ausgehöhlten Kürbis trug, in dem zwei Lichter angebracht waren. — Der Mama-Dschumbo," setzte der Dolmetscher hinzu, „ist fürwahr eine kapitale Erfindung; ich wollte, mein Weib glaubte auch daran."

„Wenn meine Frau," sprach der Kapitän, „sich nicht vor jenem Ungethüm fürchtet, so hat sie doch alle gebührende Ach-

*) Die runden Löcher zu beiden Seiten vorn am Schiffe, durch welche die Ankertaue gehen.

tung vor dem Stocke, und eine Ahnung davon, wie ich diesen handhaben würde, wenn sie mir einmal untreu werden sollte. Denn obwohl ich nur noch eine Faust habe, weiß ich dessen ungeachtet immer noch mit einem Stricke vortrefflich umzugehen. Was aber den Kerl da, welcher eben vom Mama-Dschumbo das Maul so voll nahm, anbelangt, so sagt ihm, er solle sich von nun an vernünftig und ordentlich betragen, oder ich werde ihm seinen rabenschwarzen Rücken dermaßen färben lassen, daß er einem rohen Stücke Roastbeef ähnlich sehen soll."

Mit diesen Worten stieg Ledoux in seine Kajüte hinab und suchte Aysche zu trösten, allein weder Liebkosungen noch Schläge — denn ein Seemann verliert bald die Geduld — vermochten sie zu beruhigen. In der übelsten Laune von der Welt stieg daher der Kapitän wieder auf's Verdeck und zankte mit dem wachthabenden Offizier wegen eines Befehls, den dieser eben den Matrosen gab.

Während der Nacht, als der größte Theil des Schiffsvolks in tiefen Schlaf versenkt war, hörten die auf Wache befindlichen Matrosen von dem Zwischendecke herauf einen ernsten, feierlichen Gesang, darauf eine kreischende, gellende Weiberstimme und endlich die des Kapitäns Ledoux, der furchtbar fluchte, schwor und mit seiner Peitsche Schläge austheilte. Bald aber ward Alles ruhig. Am folgenden Tage erschien Tamango wieder auf dem Verdecke. Rücken und Seiten waren furchtbar zerfleischt, seine Miene und Haltung jedoch nicht weniger stolz und ungebeugt als am Tage zuvor.

Kaum hatte Aysche seine Anwesenheit bemerkt, als sie vom Hinterkastell, wo sie neben dem Kapitän saß, auf Tamango zulief, sich vor ihm niederwarf und verzweiflungsvoll ausrief: „Vergib mir! Tamango, vergib mir!" Der Neger betrachtete sie eine Zeit lang schweigend und sprach endlich, als er den Dolmetscher in weiter Entfernung stehen sah: „Eine Feile!" Darauf drehte er seinem Weibe den Rücken zu. Der Kapitän

schalt sie derb aus, fügte des Nachdrucks wegen seinen Ermahnungen sogar einige Ohrfeigen hinzu, und verbot ihr, ferner mit ihrem ehemaligen Manne zu verkehren; allein er ahnete den Sinn und die Bedeutung der Worte nicht, welche jener ihr zugeflüstert, und richtete deshalb auch nicht einmal eine Frage an Aysche.

Inzwischen ließ Tamango nicht ab, die übrigen Sklaven Tag und Nacht zu bereden, sie möchten einen Versuch wagen, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Er stellte ihnen vor, die Zahl der Weißen sey sehr gering, die Wächter hätten viel von ihrer frühern Aufmerksamkeit nachgelassen; er übernehme es, sie nach der Heimath zurückzuführen, denn er sey in alle geheime Künste der Zauberei eingeweiht, und wer seinem Anschlage sich widersetze, falle unrettbar in die Hand des Teufels. — Bei allen diesen Reden bediente er sich aus Vorsicht der Peuls-Sprache, die dem Dolmetscher unbekannt war, keinesweges jedoch der Mehrzahl der Sklaven. Seine Beredtsamkeit ward durch seine Persönlichkeit und die Furcht, welche alle seine Gefährten auch jetzt noch immer vor ihm hegten, mächtig unterstützt, und Alle drangen in ihn, einen Tag festzusetzen, an dem man losbrechen könne. Er aber entgegnete den Verschworenen, die Zeit sey noch nicht gekommen; der Teufel, der ihm jede Nacht im Traume erscheine, habe ihm noch nichts Näheres anbefohlen, sie möchten sich aber jeden Augenblick bereit halten. — Er erprobte unterdessen den Grad der Wachsamkeit seiner Hüter. Eines Tages hatte ein Matrose seine Flinte an die Wand gestellt und betrachtete aufmerksam die fliegenden Fische, welche „die Hoffnung" umschwärmten. Da griff Tamango nach dem Gewehre und ahmte die Exercitien, welche er den Matrosen abgesehen hatte, auf eine groteske Art nach. Die Flinte ward ihm freilich bald abgenommen, allein er hatte doch nun die Ueberzeugung gewonnen, daß er eine Waffe berühren konnte, ohne irgend einen Verdacht zu erregen.

Einige Tage später warf ihm Aysche einen großen Schiffs-

Zwieback zu, und machte dabei ein Zeichen, das nur er allein verstand. In dem Brode steckte eine kleine Feile und von dieser hieng das Gelingen des Complotts ab. Tamango verbarg das Instrument vor seinen Mitsklaven; und als es Nacht geworden war, murmelte er unverständliche Worte, die er mit bizarren Bewegungen begleitete; endlich stieß er mehrmals hintereinander einen lauten Schrei aus, um seine Gefährten glauben zu machen, er habe mit einem unsichtbaren Wesen eine Unterredung. Alle zitterten, denn Niemand zweifelte an der Nähe des Teufels. Zuletzt rief Tamango freudig: „Endlich hat der Geist, den ich beschworen habe, mir zugestanden, was er längst versprochen hat; hier in meinen Händen habe ich das Werkzeug, mittelst dessen wir uns frei machen werden. Habt nur Muth, und Alles gelingt uns.“ Darauf zeigte er die Feile vor, die er vom unsichtbaren Geiste erhalten haben wollte, und Niemand hielt, so plump und handgreiflich die Erdichtung auch war, die Sache für unmöglich.

Endlich kam der Tag der Rache und Freiheit. Die Verschworenen hatten sich unter einander mit furchtbaren Eiden zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichtet und ihren gefaßten Plan reiflich überlegt. Es war verabredet worden, daß die Entschlossensten, und Tamango voran, sobald die Reihe, auf's Verdeck zu steigen, an ihnen seyn würde, sich der Waffen ihrer Wächter bemächtigen sollten; zu gleicher Zeit sollte eine Abtheilung in die Kajüte des Kapitäns eindringen und aller in derselben befindlichen Waffen habhaft zu werden suchen. Die, welche ihre Ketten bereits durchgefeilt hatten, sollten den Angriff beginnen; drei von ihnen wollten gleich anfangs über den Weißen herfallen, welcher die Schlüssel zu den Ketten in der Tasche trug, und sobald sie sich derselben bemächtigt hätten, ihre Mitbrüder der Fesseln entledigen.

An jenem verhängnißvollen Tage war Kapitän Ledoux in der rosenfarbensten Laune, und erließ sogar, gegen seine sonstige

Gewohnheit, einem Schiffsjungen, der eines Vergehens wegen die Peitsche verdient hatte, diese Strafe, machte dem wachthabenden Offizier ein Compliment über seine gut angeordneten Manoeuvres, erklärte dem Schiffsvolke, er sey mit Allem außerordentlich zufrieden, und versprach, daß auf Martinique, wo er in weniger als acht Tagen landen würde, jeder Mann eine außerordentliche Gratification erhalten sollte. Die Matrosen überlegten schon, wozu sie diese Summe anwenden wollten: der eine hatte Weiber im Sinne, der zweite ein gutes Glas Wein, der dritte Rum, der vierte ein hübsches farbiges Mädchen. Alle waren lustig und guter Dinge, als Tamango mit den übrigen Gefährten auf's Verdeck gebracht ward.

Alle hatten die Vorsicht gebraucht, ihre Fesseln so zu durchfeilen, daß Niemand es bemerken konnte, daß aber eine geringe Anstrengung hinreichend war, sie auseinander zu sprengen. Als sie ihre Ketten tüchtig geschüttelt und eine Zeit lang frische Luft geschöpft hatten, faßten sie sich alle bei der Hand, fingen an zu tanzen, und Tamango stimmte den Kriegsgesang an, mit dem er früher seine Schlachten zu eröffnen pflegte. Als der Tanz eine Zeit lang gedauert hatte, warf sich Tamango, als sey er von der Anstrengung ermattet, so lang er war, zu den Füßen eines Matrosen nieder, der arglos auf dem Verdecke stand. Die übrigen Neger thaten dasselbe, so daß jeder Matrose von mehreren Schwarzen gleichsam umzingelt war.

Jetzt stieß plötzlich der Häuptling, welcher sich unbemerkt seiner Fesseln entledigt hatte, einen furchtbaren Schrei aus, der zum Signal diente, packte mit beiden Händen die Beine des neben ihm stehenden Matrosen, warf ihn um, entriß ihm das Gewehr und schoß den wachthabenden Offizier nieder. In demselben Augenblicke warfen sich die übrigen Neger auf die andern Matrosen, entwaffneten und tödteten sie. Von allen Seiten ertönte ein furchtbares Kriegsgeschrei. Der Oberbootsmann, der die Schlüssel zu den Eisen trug, ward erwürgt; die übrigen

Neger wurden ihrer Fesseln entledigt und drangen auf's Verdeck, und wer keiner Waffen habhaft werden konnte, griff nach einem zur Schaluppe gehörenden Ruder. Die europäische Bemannung war von diesem Augenblicke an unrettbar verloren. Nichtsdestoweniger faßten einige Matrosen auf dem Hinterdecke Posto, allein es fehlte ihnen an Waffen und an Entschlossenheit. Nur Ledoux hatte seine Kaltblütigkeit und Besonnenheit nicht verloren. Er ahnete, daß Tamango die Seele der Verschwörung war; deshalb hoffte er, wenn er ihn aus dem Wege schaffen könnte, mit den Uebrigen leichtes Spiel zu haben. Ohne weiteres warf er sich, mit dem Säbel in der Faust, dem Häuptlinge entgegen, der ihn mit hochemporgehobenem Flintenkolben empfing. Beide trafen auf dem Vorderdecke mit einander zusammen. Tamango schlug zuerst aus; allein der Weiße wich zur Seite, der Streich fiel auf den Boden, der Kolben sprang vom Laufe ab, und dieser selbst entfiel, der furchtbaren Heftigkeit des Streichs wegen, dem Schwarzen aus den Händen. Tamango war nunmehr entwaffnet, und Ledoux hob unter einem teuflischen Lachen den Arm auf, bereit seinen Feind niederzuhauen. Allein dieser war gewandt wie ein Panther seines Landes, fiel seinem Gegner in den Arm, und nun zerrten sich Beide so lange hin und her, bis sie niederstürzten. Der Afrikaner lag unten, aber er drückte seinen Feind mit aller Gewalt an sich, und biß ihm so tiefe Wunden in den Hals, daß Blut in Strömen daraus hervorquoll; der Säbel entfiel der Hand des Kapitäns, Tamango bemächtigte sich der Waffe, sprang auf, stieß ein furchtbares Triumphgeschrei aus, und durchbohrte noch mehrmals seinen schon halbtodten Gegner.

Der Sieg war nicht länger mehr zweifelhaft. Die wenigen noch übrigen Matrosen flehten das Mitleid der Empörten an, allein Alle, bis auf den Dolmetscher, der niemals irgend Einem etwas Leides zugefügt hatte, jedoch am folgenden Tage schon an einer im Getümmel erhaltenen Wunde starb, wurden ohne Gnade und Barmherzigkeit hingewürgt. Der Lieutenant starb glorreich.

Er hatte sich auf's Hinterdeck zurückgezogen und an eine kleine Drehbasse postirt, die mit Kartätschen geladen war. Mit der linken Hand richtete er das Stück, und mit der rechten, in der er seinen Säbel schwang, streckte er mehrere Neger zu Boden. Ein dichter Haufen drang endlich auf ihn ein, da gab er Feuer; ein ganzer Haufen von Todten und Verwundeten lag am Boden; er selbst aber ward noch in demselben Augenblicke in Stücke gehauen.

Als alle Weißen in's Meer geworfen worden waren, und kein Gegenstand der Rache mehr übrig blieb, hoben die Neger ihren Blick zu den Segeln empor, die ein frischer Wind lustig schwellte, und welche noch jetzt den Bedrückern zu gehorchen und die Neger ungeachtet ihres eben erfochtenen Sieges in's Land der Knechtschaft treiben zu wollen schienen. „Wird dieser große Fetisch der Weißen uns, die wir das Blut seiner Gebieter vergossen haben, an unsere Küsten zurückführen?" fragten sich voll banger Ahnung die Schwarzen. Einige meinten, Tamango werde ihn schon zu zwingen wissen; also ward Tamango herbeigerufen; er beeilte sich aber nicht, hinauf zu kommen. Man suchte ihn überall. Endlich fanden ihn einige in einer Hinterkajüte, wo er am Boden saß; mit der einen Hand hatte er sein Weib Aysche umschlungen, die ihn küßte, in der andern hielt er den noch blutigen Säbel des Kapitäns. Seine Freude, einen vollständigen Sieg errungen zu haben, ward augenscheinlich durch eine gewaltige Unruhe, die sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatte, getrübt; denn er, bei weitem nicht so unwissend und dumm als seine Gefährten, sah wohl ein, wie schwierig die Lage war, in der er sich befand.

Endlich kam er auf das Verdeck, scheinbar ganz ruhig. Hundert Stimmen forderten ihn auf, das Schiff zu lenken. Langsamen Schrittes gieng er auf das Steuerruder zu.

Auf der „Hoffnung" war kein einziger Neger, dem es entgangen wäre, daß ein Rad am Hintertheile des Schiffes und

eine danebenstehende Büchse (der Compaß) großen Einfluß auf die Bewegungen des Fahrzeuges ausübten. Allein in diesem Mechanismus, den sie nicht begreifen konnten, lag für Alle ein tiefes Geheimniß. Tamango betrachtete den Compaß einige Minuten und bewegte seine Lippen, als lese er die auf demselben verzeichneten Worte, griff mit der Hand an die Stirn und schien Mancherlei zu überdenken. Die Schwarzen umstanden ihn in dichten Reihen, mit aufgesperrtem Munde, weit aufgerissenen Augen und beobachteten ängstlich jede seiner Bewegungen. Endlich nach langem Hin- und Hersinnen drückte er heftig auf das Rad, welches das Steuerruder in Bewegung setzt.

Wie ein gut zugerittenes Roß sich unter einem ungeübten Reiter bäumt, wenn dieser ihm zur Unzeit die Sporen eindrückt, so schwankte bei diesem ungeschickten Manoeuvre die „Hoffnung," sonst ein so vortrefflicher Segler, hin und her, und legte sich nach einigen Augenblicken, da die nöthige Uebereinstimmung und Wechselwirkung zwischen der Richtung der Segel und jener des Steuerruders so urplötzlich aufgehoben ward, ganz auf die Seite, und drohte zu sinken, denn die Raaen tauchten sich in den Ocean, mehrere Menschen fielen über Bord; nach einiger Zeit jedoch hob sich das Schiff wieder empor, und unter furchtbarem Krachen brachen die beiden Masten einige Fuß oberhalb des Verdecks ab, und übersäeten dasselbe mit Tau- und Segelwerk.

Die erschreckten Neger flüchteten sich schreiend und wehklagend zwischen die Luken, wo sie einen Zufluchtsort suchten. Da jetzt der Wind den Widerstand der Segel nicht mehr erfuhr, so strich er über das Schiff hin; die „Hoffnung" richtete sich noch einmal empor und ließ sich sanft von den Wellen schaukeln; die kühnsten Neger wagten sich wieder auf das Verdeck und räumten Segel, Taue und Holztrümmer aus dem Wege. Tamango stand unbeweglich, mit dem rechten Ellbogen auf das Compaßhäuschen gestützt, und bedeckte mit der linken Hand sein Gesicht.

Aysche stand neben ihm, wagte aber nicht ein Wort an ihn zu richten. Allmählig sammelten sich immer mehr und mehr Neger um ihn, und das anfangs dumpfe Gemurmel derselben ward zu einem lauten Toben. Sie überhäuften ihn mit Vorwürfen und Schmähungen. „Treuloser! Betrüger!“ erscholl ihm von allen Seiten entgegen, „Du bist an allem unserem Unglücke Schuld, Du hast uns an die Weißen verkauft, und uns endlich gegen sie aufgewiegelt. Du rühmtest Dich, mit dem bösen Geiste im Bunde zu stehen, und versprachst, uns in die Heimath zurückzuführen. Allein Du bringst uns Alle in's Verderben, denn Du hast den Fetisch der Weißen beleidigt.“

Tamango erhob stolz sein Haupt und die Wüthenden traten einen Schritt zurück. Er ergriff zwei Flinten, gab seinem Weibe einen Wink, ihm zu folgen, schritt ungehindert durch die Menge, und begab sich auf das Vordertheil des Schiffs, wo er sich mit Planken und leeren Fässern verschanzte und, in jeder Hand eine Flinte, still niedersetzte. Niemand beunruhigte ihn, einige weinten, und Andere hoben die Hände zum Himmel, um von ihren Fetischen Rettung und Beistand zu erflehen; noch Andere lagen vor der Bussole auf den Knieen und baten diese um Rückkehr in's Vaterland, wieder Andere lagen unbeweglich auf dem Verdecke umher, Weiber und Kinder rannten heulend und wehklagend hierhin und dorthin; um die hülfeflehenden Verwundeten bekümmerte sich Niemand.

Kurze Zeit später stürzt mit freudestrahlendem Antlitze ein junger Kerl auf's Verdeck und rief frohlockend: er habe den Ort entdeckt, wo die Weißen ihren Branntwein verwahrt hätten. Seine Freude und seine Haltung bewiesen hinlänglich, daß er bereits den Fund erprobt hatte. Alle stürzten in den untern Raum hinab, berauschten sich, sprangen und tobten dann auf dem Verdecke umher, und überließen sich allen Ausbrüchen viehischer Trunkenheit. Oftmals ward das Singen und Schreien

von dem Aechzen der Verwundeten übertäubt. So verflossen die noch übrigen Stunden des Tages und der Nacht.

Am andern Morgen, als die Meisten ihren Rausch ausgeschlafen hatten, folgte neue Verzweiflung; während der Nacht waren mehrere Verwundete gestorben, und ihre in's Meer geworfenen Leichname schwammen um das Schiff herum. Die See gieng hoch, der Himmel war bewölkt. Als Berathung gehalten ward über das, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sey, traten nach einander Einige hervor, die sich viel auf ihre Zauberei zu Gute thaten, jedoch so lange Tamango noch unter ihnen war, nicht hervorzutreten gewagt hatten. Es wurden die stärksten Beschwörungsformeln ohne Erfolg angewandt, und die Muthlosigkeit nahm stündlich überhand. Zuletzt wandten Einige sich abermals an Tamango, der hinter seiner Verschanzung sich ganz ruhig verhalten hatte. Er war, und das gaben jetzt Alle wieder zu, doch der Klügste unter ihnen, und deshalb machte ihm ein schon ziemlich bejahrter Neger Friedensvorschläge; allein Tamango blieb für alles Bitten und Flehen taub, um so mehr als er während der vorigen Nacht sich mit einem hinlänglichen Vorrathe Zwieback, Fleisch und Wasser versorgt hatte. Er war fest entschlossen, sich um nichts mehr zu bekümmern.

Voll Verzweiflung griffen die Neger abermals zum Branntwein, und vergaßen Meer, Sklaverei und den gewissen Tod; sie schliefen ein, träumten von Afrika und sahen ihre Gummiwälder, Strohhütten und die Baobab-Bäume, deren Schatten ihre Dörfer kühlt. — So verflossen abermals einige Tage; sie schrieen, weinten, rauften einander die Haare aus, tranken, betranken sich und schliefen. Mehrere soffen sich zu Tode, Andere fielen im Taumel über Bord, noch Andere stießen sich im Wahnsinne die blanke Waffe in's Herz.

Eines Morgens kam Tamango hinter seiner Verrammelung hervor und trat an den abgebrochenen Mast, der noch immer auf dem Verdecke lag. „Sklaven," sprach er, „der Geist ist

mir im Traume erschienen und hat mich gelehrt, wie ich Euch in die Heimath zurückführen kann. Eurer Undankbarkeit wegen müßte ich Euch billig dem Schicksal überlassen, allein ich will Euch verzeihen.“ — Alle neigten das Haupt und drängten sich um ihn. — „Die Weißen,“ so fuhr er fort, „wissen allein die mächtigen Worte, welche dieses große hölzerne Haus in richtige Bewegung bringen können; allein die kleinen Barken, welche den Kanots unseres Landes gleichen, verstehen wir zu lenken und zu regieren.“ Dabei zeigte er mit dem Finger auf die Schaluppe und die kleineren Kähne der Brigg. „Die müssen wir mit Lebensmitteln beladen, hineinsteigen und in der Richtung rudern, von wo der Wind weht. — Obwohl der Vorschlag der unsinnigste war, der jemals gemacht worden ist, und jeder, der den Gebrauch des Compasses nicht kennt, lediglich auf's Gerathewohl im Weltmeere umhergetrieben wird, so fand doch sein Rath Beifall. Tamango meinte, endlich müsse man doch an ein von Negern bewohntes Land kommen, denn die ganze Erde sey ja von Schwarzen bewohnt, weil die Weißen, seinem Glauben nach, lediglich auf Schiffen lebten. Seine Mutter hatte ihm das vor Jahren einmal erzählt.

Bald war Alles zur Abfahrt bereit, allein nur ein Kahn und eine Schaluppe waren im Stande, die See zu halten und konnten unmöglich die achtzig Neger, — so viele waren noch am Leben — fassen. Die Verwundeten und Kranken mußten ihrem Schicksale überlassen werden. Die meisten ließen sich vor der Abfahrt der Uebrigen den Tod geben.

Als endlich die beiden kleinen Fahrzeuge flott gemacht und über Gebühr beschwert worden waren, verließen sie bei stürmischer See, welche jeden Augenblick sie zu verschlingen drohte, das Schiff. Der kleinere Kahn fuhr voran; die Schaluppe, in welche Tamango mit seiner Aysche gestiegen war, blieb, ihrer schweren Ladung wegen, bedeutend zurück. Noch konnte er das Wehklagen der im Schiffe Zurückgebliebenen hören, als eine

mächtige Welle in die Schaluppe schlug und sie dermaßen mit Wasser füllte, daß sie vor Ablauf einer Minute sank. Die Neger im Kanot sahen Alles, und ruderten um so stärker, damit nicht irgend Einer von der Schaluppe an ihren Bord kommen möchte; allein fast Alle ertranken und nur etwa zehn oder zwölf vermochten das Schiff wieder zu erreichen; unter ihnen Tamango und Aysche. Als die Sonne untergieng, sahen sie den Kahn hoch oben am Horizonte; was aus ihm geworden, weiß Niemand.

Die auf der „Hoffnung" befindlichen zwanzig Neger litten furchtbar durch Hitze, Sturm und Hungersnoth, und führten steten Krieg um die wenigen Bissen Fleisch und Zwieback, die noch vorhanden waren. Wenige Tage später waren nur noch zwei lebende Wesen im Schiffe, Tamango und Aysche. — —

In einer Nacht war das Meer in furchtbarer Bewegung. Der Wind wehte gewaltig und die Dunkelheit war so groß, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Aysche lag in der Kajüte des Kapitäns auf einer Matratze; Tamango saß schweigend neben ihr. „Tamango!" rief sie endlich, „Alles, was Du duldest, erleidest Du meinetwegen."

„Ich leide nicht!" entgegnete er barsch, und warf seiner Frau einen halben Schiffszwieback zu. Es war der letzte.

„Behalt' ihn für Dich," entgegnete sie, „ich habe keinen Hunger mehr; meine Stunde ist gekommen."

Tamango erwiderte nichts, sondern wankte hinauf auf das Verdeck, setzte sich am Stumpfe des abgebrochenen Mastes nieder, ließ sein Haupt auf die Brust herabhängen, und pfiff sein Schlachtlied. Plötzlich hörte er ein, Meereswellen und Sturm übertönendes Geräusch, und ein Licht erschien; ein großes schwarzes Schiff fuhr schnell an der „Hoffnung" vorüber, und zwar so dicht, daß die Segelstangen ihn beinahe berührt hätten. Auf dem Maste hieng eine Laterne, die ihren Schein auf zwei menschliche Gestalten warf, die noch einmal einen gellenden Schrei ausstießen, worauf das Schiff wieder in der Dunkelheit ver-

schwand. Die wachthabenden Matrosen hatten ohne Zweifel die „Hoffnung" bemerkt, allein der furchtbare Sturm verhinderte das schwarze Schiff am Umdrehen und Anlegen. Tamango sah ein zweimaliges Aufblitzen und hörte zwei Kanonenschüsse, darauf nichts mehr. Am folgenden Tage erblickte er kein Segel, so weit er auch spähte, warf sich auf eine Matratze nieder und schloß die Augen. Sein Weib Aysche war in derselben Nacht gestorben. — —

Ich weiß nicht, wie lange nachher eine englische Fregatte, die „Bellona," ein entmastetes Schiff zu Gesicht bekam, das von seiner Bemannung verlassen zu seyn schien. Eine Schaluppe ward ausgesetzt, die Leute stiegen an Bord des Wracks, und fanden auf demselben den in Verwesung übergegangenen Leichnam einer Negerin, und einen schwarzen Mann, der so abgemagert war, daß er einer Mumie glich. Der Schiffschirurg nahm sich desselben an und behandelte ihn so gut, daß Tamango, als die „Bellona" in den Hafen von Kingston auf Jamaika einlief, bereits wieder hergestellt war. Hier erzählte er seine Geschichte. Die Pflanzer wollten ihn als einen rebellischen Neger gehenkt wissen, allein der Gouverneur, der menschlicher dachte, nahm Theil an dem Unglücklichen und bewies, daß er nichts als gesetzliche Nothwehr gebraucht habe; außerdem seyen, meinte er, die getödteten Weißen nicht einmal Britten, sondern Franzosen gewesen. Tamango ward daher behandelt wie alle Neger, die man den Sklavenhändlern abnimmt; — man gab ihm die Freiheit, das heißt, er mußte für die Regierung arbeiten, und bekam täglich einige Pence zu seinem Unterhalte. Er war ein schöner, kräftiger Mann, weßhalb der Oberst des fünfundsechszigsten Regiments ihn zum Paukenschläger machte. Er lernte ein wenig Englisch, sprach aber nur selten, gewöhnte sich das Rumtrinken an, und starb nach einigen Jahren im Hospitale an einer Brustentzündung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mérimée, Prosper,

Prosper Merimée's gesammelte Werke

Bd.: Bd 1.

1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1583(1/4#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11827642-9